

Biogr. C

205

Æ/1

Biogr. C. 205 ^x₌

Leisman

Biogr. C. 205^x (1)

Biographische Gemälde.



Erster Theil

Berlin 1839

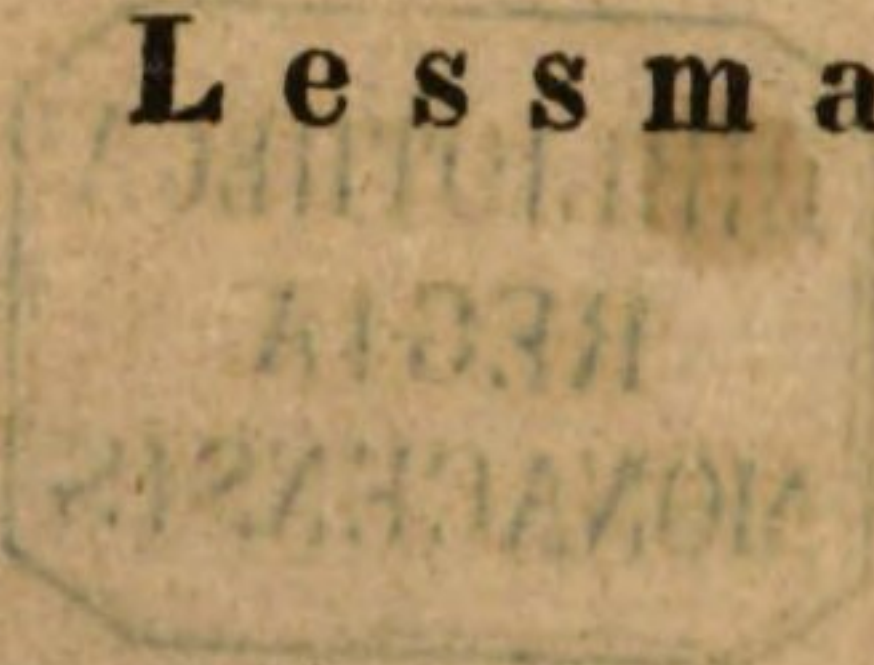
In der Handlung und Expedition der Königl. Preuss. Verlagsbuchhandlung

von G. Reimer

Biographische Gemälde.

Von

D a n. L e s s m a n n.



E r s t e r T h e i l.

Berlin, 1829.

In der Haude und Spenerschen Buchhandlung.

(S. J. Joseephy.)

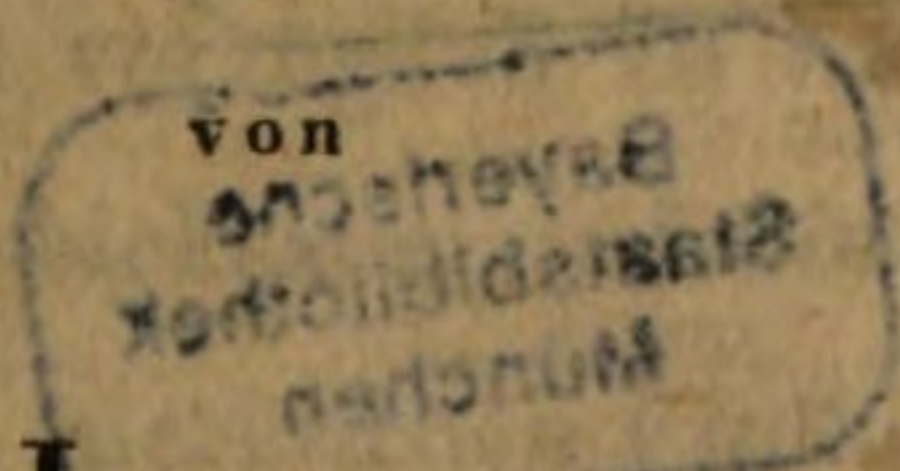
K ö n i g P h i l i p p

der Schöne

und

Alfons Albuquerque.

Zwei biographische Gemälde,

von
Dan. Lessmann.

Berlin, 1829.

In der Haude und Spenerschen Buchhandlung.

(S. J. Joseephy.)



Leipzig, 1820.

In der Handlung von J. G. Neumann, Neudamm.

(V. J. 1820.)

V o r w o r t.

Die Lesewelt erhält hiemit eine Reihe von biographischen Darstellungen, von welchen jeder Band zwei enthalten wird. Es ist des Verfassers Absicht, solche Charaktere vorzüglich zu wählen, die reich an Thaten und Schicksalen auf die Begebenheiten ihrer Zeiten einen merklichen Einfluss gehabt, oder zu einer Schilderung ihres Jahrhunderts, wie es in Geist und Sitte zur Nachwelt spricht, sich besonders eignen. Da der Raum nicht beschränkt, wird sich das Einzelne mit freier Ausführlichkeit behandeln, und Manches, was in einer allgemeinen Geschichte zur Seite liegen bleiben muss, mit lebhafteren Farben darstellen lassen.

Den Anfang macht König Philipp der Schöne von Frankreich, ein Fürst, dessen Re-

gierung höchst anziehend, dessen schlaue Thätigkeit uns glänzende Schritte bewundern, grauenhafte Handlungen verabscheuen lässt. Ihm folgt Alfons Albuquerque, der grosse Portugise, der seinem kleinen Vaterlande ein mächtiges Reich erfochten, und kräftiger als irgend ein Anderer die Vormundschaft des Europäers über die Völker der übrigen Erdtheile gerechtfertigt hat.

Wenn der Herr, wie bisher, mit Kraft und Gesundheit segnet, sollen diesem ersten Bande die künftigen in schicklichen Zwischenräumen folgen.

Berlin, 1829.

Dan. Lessmann.

Wenn die alten Philosophen den Menschen eine kleine Welt nannten, so wählten sie eine treffende Bezeichnung; das Ungleichartigste, welches einander gegenüber gedacht werden kann, das Schönste und das Widrigste, das Grofsinnigste und das Kleinlichste, das Erhabenste und das Gemeinste, im Menschen findet es sich neben einander. Gegensätze dieser Art können in unendlicher Mannigfaltigkeit zusammen fließen, und darum ist jeder einzelne Mensch eine neue Erscheinung, jeder Charakter ein neues Gemälde; in der unübersehbaren Menge lässt sich auf kein Paar deuten, das durch bestimmte Züge sich nicht sonderte, und bei gleicher Erziehung, bei gleichen Neigungen und Verhältnissen sind die Aehnlichsten von einander verschieden. Daher der unbegrenzte Reichthum, mit welchem ein Gemälde der Menschheit den Beobachter überrascht und ergetzt, unzählige Farben und Schatten, unzählige Gegensätze und Verschmelzungen; wo das Auge nur weilt, wird es durch eine andre Lichtgebung unterhalten, runden sich die Gestalten durch andre Linien, und die Geschichte, die dieses Gemälde durch alle Felder der

Vergangenheit hindurchführt, wird zum unerschöpflichen Strome, dessen Fluth sich in den dunklen Kammern des Berges täglich und stündlich erneut. Jedes Jahrhundert hat mit einem Eroberer gewetterleuchtet, und dessenungeachtet gewährt jedes ein eigenthümliches Schauspiel; unter den Händen des zermalmenden Schicksals stürzen die Kinder der Ehrsucht von ihrer schwindelnden Höhe, aber ein Sturz donnert mit immer andrem Getöse als der vorhergehende; wie die Völker zum Gipfel ihres Glanzes emporstiegen, und von diesem Gipfel, in ohnmächtiger Zerriüttung verwitternd, wieder nieder sinken, spiegelt sich diese wiederkehrende Erscheinung dennoch jedesmal in frischer Gestaltung ab, immer anziehend und belehrend, immer bewundernswürdig oder grauenerweckend, und wenn auch unter der Sonne nichts Neues geschieht, so kehrt das Alte doch niemals in gleichförmiger Wiederholung zurück.

Jede besondere Handlung eines Menschen ist ein Glied seines Lebens; kein Zug seiner geistigen Persönlichkeit so unbedeutend, dass er nicht ein Beitrag würde zur Darstellung seines Gesamtwesens. Wie bei einzelnen Menschen, so bei ganzen Völkern. Es kann keine Begebenheit bedeutungslos vorüber ziehen, dass sie in ein Gewebe der Zeitschilderung sich nicht unterstützend mit einwirken liesse; das Geringfügigste erhält Bedeutung, wenn ihm unter schücklicher Verbindung im Bau des Ganzen seine Stelle geworden, und wer von unwichtigen Ereignissen spricht, hat keine Ahnung vom Geiste der Geschichte. Aber beim Einzelnen darf die Geschichte nicht stehen bleiben; wenn sie nicht kurzsichtig in den beschränkten Grenzen der Unmündigkeit sich bewegen will, muss sie,

einen reicheren Standpunkt erstrebend, durch die einzelnen Begebenheiten, wie auf Stufen, den möglichst hohen Gesichtskreis zu erschwingen suchen, wo ihrer Wissbegier nur die Entfernung oder die Unbegreiflichkeit Stillstand gebietet. Ihr Ziel ist die Umspannung des Ganzen; aus den besonderen Erscheinungen den Gesamtgeist eines Jahrhunderts so anschaulich aufzufassen, dass sie es endlich in jeder besonderen Erscheinung wieder erkennt; aus den einzelnen Handlungen vom Charakter eines Volkes ein so geründetes Bild sich zusammen zu stellen, dass dieses Volk in jeder einzelnen Handlung wieder, wie es lebt und athmet, sprechend vor ihr steht — das ist die Aufgabe, welche die Geschichte sich stellt, wenn sie, des angeborenen Adels sich bewusst, ihren Beruf nicht verleugnet, und nicht unter einem dürrn Gerüste von unzusammenhangenden Daten in seichter Armuth verkümmern will. Der Mensch bleibt ihr Thema; der Mensch aber stellt sich am umfassendsten nur in seinem Geschlechte dar; nur im wechsellvollen Spiegel dieses Geschlechtes, wie es im Laufe der Zeit sich erweitert oder zusammen zieht, erblasst oder Farbe gewinnt, schwebt die geistige Gestalt des Menschen lebendig vor dem Auge des Beschauers empor. Es hat die Geschichte das Leben und die Sinnesweise der Völker und der Menschen darzustellen, die fortschreitende Erziehung und das Zurücksinken unsres Geschlechtes sind die beiden Pole ihrer Axe. Die Fürsten, die an der Menschheit Spitze gestanden, die Helden, deren Schwerdt ihrem Volke einen glänzenden Namen erkämpft hat, die grossen Männer, die auf der Bahn zur Entwicklung seine Schritte beschleunigt, die Ungeheuer, deren Leidenschaften es

in schmachvolles Elend gestürzt haben, steigen als die Säulen ihres Jahrhunderts in die Höhe, ihr Jahrhundert aber sind sie nicht; wie die Riesen des Verhängnisses stehen sie unter ihrem Volke da, den Gang seines Schicksals und Geistes bestimmend, ihr Volk aber sind sie nicht; nur als die Führer, nicht als die Repräsentanten der Menschheit dürfen Könige und Heroen einer sinnigen Geschichte gelten — die Sterne der ersten Grösse schmücken das Firmament, aber dass die gewölbte Decke der Nacht ihre Herrlichkeit erhalte, flimmern noch unzählige andre aus dem dunklen Blau, und aus unendlich vielen Sternchen zusammen geflossen, zieht sich die Milchstrasse, der prachtvolle Schimmergürtel, durch den schweigenden Himmel. Nur wer den Geist und das Wesen der verschiedenen Zeitalter, das Leben und den Charakter der verschiedenen Völker sich zum Ziele gelobt hat, darf sich seines historischen Fleisses rühmen, und nur ein Solcher ist es werth, sich auch am holden Farbenspiele der einzelnen Züge zu ergetzen. Der gross sinnige Geschichtsfreund schwebt, gleich dem königlichen Adler, überblickend auf den Wipfeln des vielästigen Baumes; der kleinliche Notzensammler kriecht, wie die Raupe, in peinlichen Windungen auf demselben Blatte umher, und schleppt sich, wenn er das eine arm genagt, zum nächsten hinüber; er weiss, was ein Blatt ist und hat, wenn es hoch kommt, einen Begriff von eines Blattes Umrissen; fragt ihn, wie ein Zweig in die Lüfte ragt, wie der Baum mit stolzem Wuchse in's Blau des Himmels emporsteigt, er steht in stumpfer Beschränktheit schweigend da, und schrumpft schon bei der blossen Frage erschrocken zusammen.

Wie aber jedes Studium nur gedeiht, wenn es mit frommem Eifer und mit Heiligkeit des Willens ergriffen worden, so auch die Geschichte. Die Wärme ist das Prinzip alles Lebens; nur die Begeisterung leiht jedem menschlichen Streben die Schwingen, ohne welche keine Anstrengung sich emporringt über die Grenzen der Alltäglichkeit. Die unerschütterliche Ruhe, die mit besonnenem Richterblicke zwei Völker um ihr Daseyn kämpfen sieht, brüstet sich mit gar zweideutigem Verdienste, und die warme Vorliebe, welche zu jugendlich sich ihrer Neigung überlässt, hat in geschichtlicher Würdigung noch immer mehr für sich als die gepriesene Unpartheilichkeit, die ihren Gegenstand mit vernünftiger Kälte behandelt, als wäre das Geschäft von einem Andern ihr aufgetragen worden. Eine Geschichte, welche, die Themis spielend, mit verbundenen Augen die Wage in der Hand hält, verräth bald die Binde, die ihre Blicke erstickt; nicht das Latein, die Begeisterung für das Kapitol macht den Livius zum römischen Geschichtschreiber. Unpartheilichkeit bei warmem Mitgefühl ist das Erbtheil eines höheren Wesens; nur Ungerechtigkeit ist's, welche der Geschichtschreiber vermeide.

Ist der Gegenstand der Geschichte der Mensch, wie er in seinem Wirken sich giebt, so stellt sie ihn von allen Seiten dar. In seiner gottähnlichsten Höhe, in seiner empörendsten Verworfenheit tritt er auf; wir sehen ihn durch weise Bruderliebe die Seinigen beglücken, und mit tigerartigem Blutdurst gegen sein Geschlecht wüthen; in dunkler Ahnung eines Höheren sich bewusst, ringt er nach einem leuchtenden Ziele, und weiss thörigt das errungene Gut nicht zu benutzen;

die Bahn seines Lebens führt ihn vor belehrenden Erfahrungen vorüber, er sieht in seinem Fluge nicht nach ihnen zurück, und achtet auf die Winke des Schicksals mit keinem Blicke; er glaubt die Zügel des Verhängnisses in kraftvoller Hand zu führen, und ist das bewegte Spiel der kleinlichsten Ereignisse. Erhabene Tugenden und lichtscheue Leidenschaften, Seelengrösse und kleinliche Bosheit, bescheidener Klugsinn und eitle Thorheit, frommes Gemüth und Heuchelei, Riesenkraft und Gebrechlichkeit; ein König, der seines Blutes letzte Tropfen freudig für sein Volk vergiesst, und ein Wüthrich, welcher dem ganzen Geschlechte der Menschen einen einzigen Hals wünscht, um ihn mit dem Beile durchschneiden zu können; ein Seemann, der mit Aufopferung jeder irdischen Freude, mit tausend Gefahren ringend, auf die Entdeckung eines fernen Erdtheiles sinnt, und ein schaler Höfling, der nach den Launen seines Herrn zu denken sich anstrengt; ein Heros im Fürstenmantel, wie Kaiser Barbarossa, und ein gekröntes Raubthier, wie Domitian; Furius Camillus und Cäsar Borgia — sie schreiten in bunter Reihe vor unsren Blicken vorüber. Mit Staunen und Spannung betrachten wir den Schauplatz in immer wechselnder Bewegung; Völker steigen völkerbezwingend empor, und sinken verhallend in den Abgrund der Vergessenheit zurück; von den Gebirgen strömen Barbaren herab, und vertilgen ein gebildetes Geschlecht vom Erdkreise; in einer allgemeinen Wanderung wogt mehrere Jahrhunderte hindurch die ganze Menschheit, schwankend, wie die Wellen des Meeres; der Westen zieht in gewaffneten Schwärmen nach dem Morgenlande, sich die Geburtsstätte seines Glaubens zu erkämpfen; ein

kühner Mönch bricht die Fesseln der eingekerkerten Vernunft, und ein wohlgesittetes Volk, mit dem Blute seines Königes sich sättigend, alle Bande der Menschen-natur zerreissend, zerstört sich in tobender Raserei, und will die Gottheit von ihrem Weltthron stürzen. Aber auch vor Räthseln stehen wir befremdet still, und können die Wege des Ewigen nicht begreifen; die ungeheuersten Wirkungen entspriessen einem winzigen Keime, und in kümmerliche Bedeutungslosigkeit löst sich das stolzeste Beginnen auf; die Völker des Nordens zertrümmern das allgewaltige Rom, und ein römischer Priester beherrscht mit dem Schlüssel die Völker des Nordens; der unbedeutende Gehülfe einer Kaufmannswittwe wird der Stifter eines neuen Glaubens, und Millionen Zungen sprechen andachtsvoll seinen Namen aus; der mächtigste Herrscher in der Christenheit legt seine Kronen alle nieder, und lebt ein verschollenes Alter in der dumpfen Zelle eines Klosters! Wie ungreiflich aber auch immer die Fäden der Geschichte sich kreuzen, wie oft wir auch der klügelnden Vernunft uns begeben müssen, der Zügel des Weltenlenkers verräth sich überall; ein ewiges Geheimniss umwölkt seinen Arm, seine Hand ist unserm Auge sichtbar, und keine Speiche dreht sich in dem ungeheuren Rade, dass sein Wille nicht ihr die Bewegung vorschriebe. Den Völkern wie den Menschen ist das Ihrige zugewogen, die blühende Kraft des Jünglings reift dem Greisenalter entgegen, die Grösse hat ihre Schwächen, die Gewalt ihre Schranken, den Stamm der mächtigen Zeder zernagt ein winziger Wurm, und mit der stolztriumphirenden Bossheit sitzt die verschleierte Nemesis auf dem Siegeswagen; der Vergelter waltet über den Sternen, und wie

entmuthigend uns auch bisweilen der kalte Hauch des Zweifels entgegen weht, auf jedem Blatte sagt uns die Geschichte, der ewige Vater, welcher uns mit so vielfachen Kräften ausgerüstet und mit so himmlischen Funken beseelt, hat uns nicht bloss für dieses schnell verhallende Leben, noch für diese kleine beschränkte Erdscholle aus dem Nichts hervor gerufen.

P h i l i p p I V,

König von Frankreich.

Erstes Kapitel.

Im Jahre tausend zweihundert und siebenzig starb Ludwig der Neunte, welcher durch seine Unermüdlichkeit im Kampfe gegen die Sarazenen den Namen des Heiligen erhalten, der Grossvater des Fürsten, dessen Regierung diese Darstellung schildern soll. Eine ansteckende Krankheit, deren Uebermacht selbst die schwärmerischste Tapferkeit augenblicklich lähmte, hatte seiner Hand das Schwerdt entwunden; in der Citadelle von Tunis, die er mit blutiger Anstrengung erstürmt hatte, gab er mit dem Leben zugleich die begonnene Zerstörung des Maurenstaates auf. Neben ihm erlagen viele tapfere Heerführer dem nehmlichen Uebel, und was von rüstigen Körperkräften unterstützt davon kam, war zu matt und mutlos, um den Plan des erblichen Königs zu verfolgen.

Philipp der Dritte, sein Sohn und Nachfolger, der ohne wahrhaften Heldenmut zu besitzen, den Beinamen des Kühnen bekommen, weil er in einigen Gefechten an der afrikanischen Küste durch vorübergehende Aufwallungen der Beherztheit zu glänzenden Erwartungen Anlass gegeben hatte, segelte mit den Trümmern des Heeres zurück, und sorgte von seinem Schlosse zu Paris aus für das Wohl seiner Völker so wirksam, als die Beschränktheit seiner Einsichten es erlaubte. Schwunglos in seinen Plänen und ohne Nachdruck in ihrer Aus-

führung, von den Mönchen zu gedankenloser Frömmigkeit erzogen und eine Armut an Bildung verrathend, die um so trauriger ihn verdunkelte, je bewunderungsvoller die Welt von der Gelehrsamkeit des neunten Ludwigs sprach, durch seine Habsucht nicht selten zu ungerechten Handlungen verleitet*) und nur von den Geistlichen, deren Schöpfung er zum Theil war, eines zweideutigen Lobes gewürdigt, steht dieser Philipp zwischen einem hochgefeierten Vater und einem denkwürdigen Sohne als eine strahlenarme Fürstengestalt da, ein unbedeutendes Glied in der Herrscherreihe der Kapetinger.

Ist er für Frankreich von einiger Wichtigkeit gewesen, so wurde er's durch das Königreich Navarra, einen kleinen aber wohlbevölkerten Staat zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, welchen er mit dem französischen Reiche verband. Wenige Jahre nemlich nach dem Tode Ludwigs des Heiligen, war Heinrich, der König von Navarra, gestorben. Da Johanna, seine einzige Tochter und Erbin, noch ein unmündiges Kind, hatte er Blanca, seine Gemahlin, zur Regentin ernannt, und ihr während der letzten Unterredungen an's Herz gelegt, sich in Fällen der Noth an Frankreich zu wenden, nicht aber bei den Königen von Arragonien oder Kastilien, vor deren eifersüchtiger Habgier ihm bangte, Hülfe zu suchen. Das Bedürfniss eines kräftigen Schützerarmes stellte bald sich ein; die Mächtigen im Lande, vom Zügel einer männlichen Herrscherhand befreit, er-

*) So liess er z. B. die Wucherer bisweilen in's Gefängniss werfen, und löste ihre Bande nicht eher, als bis sie durch schwere Geldsummen ihre Freiheit erkaufte hatten. (S. Hist. de France p. l'Abbé Velly. t. VI.)

hoben in verwegenem Uebermuth das Haupt, sie mochten auf die gebietenden Winke des Scepters nicht achten, und widersetzten sich der Verwalterin des Reiches bald mit offenem Ungehorsam. Die Bitten der Königin waren fruchtlos, ihre Drohungen wurden verspottet, in allen Schlössern und Burgen regten sich die Waffen der Empörung, und wohin die Geängstigte sich wandte, blickte sie in eine stürmische, mit schweren Wetterwolken drohende Zukunft. So blieb ihr nichts übrig, als dem Rathe des geschiedenen Königs zu folgen, und mit der Tochter das Reich verlassend, bei Philipp dem Kühnen Beistand zu suchen. Mit gastlichen Armen wurde sie empfangen, mit tröstlichen Hoffnungen ermunthigt; das französische Schwerdt versprach, den Adel von Navarra in die Schranken des Gehorsams wieder zurückzuschrecken. Aber das wieder gewonnene Land selbst, war Philipps Absicht, sollte der Lohn der Anstrengung seyn, und so ging er bald mit dem Gedanken um, Johann, die reiche schutzflehende Erbin, in seine Schwiegertochter zu verwandeln.

Zwei Königinnen sassen neben Philipp dem Dritten auf dem französischen Throne. Die erste gebar ihm vier Söhne; den Ludwig, welcher noch vor seines Vaters Tode gestorben; den Philipp, den Mann unseres Gemäldes; den Karl, Grafen von Valois, und Robert, den Grafen von Artois. Aus der zweiten Ehe erhielt er Ludwig, Grafen von Evreux, Margarethe, welche nachher mit Eduard, dem Könige von England, vermählt worden, und Blanca, die Gattin Rudolfs, Herzogs von Oesterreich. Philipp, der zweite Sohn, war's, welcher der Erbin von Navarra seine Hand reichen sollte.

Der schöne Jüngling, durch schlaue Gewandtheit schon jetzt verrathend, was er dereinst bei ausgebildeten Kräften werden sollte, erschmeichelte sich gar bald die Neigung der jungen Fürstin. Sie fühlte sich glücklich, mit einem so lebenswürdigen Genossen das väterliche Erbe zu theilen, und nicht allein das reichste Mädchen, sondern auch die beneidenswerthe Gattin ihres Staates zu heissen; freudig gab sie ihre Einwilligung, und nichts fehlte als die Zustimmung Gregors des Zehnten, des Statthalters Christi zu Rom, ohne dessen Segen eine Ehe, die zwei Reiche mit einander vereinigen sollte, damals nicht geschlossen werden durfte. Eine lange Zeit hindurch wurden bittende Briefe vergebens nach den Ufern der Tiber gesandt, und erst da das reizende Gebiet von Venaïscin am östlichen Ufer der Rhone, wo sich die Durance mit ihr vereinigt, als der Dankpreis der apostolischen Einwilligung aufgestellt worden, liess Gregor sich geneigt finden, und verband den Sohn des französischen Königs mit der Erbin von Navarra. Darauf rückte französische Mannschaft in Navarra ein; sie stritt für den Sohn ihres Fürsten, ihren Mut begünstigte das Kriegesglück, und bald kamen die Baronen des Staates herbei geschlichen, um sich Verzeihung zu erflehen und für alle kommenden Zeiten Gehorsam zu versprechen.

Weniger glücklich war Philipp der Dritte in einem Kriege mit dem Könige von Arragonien. Er hinterliess ihn in sehr bedenklicher Verwicklung seinem Nachfolger, und desshalb verlangt es die Deutlichkeit der Darstellung, dass wir seinem Ursprung und seinem Verlaufe sorgfältiger nachgehen.

Nach dem Tode Kaiser Konrads des Vierten,

welcher den grössten Theil seines Lebens in seinem Erbe, dem Königreiche beider Sicilien, verbracht hatte, wusste sich Manfred, sein Halbbruder, ein natürlicher Sohn Kaiser Friedrichs des Zweiten, die Herrschaft über diese Lande zu erwerben, und sie seinem Neffen Konradin, dem rechtmässigen Nachfolger, vorzuenthalten. Aber Manfred, störrigen Sinnes und nicht geneigt, einen Höheren in der apenninischen Halbinsel über sich zu erkennen, weigerte sich, als König von Neapel dem Pabste die geforderte Huldigung zu leisten, und um diese Weigerung durch auffallende Schritte zu erhärten, war er verwegen genug, selbst verschiedene Einfälle in die päpstlichen Staaten zu thun. Kein Wunder, wenn Urban der Vierte, das damalige Oberhaupt der christlichen Kirche, an sich selbst schon, wie alle Päbste, ein geschworener Feind des ritterlichen Heldengeschlechtes, welches der Name Hohenstaufen bezeichnete, vom bittersten Ingrimme gegen den frechen Fürsten erfüllt ward, und alle Mittel hervor suchte, um ihm die Schwingen seines voreiligen Fluges zu brechen. Es gab kein wirksameres, als ihm einen Mächtigen gegenüber zu stellen, der ihm die neue Krone vom Haupte zu reissen im Stande war. Desshalb wandte sich der heilige Vater an Ludwig den Neunten von Frankreich, klagte über die Frevelkühnheit des unehlich gezeugten Hohenstaufens, und bot die Krone von Neapel Ludwigs jüngerem Bruder, dem Karl von Anjou, an. Eine frühere Vorstellung dieser Art hatte der französische König in bestimmten Ausdrücken zurückgewiesen; jetzt schien seine Gewissenhaftigkeit weniger zärtlich zu seyn, er gab seine Einwilligung zu einem Beginnen, welches die redefertigste Zunge nicht beschönigen, nicht

rechtfertigen konnte, und unterstützte seinen Bruder mit Heeresmacht. Karl von Anjou, schon durch seine ausgedehnten Besitzungen in Frankreich ein mächtiger Herr, landete mit kampflustigen Streitern an Italiens Küste, und wurde in Rom vom heiligen Vater zum neapolitanischen Könige gekrönt. Bald war der Volturno überschritten; Manfred, von einem weniger zahlreichen Heere sich umgeben sehend, wich den daher stürmenden Feinden aus, und zog sich, um Zeit zu gewinnen, nach den östlichen Gauen seines Reiches. Doch schon bei Benevent erreichte ihn sein Gegner; eine blutige Schlacht erfolgte; der heftige Manfred, ein muthiger Krieger, aber kein lobenswerther Volksgebieter, sank im Drauge des Gefechtes, der Sieger rückte in die Hauptstadt ein, und der Süden Italiens gehorchte einem Fürsten aus Kapetingischem Geschlechte. (1265).

Aber Karl von Anjou war seines Glückes nicht werth. Unter den Auflagen, die sein Hang zur Schwelgerei ersann, fürchteten seine Völker zu verarmen; seine Grausamkeit entfremdete ihm alle Herzen, empörte alle Stände. Des lastenden Joches überdrüssig, sehnten sie sich nach einem menschlicheren Herrn, und bald erging an Konradin, den Neffen des Manfred, die Aufforderung, über die Alpen zu ziehen, und von zahlreichen Freunden unterstützt, das entrissene Erbe in Empfang zu nehmen. Voll fröhlicher Erwartungen eilte der Jüngling herbei, und sah sich an der Grenze des Landes mit jubelnder Lust empfangen. Während dessen hatte der zitternde Karl Verstärkung aus Frankreich erhalten, und zog hinaus, die Krone, die er durch einen Sieg erworben, durch einen zweiten zu retten. Zum andren Male lächelte ihm das Glück der Schlacht. Bei Aquila,

zwischen den schauerlichen Felsen der Abruzzen, erlag an den Ufern der Pescara das letzte Heer, welches für einen Hohenstaufen focht; verkleidet suchte Konradin mit seinem Vetter Friedrich, dem Erzherzoge von Oesterreich, seinen Verfolgern zu entkommen. Aber beide geriethen in die Hände der Feinde, und als ein verhöhnter Gefangener betrat der Jüngling die Stadt, in welche er als ein freudig begrüßter Fürst einzuziehen gedachte. Weder die Jugend des unglücklichen Hohenstaufen, noch die öffentliche Stimme, die dringend um Schonung bat, konnten des Königs feige Rachsucht entwaffnen; er folgte dem Rathe Clemens des Vierten, der auf dem Sterbebette schon liegend, ihn zu blutiger Entscheidung aufforderte; königliche Richter sprachen das Urtheil über beide Fürsten, auf öffentlichem Markte zu Neapel ward ein Schaffot errichtet, und hier verlor neben Friedrich, seinem Waffengenossen, der arme Konradin, die letzte geknickte Eiche im stolzzipfligen Forste der Hohenstaufen, sein junges viel betrautes Leben. Gar manchen Anhänger von vornehmer Stande traf dasselbe Loos; auch Manfreds Mutter und sein Sohn starben unter dem Beile des Henkers. (1268).

Um so schonungsloser glaubte Karl jetzt verfahren zu dürfen. Die Ländereien der deutschen Parthei im Lande wurden mit höhnender Rachsucht verwüstet, die Ermahnungen Nicolaus des Dritten, des neuen Papstes, nicht beachtet. Aber eben dieses unkluge Verfahren unterwühlte seinen Thron. Peter, der König von Arragonien, der Konstantien, eine Tochter des Manfred, zur Gemahlin hatte, harrete auf eine Gelegenheit, seinen Schwiegervater zu rächen, und zugleich Sicilien, das schöne reiche Eiland, zu erwerben. Aber sein

Wunsch hätte vielleicht sich niemals einer Befriedigung erfreut, wenn ein kluger Kopf nicht zu seinem Vorthail gewirkt hätte. Es war Johann von Procida, ein Edelmanu aus Salerno *). Bei Kaiser Friedrich dem zweiten, wie bei Manfred, wegen seiner Einsichten in hoher Gunst gehalten, von Karl hingegen seiner Güter beraubt, hatte er sich auf der Flucht nach Spanien gewandt, und besprach hier mit dem Könige von Arragonien, wie der Sturz des verhassten Anjou herbei geführt werden könnte. Verkleidet wanderte er sodann durch die Städte Siciliens, und stimmte die Einwohner zur Empörung; er ging nach Rom und wusste Nicolaus den Dritten, welcher dem Könige beider Sicilien bereits wenig gewogen war, ganz und gar für Peter von Arragonien zu gewinnen **); er reiste nach Konstantinopel, und brachte Paläologus, den griechischen Kaiser, dahin, dass er den arragonischen König mit Geld zu unterstützen versprach ***). Nach solchen Vor-

*) Nach einigen hiess er Procida, von der Insel dieses Namens zwischen Neapel und Ischia, welche ihm König Manfred als Eigenthum geschenkt hatte.

**) Karl von Anjou hatte bei seiner Krönung zu Rom einen jährlichen Tribut zu zahlen versprochen, und sollte, als Zeichen der Vasallenschaft, jährlich ein geschmücktes Reitpferd senden. In diesen Bedingungen lag die Ursache des Zwistes zwischen ihm und Nicolaus dem Dritten, dem Johann Cajetan aus dem Hause Orsini, welcher den Beinamen il Composto — der Ehrbare — erhielt, und den verderblichen Nepotismus, die Begünstigung der Verwandten durch Geld und Güter, einführte. Sein Nachfolger, Simon de Brie, Martin der Vierte, verstand sich mit Karl von Anjou freundschaftlicher.

***) Michael Paläologus hatte etwa zwanzig Jahre früher mit Hülfe der Genueser den lateinischen Kaiser Balduin den zweiten, besiegt und vom Throne gestürzt. Mit dem Sohne dieses Balduin war eine Tochter des Karl von Anjou vermählt. Dieser rüstete sich daher so eben gegen den Paläologus, und wollte mit Waffengewalt die Ansprüche seines Schwiegersohnes an den Thron von Konstantinopel geltend machen. Daher geschah es auch, dass Paläologus, nachdem er dem Könige von Aragonien Geldhülfe versprochen hatte, von dem neuen Pabste in den Bann gethan wurde.

bereitungen kehrte er zurück, und rieth Petern, eine Flotte zu rüsten, und mit derselben sich scheinbar gegen die Sarazenen an der afrikanischen Küste in Bewegung zu setzen. Es konnte nicht fehlen, dass diese Rüstung im Könige von Neapel Argwohn weckte; da der Aragonier indessen wirklich nach Afrika hinüberschiffte, die Sarazenen durch wiederholte Feindseligkeiten gegen sich reizte, und mehrere feste Plätze in seine Gewalt zu erhalten suchte, beschwichtigte sich die Furcht. Auch starb um diese Zeit Nicolaus der Dritte, und sein Nachfolger hegte andere Gesinnungen. So musste denn Peter in Geduld abwarten, ob die Bewohner Siciliens sich in einem Aufstande gegen den unväterlichen Herrscher erheben würden, und selbst der erfindungsreiche Procida sah verzweiflungsvoll das Ziel seines Strebens in immer weitere Ferne gerückt, als ein furchtbares Ereigniss die Wünsche Beider zu plötzlicher Reife beschleunigte.

Am Ostermontage des Jahres zwölf hundert zwei und achtzig zogen die Bewohner von Palermo in zahlreichem Zuge aus der benachbarten Kirche Monreale zurück; zerstreut unter ihnen schlenderten die französischen Soldaten, verhasst als die Werkzeuge eines Tyrannen, gemieden um ihres leichtsinnigen Uebermuthes willen und wegen ihres oberflächlichen Glaubens verabscheut. Da traf es sich, dass ein junger Soldat in die Nähe eines Mannes kam, der seine Tochter, ein schönes blühendes Mädchen, aus der Kirche nach Hause begleitete. Von plötzlicher Begierde entflammt und durch französischen Leichtsinn verleitet, legt der junge Kerl Hand an das Mädchen, benutzt den Vorwand, er müsse untersuchen, ob sie auch nicht etwa verborgene

Waffen bei sich führe, und setzt alle Rücksichten der Ehrbarkeit aus den Augen. Das Mädchen fliegt schreiend auf ihren Vater zu; dieser sieht sich von Bürgern umgeben, die kränkende Beschimpfung empört ihm das Blut, er zieht seinen Dolch, und streckt den Beleidiger augenblicklich an den Boden. Der rauchende Dolch wird die Losung; alle Hände waffnen sich, und jedes Auge sucht sich sein Opfer aus. Kaum ist eine Stunde verflossen, so haben in der Ebene zwischen der Kirche und der Stadt alle Soldaten bereits die Frechheit ihres Waffengenossen mit dem Leben bezahlt; nach allen Seiten hin wird geflohen und verfolgt, über die breitesten Gräben setzt die Todesangst, und wie beflügelt keucht ihr die Rache nach. Bald tobt die Mordlust auch in die Thore der Stadt hinein; in den Strassen wie auf den Plätzen wälzen sich die jammernden Soldaten in ihrem Blute, aus Kellern und Kammern werden die Schlachtopfer hervor gerissen, die Blutgier hört keine Bitte, der entfesselte Grimm macht keinen Unterschied. Die Dörfer umher ahmen der Hauptstadt nach, und den ganzen Küstenstrich entlang überlebte kein Franzose die *sicilianische Vesper* *). Mit freudigem Staunen vernahmen die übrigen Städte, was zu Palermo geschehen; bald erfolgte in Messina das Nelmliche.

Zu Orvieto, einer Stadt im nördlichen Kirchenstaate, wo er so eben mit dem heiligen Vater eine Unterre-

*) Nur zwei Männer, Wilhelm von Porcellets und Philipp Scallambre sollen der furchtbaren Schlachtbank entkommen, und um ihrer Redlichkeit willen Erbarmen gefunden haben. Wie gross muss diese Redlichkeit gewesen seyn, wenn man bedenkt, dass die Sicilianer selbst die Frauen des Landes, die mit einem Franzosen in vertrautem Umgange gelebt hatten, ihren Liebhabern nachsandten! Die Zahl der Getödteten wird auf fünf und zwanzig tausend angegeben.

dung hielt, erfuhr Karl von Anjou die entsetzliche Kunde. Zu Boden geschmettert von einem so unerwarteten Schlage, flog er, sobald er vom ersten Schrecken sich erholt, nach Neapel, setzte die Macht, welche er zur Bekämpfung des griechischen Kaisers versammelt hatte, gegen das empörte Eiland in Bewegung, und stand, ein grimmschnaubender Rächer, vor den Mauern Messina's. Die Bürger erschrakten. Den unheilvollen Ausgang eines Kampfes fürchtend, den sie mit der Uemacht beginnen sollten, versprachen sie, ihre Thore zu öffnen und die Mörder unter ihnen zu bestrafen, wenn der König seinen Zorn sie nicht schmerzlicher empfinden lassen wollte. Karl aber, sich der Eroberung sicher dünkend und nach unbeschränkter Rache lechzend, wollte von keinen Bedingungen wissen, und verlangte eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Ehe sie diese wagten, mochten die Bürger lieber im Kampfe der Verzweiflung untergehen, und so erfolgte die berühmte Vertheidigung der Stadt, bei welcher die Tapferkeit alles versuchte, was menschliche Kräfte vermögen.

Während dessen hatte Peter von Arragonien, durch die Nachricht von dem Blutbade beflügelt, die afrikanische Küste verlassen, und war bei Trapani, dem westlichen Vorgebirge der Insel, mit seinen Schaaren an's Land gestiegen. Ihn begleiteten seine Gemahlin und seine Kinder. Palermo empfing ihn mit rauschendem Jubel; die Strassen, noch vom Blute der Franzosen gefärbt, wurden mit festlichen Teppichen geschmückt, und dem königlichen Paare die Krone von Sicilien auf's Haupt gesetzt. Karl von Anjou aber fürchtete, durch die Flotte seines Gegners vom italiänischen Festlande abgeschnitten zu werden; er gab die Eroberung Mes-

sina's auf, liess viel Kriegsgeräth vor den Mauern zurück, und setzte in eiliger Bestürzung über die Meerenge. Seine Furcht war wohl gegründet. Denn schon erwartete ihn Roger de Loria, der kriegverständige Admiral des arragonischen Königs; er überfiel ihn mit gewaltsamem Ungestüm, nahm ihm gegen dreissig Schiffe fort, und verheerte darauf die Küste von Neapel. Peter dagegen zog gegen das Ende des Sommers in Messina ein, und sah sich auch hier mit allgemeiner Freude empfangen.

Pabst Martin der Vierte suchte den geschlagenen König von Neapel, seinen Günstling, mit den Waffen des heiligen Stuhles zu unterstützen. Er sprach den Bann über die Einwohner von Sicilien aus, und stiess den arragonischen König, als eine Beute böser Dämonen, aus der Gemeinschaft der übrigen Christen. Zugleich wandte sich Karl von Anjou an König Philipp den Dritten, welcher bereits auf dem französischen Throne sass, und seinem Oheim nachdrückliche Unterstützung gelobte. Seine Unterthanen, durch den Mord ihrer Brüder empört, boten ihm mit kampflustiger Begeisterung die Hand, und Alles ergriff die Waffen, um einen Krieg zu beginnen, welcher, wie sich vermuthen liess, mit beispielloser Leidenschaftlichkeit durchgefochten werden sollte. Auch währte es nicht lange, so landeten die französischen Heeresschaaren in Neapel. Auf der Ebene von San Martino, zwischen der Gebirgskette der Abruzzen und der kalabrischen Meeresküste, geschah die Vereinigung der Kriegshaufen, und von zahllosen Mitstreitern umgeben, sah ein Jeder mit sicheren Erwartungen dem Siege entgegen. Dem Könige von Neapel aber graute vor seinem Gegner, dessen

Glückstern während der letzten Zeiten mit so glänzendem Lichte zu schimmern angefangen hatte; je mächtiger sein Heer, desto schwerer konnte er sich entschliessen, es dem ungewissen Loose der Schlachten preis zu geben. In dieser Unentschlossenheit gerieth er auf den seltsamen Einfall, den arragonischen König zum Zweikampf heraus zu fordern. Peter dagegen war schlau genug, die Herausforderung weder anzunehmen noch abzulehnen, und so verlor Karl, indem er auf eine Antwort wartete, die günstigsten Tage der Thätigkeit. Der heilige Vater, der ihn vergebens zum Beginne des Kampfes spornte, predigte gegen Peter von Arragonien einen allgemeinen Kreuzzug, erklärte ihn seines Reiches in der pyrenäischen Halbinsel verlustig, und ertheilte dem Könige von Frankreich die Erlaubniss, es für seinen zweiten Sohn, Karl von Valois, zu erobern und in Besitz zu nehmen.

Indessen kümmerte sich Peter so wenig um die Geschosse des vatikanischen Donnerers als um die Herausforderung des Königs von Neapel. Er vollendete die Eroberung Siciliens, und liess in allen Städten Konstantien, seine Gemahlin, als rechtmässige Besitzerin der Insel anerkennen. Zu ihrem Nachfolger daselbst ward auf einer Versammlung der Baronen und der vorzüglichsten Prälaten Don Jacob, ihr zweiter Sohn, bestimmt. Doch der thätige Fürst begnügte sich damit nicht. Um den König von Neapel dahin zu bringen, dass er den Gedanken an die Wiedereroberung Siciliens für immer aufgäbe, überfiel er mit seiner Flotte die Franzosen, ehe sie noch einen Feind ahnten, im Hafen von Neapel, und erbeutete zum zweiten Mal eine bedeutende Anzahl ihrer Schiffe. Die kostbarste Beute

aber war Anjous Sohn, Karl der Hinkende, welcher sich auf einem der gewonnenen Schiffe befand. Ja, der schlaue Arragonier wusste selbst einen Aufstand in Neapel zu bewirken, und hatte die Fäden so klug dazu gesponnen, dass Karls plötzliche Ankunft allein die gefährliche Gährung zu stillen vermochte. Die Wuth des beleidigten Königs war grenzenlos; fünfhundert angesehene Bürger verloren ihr Leben durch Henkers Hand, und ein so wahnsinniger Grimm kochte in Karls Herzen, dass er mehrmahls den Gedanken fasste, die unübersehlich grosse Stadt, die Königin der schönen Meeresküste, in einen Aschenhaufen zu verwandeln.

Aber Sicilien war für immer dahin. Der unglückliche König, von seinen Unterthanen gehasst, in allen Ländern Europa's verhöhnt, gemartert von mannichfachen Gewissensbissen, Andern ein Scheusal und ein Gräuel sich selbst, verfiel bald in eine dumpfe Niedergeschlagenheit, verzweifelte in seiner Ohnmacht an jedem besseren Tage, und verträumte sein Daseyn in einem beklemmenden Unmuth, welchen der reiche Zauber des neapolitanischen Himmelstriches nicht zu lösen vermochte. Indessen hiess es, er erwarte zu einem neuen Beginne des Kampfes den Frühling. Aber der Tod fand ihn früher als der Lenz; zu Foggia, einem Städtchen nicht weit vom manfredonischen Meerbusen, überfiel ihn ein Fieber, und machte seinem Leben im sechs und sechszigsten Jahre ein Ende. *)

Wäh-

*) Nach Einigen soll er den Tod des Ischariot gestorben seyn, was jedoch wohl nur eine Sage des Volkes, welches im Leben, wie auf der Bühne, den Verbrecher nicht gern eines gewöhnlichen Todes sterben sieht. (S. d'Egly Hist. des rois des deux Sic. de la mais. de France. t. IV.)

Während nun Peter von Arragonien, durch den Tod seines Gegners um so muthiger gemacht, in seinem neuen Besitzthume sich befestigte, während Roger de Loria, der Seeheld, die neapolitanische Küste verheerte, und sogar mehrere feste Uferplätze in seine Gewalt erhielt, suchte Philipp der Kühne der Aufforderung des heiligen Vaters Genüge zu leisten, sammelte ein zahlreiches Heer, durchzog die Gebirgspässe der Pyrenäen, und betrat, entschlossen, seinem Sohne Karl das Reich des Arragoniers in der Halbinsel zu erkämpfen, mit unwiderstehlichen Waffen die Gauen von Katalonien. Die Einwohner erschranken, und warfen sich, vor dem Verderben fliehend, in die festen Plätze. So huldigten denn die offenen Städte gar bald den drei Lilien, und selbst von den wehrhaften hatten sich mehrere bereits ergeben. Am längsten erhielt sich Gerona, eine katalonische Feste am Terflusse. Raimund von Cordonna hatte in ihren Mauern den Oberbefehl, und zeigte den Belagerern, dass Loria nicht der einzige Feldherr, dessen blitzendes Siegerschwerdt den arragonischen Namen verherrlichte. Aber von seinem Könige verlassen und entblösst von jedem Beistande, sah er sich nach langer Gegenwehr dennoch endlich genöthigt, dem Feinde die Thore zu öffnen. Doch seine Tapferkeit erwarb ihm wie seinen Streitern ehrenvolle Bedingungen, und hatte den französischen König nicht nur von weiteren Eroberungen, sondern auch von Sicherung der gemachten abgehalten. Mit Gerona's Fall indessen konnten die Franzosen das katalonische Gebiet als ihre Beute betrachten.

Karl von Valois, welcher mit seinem Bruder, unserem Philipp, unter der Leitung seines Vaters die

ersten Lorbeern sammelte, suchte durch Freundlichkeit die einflussreichsten Edelherren des Landes zu gewinnen, und nahm den Titel eines Königs von Arragonien an. Der französische Monarch aber, nach seiner Hauptstadt sich sehnend, beschloss den Rückzug, und wollte die Fortsetzung des lohnenden Erwerbkrieges mit dem nächsten Frühlinge beginnen. War es thörigt, das Waffenglück in seiner fruchtbarsten Laune zu verlassen, so hiess es unklug gehandelt, dass er einen bedeutenden Theil seiner Seemacht voraus abgehen liess. Mit einem zahlreichen Geschwader zogen die Arragonier herbei, griffen die zurück gebliebene schwache Flotte mit lebhaftem Feuer an, und erfochten einen glänzenden Tag. Philipp der Dritte sah sich aller Mittel beraubt; er ergriff in eiligem Schrecken die Flucht, und suchte die Pyrenäen zu erreichen. Die siegreiche Flotte aber war indessen von der Mündung des Terflusses aus die Küste entlang gegen Norden gesegelt, die Mannschaft hatte das Ufer betreten, und erwartete die fliehenden Franzosen in den Gebirgspässen der Pyrenäen. Die Noth war gross, die Gefahr schien unausweichlich. Durch verborgene Klüfte mussten die bangenden Heereshaufen sich hindurch schleichen; sie klimmten die beschwerlichsten Wege hinauf und hinab, sahen ihre Flucht durch manchen reissenden Wildbach gehemmt, rangen mit dem peinlichsten Hunger, fielen täglich einem feindlichen Hinterhalte in die Hand, hatten bei Tage keine Ruhe, und fanden des Nachts keinen Schlummer. Fast bis Perpignan hin setzten die arragonischen Streifscharen ihnen nach, und als der König, der, unterwegs erkrankt, in einer Sänfte getragen werden musste, die Mauern dieser Stadt erreicht hatte, sah er sein Heer

durch Mangel und Gefechte über die Hälfte fast geschmolzen, beinah alles Gepäck verloren, und die meisten Waffen im Gebiete des Feindes zurück geblieben.

Karl von Valois, der neuen Krone sich beraubt fühlend, war selbst schon von zu schwerem Unmuth gebeugt, um seinen betäubten Vater zu trösten; Philipp hingegen sprach dem Kranken Muth zu, richtete durch seine Beredsamkeit die zagenden Gemüther wieder auf, und ordnete die Trümmer des Heeres, um zu Perpignan wenigstens nicht in kläglichem Aufzuge zu erscheinen. Der König aber überlebte seine Schmach nicht lange; er sah seine Hauptstadt nicht wieder, und starb zu Perpignan im ein und vierzigsten Jahre seines Alters (1285).

Zweites Kapitel.

Ohne schmerzliche Rührung vernahm das Heer den Tod eines Herrschers, der mit seinen Streitern das Feld der Ehre nicht zu behaupten verstanden hatte; mit desto grösseren Erwartungen aber blickte es auf den Jüngling, welcher in der Stunde, da die Krone auf sein Haupt überging, mit dem Schicksale seines Vaters zugleich die nachdrücklichste Lehre erhielt, wie kein bedeutendes Werk mit halbem Entschlusse unternommen, und unternommen mit halbem Muthe ausgeführt werden dürfe. Auch empfand es, dass es, geschwächt und von den Mühseligkeiten der Flucht entherzt, in der Nähe eines frohlockenden Feindes nicht bleiben könne, und so folgte es seinem jungen Führer

willig nach Carcassone, einer Stadt an der Aude in Languedoc, wo es von französischen Bürgern umgeben, die Wunden heilen und dem Mangel abhelfen konnte.

In einem Alter von achtzehn Jahren sah sich Philipp der Vierte, wegen seiner anmuthigen Leibesgestalt der Schöne genannt, als den Beherrscher eines mächtigen Reiches, dessen Einwohner schon damals neben den Italienern für die gebildetsten Europäer galten. Ererbte er auch nicht ein so ausgedehntes Gebiet, als seine königlichen Nachkommen beherrschten, sassen auch im Lande gar viele Reichsbarone, die eigenmächtig in ihrem Besitzthume schaltend, die Rechte der Vassallenschaft nicht selten missbrauchten, und hinter trotzen Mauern ihre Widerspenstigkeit verfechten konnten, so war ein König von Frankreich dennoch ein bedeutender Volksgebieter, ein gewichtvolles Glied in der Reihe der christlichen Fürsten. Aber mit der väterlichen Krone erbte Philipp zugleich einen traurigen, nach schlechtem Plan unternommenen Krieg, eine erschöpfte Schatzkammer, ein zersplittertes Heer. Ohne die Schatzkammer auf's Neue zu füllen, liess sich keine vollzählige Streitmacht wieder aufstellen, und dem Kriege durfte nicht entsagt werden, wenn man die Ehre des französischen Namens nicht in Gefahr bringen wollte. Der junge König verlor den Muth nicht; Frankreich sollte die Achtung der europäischen Mächte wieder gewinnen, der Lorbeer des kapetingischen Geschlechtes neue Zweige treiben. Der Erzbischof von Narbonne und ein Edelmann aus Languedoc erhielten daher den Auftrag, im Namen des jungen Königs den Adel der südlichen Städte, die Geistlichkeit und die Gemeinden den Eid der Treue schwören zu lassen; Philipp selbst aber

begab sich mit seiner Gemahlin nach Rheims, der alten Krönungsstadt, in deren Kathedrale das heilige Salbungsfläschchen des Königs Chlodwig bewahrt ward, und liess sich daselbst von Pierre Barbet, dem dortigen Bischof, zum Könige von Frankreich und Navarra krönen. Beide Länder wurden durch diese Krönung zu einem Reiche verbunden; Johanna, Philipps Gemahlin, trug bei der Feierlichkeit gleichfalls die Doppelkrone auf ihrem Haupte.

Nach Paris, seiner Hauptstadt, wieder zurückgekehrt, gab der junge Monarch öffentlich die Versicherung, er sey gesonnen, mit thätigem Schwerdte das Unglück seines Vaters an den Arragoniern zu rächen, und die sicilische Insel dem Scepter des Anjou wieder zu unterwerfen. Ein jugendlicher Muth nur konnte seine Ehre an solch eine Versicherung setzen. Denn Peter von Arragonien, der seine beiden Gegner, den Karl von Anjou und den französischen König, in's Grab sinken gesehen, den Sohn des ersteren aber in seinen Banden hatte, erhob sich in seiner Kraft, und beschloss, die Schwäche wie die Unerfahrenheit unseres Fürsten zu benutzen; er erhielt Gerona wieder in seine Gewalt, und eroberte Castillon, die Grenzfeste am Meeresufer; er unterwarf sich das ganze katalonische Gebiet auf's Neue, und rüstete sich nun, den Kampf gegen Philipp den Schönen und Martins Nachfolger auf dem heiligen Stuhle, Honorius den Vierten, welcher den Vormund des verwaisten Königreiches Neapel zu spielen suchte, bis zum glänzendsten Erfolge durchzufechten. Doch er selbst vereitelte seine Pläne. An einer Wunde leidend, deren Heilung er durch zerrüttende Ausschweifungen verhinderte, folgte er seinen beiden Gegnern

bald in's Grab, befreite den jungen französischen König von einem verschlagenen Feinde, und hinterliess seinen Söhnen zwei Reiche, aber beide in einem bedrohten, unter gefährlichen Stürmen schwankenden Zustande.

Doch die Söhne gaben den Kampf nicht auf. Zwei Pfeiler waren es, auf denen ihre Throne ruhten, brüderliche Eintracht und Roger de Loria, der Schutzheld ihres Vaters, der ihren jugendlichen Hoffnungen seine grauen Erfahrungen weihte. Nachdem Alfons, der ältere, in Saragossa zum Könige von Arragonien, Jacob, der jüngere, zum Beherrscher Siciliens in Palermo gekrönt worden, übertrugen Beide ihr Heil dem alten Seehelden, und unterstützten ihn aus allen Kräften. Loria segelte mit acht Galeeren herbei, schwamm in die Mündung der Orbe, und drang verheerend bis Beziers vor. Das Land war von Besatzung zu entblösst, um Widerstand leisten zu können. Die französischen Fahrzeuge, die in der Mündung der Orbe und des Erant vor Anker lagen, wurden ohne Schwerdstreich eine Beute des Siegers; Agde, eine Küstenstadt am Ausfluss des Erant, ging in Flammen auf, nur die Kathedrale und der bischhöfliche Pallast überlebten das Verderben; die Einwohner aber sanken unter dem arragonischen Schwerdte, und mussten kläglich für den Uebermuth büssen, welchem sich die französischen Krieger jenseit der Pyrenäen überlassen hatten. Philipp war fern, seine Zuriüstungen hatten kaum begonnen. Die Einwohner von Languedoc, ängstlich für ihr eigenes Heil besorgt, mussten also zur Selbsthülfe sich entschliessen; sie brachten eilig Schaaren auf, und zogen zur Vertheidigung des Küstenstriches herbei. Aber Loria war der Held seines Jahrhunderts, vor seinem

Namen schon erblassten die bewaffneten Bürger, geschlagen und zerstreut mussten sie das Ufer ihm preisgeben. Doch sein Element war das Meer. Er pflanzte seine siegreichen Banner nicht tiefer in's Land, strich verwüstend zur Linken nach Narbonne, zur Rechten nach Aiguesmortes hin *), und nahm dann, mit unermesslicher Beute bereichert, seinen Rückweg nach dem Hafen von Barcellona.

Im Süden blühte indessen das Glück der Feinde nicht weniger glänzend. Was auch Robert, Graf von Artois, Philipps jüngerer Bruder, welcher unter der Aufsicht des Pabstes während der Gefangenschaft Karls, des Hinkenden, die Herrschaft in Neapel verwaltete, ersinnen mochte, die Verhältnisse waren ihm zuwider, und der Hass der Sicilier gegen die Tyranen, deren Joch sie abgeschüttelt, begeisterte sie zu unwiderstehlichem Muthe. König Jacob versuchte glückliche Landungen, eroberte mehrere bedeutende Plätze in Calabrien, und belagerte Gaeta, als Loria dazu kam, und die neapolitanische Küste plünderte.

So standen die Angelegenheiten des Krieges, als Eduard der Erste, der König von England, nach Frankreich kam, um der alten Feudalsitte gemäss für die Landschaften, die er im Westen dieses Reiches besass, dem neuen Könige die Huldigung zu leisten. Philipp, für jetzt des Friedens mit einem so mächtigen Herrscher bedürftig, ging ihm bis Amiens entgegen, zeigte sich in Allem seinen Wünschen willfährig, hörte die

*) Eine kleine Stadt am Ausflusse der Rhone in's mittelländische Meer, wo später König Franz seinen vieljährigen Feind, den Kaiser Karl V, mit fürstlicher Freigebigkeit bewirthete, und durch seinen Erstgeborenen ihm Waschbecken und Handtuch reichen liess.

Rede, welche der Bischof von Bath für ihn hielt, mit freundschaftlichem Wohlwollen an, und vollzog die Be-
lehnung seines Gastes mit ehrendem Glanze. Eduard
sah zu Paris die Rüstungen des Königs, und lernte
den unternehmenden Geist desselben kennen. Bald be-
griff er, wie dieser junge Fürst die Siege seiner Feinde
in kurzer Zeit rächen würde; er fürchtete das Wachs-
thum der französischen Macht, und erbot sich daher
zum Vermittler des Friedens. Philipp nahm den Vor-
schlag an, vermied aber jeden Schein, als käme er ihm
erwünscht. Augenblicklich ging der englische König
an's Werk. Es gelang ihm, eine Unterredung mit Karl
dem Hinkenden zu erwirken. Von arragonischen Krie-
gern begleitet, ward der Gefangene über die Pyrenäen
nach Oleron, im Bearnegebiete gebracht, und verabre-
dete hier mit dem Friedensvermittler die Bedingungen
seiner Freiheit. Er verpflichtete sich, zwischen Frank-
reich und Peters Söhnen einen dauernden Frieden her-
zustellen; Valois, Philipps Bruder, sollte allen Ansprü-
chen auf Arragonien entsagen, und der Pabst nach Auf-
hebung des Interdiktes die beiden Brüder wieder in die
Liebesarme der Kirche empfangen. Wären aber seine
Bemühungen fruchtlos, so wollte er nach dreien Jahren
in seinen Kerker zurückkehren. Indem er funfzig tau-
send Livres zahlte, lieferte er in die Hand des Alfons
als Geisseln seine beiden Söhne nebst sechzig Rittern,
den ältesten Söhnen angesehener Edelleute in der Pro-
vence.

Aber Karl der Hinkende hatte beiweitem mehr
versprochen, als er zu erfüllen vermochte. König
Philipp, nicht gesonnen, durch einen solchen Frieden
den Triumph seiner Feinde zu verherrlichen, überredete

seinen Vetter, den thöricht gewissenhaften Gedanken an eine Wiederbetretung seines Kerkers aufzugeben. Der neue Pabst, Nikolaus der Vierte, Hieronymus von Ascoli, bisher General des Franciskanerordens, der französischen Seite noch lebhafter als seine Vorgänger zugethan, ging weiter; er erklärte Karl den Hinkenden auf's Neue zum Könige von Sicilien und Herzoge von Apulien, entband ihn aller seiner Eide, „indem sie dem Vortheile des heiligen Stuhles zuwider liefen,“ und verbannte den König Jacob noch einmal aus der Gemeinschaft der Christen. So wurden denn die Waffen wiederum ergriffen, und es erfolgten blutige Gefechte, die jedoch nichts entschieden. Roger de Loria war der frühere nicht mehr; die Kränklichkeit des Alters hatte seinen Flammenmuth gedämpft, und Philipp mochte die Kräfte Frankreichs nicht an eine Sache setzen, die ohnediess glücklich für ihn zu enden schien. Als aber Eduard, durch die Erneuerung des Zwistes, die seiner Mittlerschaft Hohn sprach, beleidigt, sich in drohenden Worten vernehmen liess, begannen beide Partheien das Uebergewicht eines so mächtigen Dritten zu fürchten, und bequerten sich zu friedlichen Gesinnungen. Zu Tarascon, einem Städtchen im südwestlichen Languedoc, ward ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen, vermöge dessen Valois seinen Ansprüchen auf Arragonien entsagte, und Margarethen, der ältesten Tochter des Königs von Sicilien, seine Hand reichte. Philipp, sein neues Reich zu ordnen und zu kräftigen bemüht, war mit diesem Ausgange des Kampfes zufrieden; der kriegerische Graf von Artois hingegen, welcher den Streit gern mit Nachdruck durchgefochten hätte, kehrte aus Neapel missvergnügt mit dem Heere nach Frankreich zurück.

So endete der arragonische Krieg, der mehr als zehn Jahre hindurch im südlichen Italien, in Katalonien und dem mittäglichen Frankreich abwechselnd gewüthet, und in der Sicilianischen Vesper seinen blutigsten Entwicklungspunkt gefunden hatte. Von den Uebeln, welche er mit der französischen Krone von seinem Vater ererbt, jetzt so ziemlich befreit, konnte König Philipp daran denken, seinem Reiche eine glückliche Blüthe zu verschaffen, und mochte sich wohl, seine Kräfte fühlend, manchem Plane der Ehrsucht und der Vergrößerungslust in stillen Erwartungen hingeben. Zugleich war sein Zusammentreffen mit dem brittischen Könige nicht ohne Wirkung geblieben. Philipp hatte in seinem Gaste einen offenen kräftigen Herrscher kennen gelernt, der gern mit dem Schwerdte drein schlagend, sich nicht leicht herablassen mochte, die verstohlenen krummen Wege der Staatslist zu schleichen, und ein Netz, darin ihn arge Schlaueheit gefangen, gleich einem starken Raubthiere, wohl zerreißen, nicht aber gleich einem Nagethiere, allmählich zerfädeln konnte; er schätzte ihn als einen rüstigen Helden von Schwung und Nachdruck, und hatte wohl Ursache, ihn zu bewundern; zu gleich indessen ward er gewahr, mit welchen Waffen sich am glücklichsten gegen ihn kämpfen liess, welchen Neigungen und Leidenschaften man in ihm schmeicheln oder winken musste, um auf dem kürzesten und wohlfeilsten Wege zu seinem Zwecke zu gelangen. Es mochte dem Wirthe auch wohl schwerlich entgangen seyn, aus welchen Beweggründen sein königlicher Gast mit so unermüdlichem Ernste den Frieden betrieben hatte, und wenn es ihm schmeichelte, dass seine Grösse einen so mächtigen Herrscher mit ängstlichen

Sorgen erfüllte, so fasste er zugleich den Entschluss, diesen Wetteiferer in der Fürstengrösse bei allen seinen Bewegungen nicht aus dem Auge zu verlieren, und bei jedem Beginnen, zu welchem die Eifersucht den Andren etwa verleiten möchte, mit schlauer Gewandtheit ihm zuvor zu kommen. Mit ähnlichen Gedanken hatte Eduard die französische Küste verlassen. Sein natürlicher Scharfblick sah zu richtig, um in Philipps znvorkommender Freundlichkeit die Zeichen einer treuen Bruderliebe zu wähen; er empfand es sehr deutlich, wie dieser gekrönte Jüngling, von der Natur mit einem Angesichte beschenkt, dessen Lächeln ihm so schnell alle Herzen gewann, den kräftigsten Unternehmungsgeist durch eine planvolle Besonnenheit zügelte; wie er liebevoll und gefällig vom Throne herab blickend, die stolzen Vasallen, die um diesen Thron standen, in ihren Kräften und Ansprüchen zu beschränken trachtete; wie hohe Begriffe er vom Ruf der Ehre hatte, der einen französischen König auf die Laufbahn des Ruhmes forderte, wie mannigfaltige Entwürfe hinter dieser heitren Stirne sich regen mochten. Und so segelte der Gast nicht ohne stille Besorgnisse nach seiner heimischen Insel zurück; doch konnte er sich nicht enthalten, dem Nebenbuhler in mancher Beziehung achtungsvoll gewogen zu seyn, und da er sein Scepter, das er dreizehn Jahre vor jenem in die Hand erhalten, mit gleichem Nachdruck und reicherer Erfahrung zu führen meinte, nannte er bald seine Bedenklichkeiten thörigt, und äusserte sich gegen die Ritter seines Hofes mit vielem Lobe über den Mann, dem er den Huldigungseid geleistet hatte.

Da ward plötzlich ein unbedeutendes Ereigniss die Ursache vieljähriger Zwiste, seltsamer Auftritte. An

der Küste von Bayonne lagen zwei Schiffe vor Anker, und sandten ihre Leute an's Ufer, um trinkbares Wasser zu holen. Die Abgeschickten drängten sich um einen Brunnen, jeder wollte bald wieder zurück kehren, und suchte daher die Hinzukommenden weg zu drängen. Auf diese Weise geschah es, dass ein Matrose des französischen Schiffes mit einem vom englischen in Streit gerieth. Von beleidigenden Worten schritt man zu Thätlichkeiten, und bald hatte der Franzose, welcher schwächer an Muskelkraft bei'm Ringen den Kürzern zu ziehen fürchtete, seinen Dolch gezückt, um den Gegner nieder zu stossen. Aber dieser wird es gewahr, er fällt über den Franzosen her, umschlingt ihn mit starken Armen, und bewirkt dadurch, dass er mit seinem eignen Dolche sich verwundet. Auf den Schmerzensruf des Verwundeten eilen seine Gefährten herbei; der Engländer sieht sich verfolgt, flieht nach seinem Schiffe zurück, und das Schiff verlässt alsobald den Hafen. Der verwundete Franzose sinkt seinen Brüdern in die Arme, und stirbt nach wenigen Stunden. Seine Gefährten schreiben dem engländischen Matrosen den Tod, der durch Zufall erfolgt, als eine planmässige Absicht zu; sie fühlen sich gekränkt und beleidigt, und schicken Mehrere aus ihrer Mitte nach der Hauptstadt, um am Throne über diese Blutthat Beschwerde zu führen. Die Antwort lautete, was vorgefallen, sey von zu geringfügiger Bedeutung, um die Theilnahme des königlichen Gerichtshofes erfordern zu können; glaubten sie sich beleidigt, so möchten sie immerhin aus eigenen Kräften ihre Ehre zu rächen suchen.

Hiermit war die Losung gegeben. Die Kunde des Mordes kam in kurzer Zeit allem französischen Schiffs-

volk zu Ohren, und ein rachsüchtiger Groll erhitzte die Gemüther. Nicht lange währte es, so fielen mehrere französische Fahrzeuge im Kanal, der zwischen beiden Reichen wogt, über ein englisches her, und bemächtigten sich der Mannschaft. Von dieser wurden Verschiedene in Gegenwart der Uebrigen mit Hunden zusammen an die Seegelstangen aufgeknüpft, und nachdem die Rachsucht durch einen so schimpflichen Hohn sich gütlich gethan, überliess man das Schiff den Winden, sang den Unglücklichen Spottlieder zu, und rief ihnen nach, sie möchten zu Hause erzählen, wie anmuthig französische Matrosen den Mord ihres Bruders zu rächen verständen. Die Kränkung, welche der boshafte Schimpf bei den englischen Seeleuten zur Folge haben musste, brach bald hervor. In allen französischen Häfen wurden Fahrzeuge genommen oder geplündert, Kaufmannsgüter fortgeschleppt oder verbrannt, Matrosen entführt oder gemisshandelt. Die Franzosen liessen es an Gegenrache nicht fehlen, und wo sie in Mehrzahl einer brittischen Flagge begegneten, ward sie vom Bord gerissen, und mit Hohnreden zerstückelt. Allmählig wurde die Feindseligkeit zwischen beiden Völkern zur See ein gewohntes Uebel, um welches sich jedoch die Könige nicht zu kümmern schienen. Mit der gefährdeten Sicherheit auf den Gewässern aber litt der Handelsverkehr, und besonders wurde den Engländern die Gemeinschaft zwischen ihrer Insel und ihren französischen Staaten empfindlich erschwert. Indem jedoch nach und nach auch die Schiffe anderer Nationen durch diesen Seezwist zu leiden anfangen, war es natürlich, dass die Einen mit dieser, die Andern mit jener Parthei gemeinschaftliche Sache machten. So sah man endlich die ir-

ländischen und holländischen Seefahrer mit den Britten, die Flamländer und Genueser mit den Franzosen verbunden.

Aber selbst nach dieser Wendung der Sache kam sie an den Höfen noch nicht zur Sprache. Keiner von beiden Monarchen, schien es, wollte der erste seyn, welcher durch solch einen neckenden Hader die Sicherheit oder die Wohlfahrt seines Reiches gefährdet eingestand. Zwar beschwerten sich englische Kaufleute über diesen Unfug zur See in dringenden Gesuchen bei ihrem Könige; Eduard schickte auch wirklich einen brittischen Grafen hinüber nach Frankreich, um in gemeinschaftlicher Unterredung mit Philipp gegen die längere Fortdauer des Uebels wirksame Massregeln zu treffen; Philipp gab seine Freude über die Gegenwart eines so ehrenwerthen Gastes zu erkennen; was aber die „Spieleereyen“ zur See beträfe, so würden die Seeleute, versicherte er, bald von selbst ihre Lust daran verlieren; es wäre seltsam, wenn zwei grossstämmige Eichen in Streit mit einander geriethen, weil einige Käfer, die um ihre Aeste summen, unverträglich gegen einander schwärmen. Und so blieb's bei einer wirkungslosen Botschaft.

Im nächsten Jahre aber fing ein französisches Geschwader, welches, um Wein und andere Waaren zu holen, nach der Südwestküste des Landes segelte, alle englischen Fahrzeuge auf; die gefangene Mannschaft wurde grösstentheils gehängt, die Ladung als eine wohlfeile Beute in Beschlag genommen. Die wenigen Schiffe, die diesem Verderben entkamen, erzählten aller Orten von dem Uebermuthe des französischen Geschwaders, schilderten seine beschimpfende Grausamkeit mit

den grellsten Farben, und entflammten jedes brittische Matrosenherz mit unwiderstehlicher Rachsucht. Ihre Beschwörungen wirkten. Es thaten sich sechszig wohlgerüstete Schiffe zusammen, schwuren einander, den schmähhlichen Unglimpf mit Verachtung jeder Gefahr zu strafen, und lauerten dem heinziehenden Geschwader zwischen den Westinseln Rhé und Oleron auf. Die Franzosen kehrten in fröhlicher Unbesorgtheit zurück, und begleiteten die Schläge des Ruders mit ihren Gesängen. Aber plötzlich rauscht der Hinterhalt aus einer Uferkluft daher, vor dem Geschrei des Ueberfalles verstummen die Lieder; die Franzosen erbleichen, suchen sich zu fassen, setzen sich zur Wehre, vermögen aber gegen die Uebermacht nur sehr wenig, und haben nach einigen Stunden, theils getödtet oder verwundet, theils gefangen oder zerstreut, eine entsetzliche Niederlage erlitten. Nur Wenige entkamen auf einigen winzigen Böten; die Sieger aber machte ihr Glück so kühn, dass sie einen Angriff auf die benachbarte Uferfeste Rochelle versuchten.

Jetzt endlich ward Philipp aufmerksam. Es sey nun, dass er durch diese Seeschlacht die Ehre des französischen Namens gekränkt glaubte, oder dass er zum Beginne eines Kampfes mit England erst jetzt den passenden Augenblick gekommen wähnte; er schickte eine Gesandtschaft hinüber, liess über hinterlistigen Ueberfall klagen, und fragte, mit welchem Rechte ein König von England solche Missethaten gegen französische Schiffe seinen Seeleuten ungestraft dürfe hingehen lassen? Eduard wünschte keinen Krieg, meinte aber die Würde seines Thrones behaupten zu müssen. Englands König, erklärte der Bischof von London dem pariser Staatsra-

the, habe als selbständiger Monarch in seinem eigenen Reiche einen Gerichtshof, woselbst die Verbrechen seiner Unterthanen untersucht und entschieden würden: wer über Engländer zu klagen habe, der möge vor diesem Hofe sich einfinden, und werde gerechte Richter treffen; Eduard wollte den Klägern sicheres Geleit geben, und über den Rechtshandel mit eigenen Augen wachen. Wollte man sich aber dazu nicht bequemen, so schlage der König eine persönliche Zusammenkunft vor; wo nicht, so möge ein Schiedesrichter, etwa der Pabst oder ein Ausschuss von Kardinälen, den Streit schlichten. Mit dieser Erklärung waren Philipps Räthe nicht zufrieden; die Sache blieb unentschieden, der Zwiespalt dauerte fort, die räuberischen Feindseligkeiten zur See wurden nach wie vor mit hassvoller Geschäftigkeit betrieben.

Nun that Philipp einen auffallenden Schritt. Er liess den König von England, als Herzog von Guienne und Vasallen der französischen Krone, vor seinen Gerichtshof nach Paris fordern, damit er hier wegen der Vergehen, welche seine Engländer gegen die Unterthanen seines Lehensherrn sich erlaubt hatten, persönlich sich vertheidigen möge. Diese Vorladung ward zu Agen, einer Stadt an der Garonne unfern der Grenzen von Guienne, an ein öffentliches Gebäude angeschlagen, und die benachbarten Unterthanen Eduards lasen sie mit bangem Staunen. Der König von England, so eben mit seinem Lieblingsgedanken, der Unterjochung Schottlands, vollauf beschäftigt, wünschte für den Augenblick nichts weniger, als einen Kampf mit Frankreich. Er sandte daher seinen Bruder, den Grafen Edmund von Lancaster, hinüber, und legte ihm die angestrengteste Sorg-

Sorgfalt an's Herz, um durch jedes Mittel, das mit dem Wohl und der Ehre Englands sich vertragen würde, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Um jedoch nicht leichtsinnig den Vorwurf der Nachlässigkeit auf sich zu laden, liess er seinen Bruder durch den Ritter von Sanct Johann, einen Krieger von geprüfter Treue, begleiten, übertrug diesem die Statthalterschaft in seinem französischen Herzogthum, und befahl ihm, kein Mittel zur Bewehrung des Landes unversucht zu lassen.

Guienne und Gascogne, die Besitzungen der brittischen Könige in Frankreich, nahmen den Südwesten dieses Landes ein. Von der Garonne, der Dordogne und dem Adour durchströmt, zogen sie sich bis zum Fusse der Pyrenäen, lachten mit üppigen Fluren, und blühten durch einen einträglichen Handel, indem sie Frankreich sowohl als England mit ihrem Ueberflusse an Getraide, an Früchten und köstlichen Weinen versorgten. Mathilde, die Enkelin Wilhelms des Eroberers, welche mit dem französischen Grafen Gottfried von Anjou - Plantagenet sich vermählte, verschaffte durch diese Ehe ihrem Sohne Heinrich dem zweiten, der die Reihe der Plantagenet auf dem englischen Throne eröffnete, den Besitz der Grafschaften Anjou, Touraine und Maine an den Ufern der westlichen Loire; Heinrich selbst gab der Eleonore, der geschiedenen Gemahlin des französischen Königs Ludwigs des siebenten die Hand, und erlangte dadurch das Herzogthum Guienne, ihr väterliches Erbe. Im Laufe der Kriege zwischen England und Frankreich, vorzüglich durch die traurige Regierung des Johann ohne Land, gingen die Besitzungen an der Loire für England wieder verloren, die südwestlichen Striche hingegen blieben sein Eigenthum.

Die Einwohner, als halbe Unterthanen grösstentheils mit Schonung behandelt, weil man sonst sie zur Empörung zu reizen fürchtete, befanden sich unter der englischen Herrschaft wohl; sie boten selbst thätig die Hand, wenn es darauf ankam, den Eingriffen der französischen Könige entgegen zu arbeiten, fassten allmählig gegen ihre Landesgenossen einen wachsenden Hass, und auf diese Weise von ihrem natürlichen Stamme getrennt, zeigten sie sich dem Hause Plantagenet mit verlässiger Treue ergeben.

Drittes Kapitel.

Graf Edmund von Lancaster hatte nach dem Tode des Königs von Navarra die Wittwe desselben, Blanca, heimgeführt, und konnte daher von der französischen Königin die Ehrfurcht einer Stieftochter verlangen. Aber die Tochter wusste mit schmeichelnder Schlaueit sich in das Vertrauen ihres Stiefvaters einzuschleichen, und während ihr Gemahl den ernstgebietenden beleidigten Lehensherren spielte, gab sie der zürnenden Miene desselben eine mildere Auslegung, den herben Worten einen sanfteren Sinn. Ihren Bemühungen widerstand der gutmüthige Graf nicht lange, und lagen noch im Hintergrunde seiner Seele einige Zweifel, die ihn beunruhigten oder ihm das Ohr zu verschliessen riethen, so schwanden sie vor der beredeten Maria, der zweiten Gemahlin Philipps des Kühnen, welche als Königin Mutter eine ehrenvolle Anerkennung am französischen Hofe fand, und mit ihrer Schnur in seltener Eintracht lebte.

Die Vorstellungen der beiden Frauen klangen nicht gar übel. Was bei Rochelle vorgefallen, wiederholten

sie, habe die Ehre des französischen Namens zu tief verwundet, als dass Philipp es mit Stillschweigen hätte übergehen können; dass er den König von England vor seinen Gerichtshof zu Paris beschieden, klänge bei'm ersten Tone seltsam, liege aber in der Natur der Feudalverhältnisse gegründet, erhebe den Einen so wenig als es den Andern erniedrige, und ereigne sich nicht zum ersten Mal; Philipp August habe den König Johann gleichfalls vor ein französisches Gericht geladen, damit er über die Ermordung des jungen Arthur, seines Neffen, Rede stände; hier aber werde nur verlangt, dass Eduard, der als ein angeklagter Vasall bis zum Tage seiner Rechtfertigung die Obergewalt in seinem französischen Lehen nicht handhaben dürfe, das Herzogthum Guienne zum Schein dem französischen Könige überlasse; es sollte mit Ausnahme von Bordeaux, Bayonne und Reole, der bedeutendsten Plätze, jeder Stadt ein Beamter im Namen des Königs Philipp gegeben werden, und den Gehorsam der Einwohner gegen diese Beamten eine gewisse Anzahl von Geisseln verbürgen. Doch Alles nur zum Schein; Philipp habe bereits ernstlich erklärt, nach geschehener Rechtfertigung vor dem Gerichtshofe diese Beamten augenblicklich wieder zurück zu rufen, und dem Eduard die vollständige Oberherrschaft abzutreten.

Dieser Vorschlag ward schriftlich aufgesetzt. Beide Frauen betheuerten, dass Alles dem unverzerrten Sinne der Zeilen gemäss geschehen sollte, und setzten zur Bestätigung ihrer Worte ihre Namen darunter. War nun auch der Graf von Lancaster nicht scharfsichtig genug, um die Handlungsweise des französischen Königs in ihren Triebfedern zu entziffern, so verblendete

ihn doch keine so leichtfertige Unbedachtsamkeit, dass er bei einem Schritte von so folgereicher Bedeutung nicht mit Vorsicht und Behutsamkeit sich gewaffnet hätte. Er erklärte daher, durch die Unterschrift der beiden Frauen keinesweges sicher gestellt zu seyn; Philipp selbst müsse die Schrift unter feierlicher Oeffentlichkeit beschwören. Philipp dagegen zeigte, dass eben dieser öffentliche Schwur die Genugthuung, die seiner Ehre werden solle, aufhebe; wolle man ohne Maske zu Werke gehen, so sey das ganze Formenspiel nicht nöthig. Aber Edmund liess sich nicht zurück weisen, und so bequemte sich Philipp wenigstens zu einem Schwur in seinem Palaste, wobei einige englische und französische Zeugen zugegen waren. Mit diesem Schwure widerrief er zugleich die mehrmaligen Vorladungen Eduards, und gab zu, dass dieser durch Wortführer wegen der stattgefundenen Unbill sich reinigen dürfe. Doch soll der Schwur nach Versicherung verschiedener Schriftsteller, weil der Graf von Lancaster sich durchaus nicht anders ergeben mochte, durch den Bischof von Orleans öffentlich bekannt gemacht worden seyn.*)

Eduard, welchem sein Bruder schon vorher vom unbezweifelten Erfolge eines solchen Schwures Nachricht gegeben hatte, war herzlich froh, auf eine solche Weise des ungelegenen Handels mit Frankreich überhoben zu werden; von seinen Siegen in Schottland träumend, ertheilte er dem Grafen Vollmacht, das Herzogthum Guienne, und wäre selbst das volkreiche Bordeaux nicht ausgenommen, unter die Oberherrschaft des Königs Philipp zu stellen; zugleich erhielt der statthal-

*) Gaillard Hist. de la rivalité de la France et de l'Anglet. t. III.

tende Ritter Sanct Johann gemessenen Befehl, dem Grafen von Lancaster in jedem Stücke sich gehorsam zu zeigen. Nachdem bald darauf der Schwur geleistet worden, reiste Edmund mit Rudolph de Nesle, dem Connetable von Frankreich, nach dem Westen, und übergab ihm die königliche Gewalt im Herzogthum Guienne, dessen Herr, ehe er zum Besitze wieder gelangen könne, von seinen Beschuldigungen sich reinigen müsse. Die Vorstellungen des Ritters Sanct Johann waren vergebens, und kamen zu spät; Edmund verliess sich auf den Schwur, und meinte sein Geschäft als ein kluger Sachwalter zu Ende geführt zu haben.

Jetzt geschah die Rechtfertigung des Königs von England, bei welcher der Bischof Richard von London, ein gelehrter Kirchenhort von gepriesener Beredsamkeit, für den Angeklagten das Wort führte. Die Rede ward mit Wohlwollen aufgenommen, den Vertheidigungsgründen nur solche Einwürfe entgegen gestellt, die sich mit ziemlich leichter Mühe umstossen liessen, und der Vasall, unter Vergessenheit alles Geschehenen, in die volle Gnade seines Lehensherrn wieder aufgenommen. Philipp gab seine Freude über das hergestellte gute Vernehmen deutlich zu erkennen; er sprach von Eduards vortrefflichen Eigenschaften, deren sich ausser dem Richard Löwenherz kein Fürst aus dem Hause Plantagenet zu rühmen vermocht; doch Richard habe sich fern im Morgenlande Lorbeern erkämpft, und während dessen seine Hoheit zu Hause durch übermüthige Vasallen eingebüsst; Eduard aber führe das Schwerdt im Angesichte seiner Völker; schon habe er Wales, die furchtbare Werkstatt der Empörungen, unter sein Scepter gebeugt, und bald werde auch der

schottische Trotz sich ihm ergeben müssen. Erhielt Eduard den Preis eines kriegerischen Fürsten, so wurde seinem Bruder das Lob eines treuen Rathgebers, eines meisterhaften Sachwalters zu Theil. Philipp verstand zu loben, und würzte seine Bewunderung durch kleine tadelnde Bemerkungen, welche dem Getadelten zur Ehre gereichten. Edmund war mit Leib und Seele für ihn gewonnen; es gab in seinen Augen keinen musterhafteren Fürsten, als Philipp den Vierten, und keinen beneidenswertheren Mann, als denjenigen, der von diesem Muster öffentlich gepriesen worden.

Darauf vergingen mehrere Wochen; man sass bei festlichen Schmausereien beisammen, man hielt glänzende Waffenspiele, man zog mit zahlreichem Jagdgesolge durch die Forsten, aber von einer Zurückgabe Guienne's wollte nichts verlauten. Den Grafen von Lancaster überschlich ein banges Grauen, Philipps Worte verloren ihren bezaubernden Klang. Umsonst heftete jener seine Augen auf die Lippen des königlichen Wirthes; sie machten keine Bewegung, um den erwarteten Befehl zu äussern. So musste denn endlich Edmund selbst das Schweigen brechen, und den König an die Erfüllung seines Schwures erinnern. Ohne die geringste Veränderung in der Leutseligkeit seines Benehmens merken zu lassen, bat ihn Philipp, mit seinem Gesuch sich an den Staatsrath zu wenden. Edmund willfahrte ihm, und da schon so Vieles den Formen zu Liebe geschehen, so glaubte er auch diess ohne Bedenklichkeit thun zu dürfen. Wie überrascht aber sah er die Ahnungen seiner letzten Tage verwirklicht, als die Räte ihm zu verstehen gaben, sie würden die Sache in Erwägung ziehen! Der Graf von Lancaster, wie alle

Menschen, denen es bei gutmüthigem Herzen an Scharfsinn gebricht, zu aufbrausender Hitze geneigt, trat entrüstet vor den König, hiess ihn einen Meineidigen, und sparte keinen heftigen Ausdruck, um ihm die Erfüllung seiner Pflicht als eine heilige Gewissenssache vorzustellen. Philipp erwiederte ihm mit beruhigenden Versicherungen; verschiedene Mitglieder seines Staatsrathes seyen in das Geheimniss nicht eingeweiht, und hielten es aus falschem Diensteifer für ihre Pflicht, ihm zum dauernden Besitze des Herzogthums Guienne zu verhelfen; sobald indessen diese mit den nächsten Feierwochen sich entfernt haben würden, sollte Edmund keinen Wunsch mehr änsuern können, der nicht bereits in Erfüllung gegangen wäre.

Schon aber waren dem Grafen von Lancaster die Schuppen vom Auge gefallen. Mit verbissener Kränkung hörte er die Ausflüchte an; er wusste in beklemmender Verlegenheit nicht, was er seinem Bruder schreiben sollte; er hatte vor Schaam kaum das Herz, dem Ritter Sanct Johann in's Angesicht zu blicken, und sagte nach einigen Tagen, er könne sich nicht länger auf diese Weise vertrösten lassen, und würde zum zweiten Male mit seinen Forderungen sich in den Staatsrath begeben. Er hielt Wort, und sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Philipp aber, der im Staatsrathe den Vorsitz hier persönlich führte, erklärte unumwunden, dass an eine Wiedergabe des Herzogthums Guienne nicht zu denken sey; längst schon habe es die Franzosen schmachvoll gekränkt, einen so ausgedehnten Strich ihres Landes in den Händen der Ausländer zu wissen; Eleonore, die Gattin König Ludwigs des siebenten, die durch ihr sittenloses Betragen diesen Monarchen zur Scheidung ge-

zwungen, habe als französische Unterthanin sträflich gehandelt, da sie durch ihre Vermählung mit Mathildens Sohne ihr Erbthum in Frankreich diesem zur Morgengabe gebracht; schon hätten die Lilien in Guienne Wurzel geschlagen, Niemand auf Erden solle sie wieder herausreissen dürfen. Da er diese Sprache hörte, traute der Graf von Lancaster kaum seinen Ohren. Die Worte gebrachen ihm zur Entgegnung; er begab sich in ein Nebenzimmer, und wartete hier auf eine Aenderung des Bescheides, in welchem er noch immer keine ernstliche Erklärung zu erkennen vermochte. Aber nach wenigen Minuten traten die Bischöfe von Orleans und Troyes zu ihm hin, bestätigten die Worte ihres Königs, und sagten ihm, er möchte nicht länger harren.

Voller Verzweiflung begab sich Edmund zu den königlichen Frauen; sie waren nicht zu sprechen. Er beschwor die vorzüglichsten Freunde des Königs, sie möchten nicht zugeben, dass Frankreichs Ehre die Gefahr eines so unauslöschlichen Schimpfes laufe und mit der Brandmarke des Meineides sich schände; man bedauerte ihn, verstand sich aber zu nichts als leeren Tröstungen. Philipp dagegen begab sich nach einigen Tagen auf's neue in den Staatsrath, und setzte hier in einer künstlichen Rede aus einander, wie vielfache Ursachen er habe, mit dem Betragen seines Vasallen, des Königs von England, unzufrieden zu sein. Darauf erklärte er die geschehene Rechtfertigung für nichtig, und forderte den Eduard in weit gebieterischeren Ausdrücken noch einmal vor seinen Gerichtshof. Als er geendet, erschienen die übrigen Gesandten aus England, und forderten feierlich die Zurückgabe Guienne's; geschehe sie nicht den Worten des Schwures gemäss, so werde der

Eroberer von Wales sein Herzogthum sich mit dem Schwerdte zu erkämpfen wissen, und das Blut der Völker, das alsdann ströme, die Edelsteine der französischen Krone auf lange Zeiten beflecken. Ihre Drohungen verhallten; sie bekamen die Weisung, das Reich zu verlassen, und erhielten nicht einmal die Erlaubniss, bis zum andern Tage bleiben zu dürfen, und sich mit dem Grafen von Lancaster nach Bedarf der Umstände zu besprechen. So reisten sie denn mit Edmund zugleich nach England zurück, und hinterliessen die Versicherung, Frankreich würde bald empfinden, wie furchtbar der Fluch des Meineides am Heil eines Volkes nage. Kurz nach ihrer Abreise erfolgte der feierliche Ausspruch des Pariser Staatsrathes, welcher das Herzogthum Guienne dem Könige von Frankreich „als gesetzliches Eigenthum“ zusprach. *)

Mit traurigen Gesichtern langten der Graf von Lancaster und seine Begleiter in England an. In Eduard aber erzeugte die Nachricht eine zwiefache Gemüthsbewegung. Zuerst das Auflodern der Wuth über Philipps ränkevolle Meineidigkeit, und so beschloss er, die Wiedereroberung seiner französischen Lande, wiewohl nicht geringe Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellten, mit Aufbietung aller Kräfte durchzusetzen; dann die Schaam der betrogenen Leichtgläubigkeit, und von diesem Gefühle gedemüthigt, bat er die vorzüglichsten Barone und Prälaten in Guienne um Verzeihung, dass er

*) Die französischen Geschichtschreiber geben sich zu Philipps Rechtfertigung ausserordentliche Mühe. Natürlich sprechen die englischen ganz anders. Jene behaupten, der beleidigte Philipp habe mit ungewöhnlicher Langmuth gewartet, und da sich sein Lehensmann durchaus nicht einstellte, Guienne und Gascogne durch Eroberung in Besitz genommen. (Mezeray Hist. de France. t. 1.)

sie bei der Verhandlung mit dem französischen Könige nicht zu Rathe gezogen. Durch die Versicherung ihrer liebevollen Anhänglichkeit ermutigt, kündigte er dem Könige von Frankreich die Lehensmannschaft auf. Zwei Mönche sollen sie in Philipps Gegenwart vorgelesen haben. Diese Aufkündigung musste natürlich zugleich als eine Kriegserklärung gelten, und so rüstete man sich von beiden Seiten zum Kampfe. Die Pforten der Waffenkammern wurden geöffnet; zwei mächtige Reiche, die mehrmals ihre Kräfte schon auf dem Felde der Schlacht gemessen hatten, zu benachbart und zu vielfach verbunden, um friedlich neben einander sich ihrer Grösse zu freuen, erhoben sich auf's Neue in kriegslustiger Thätigkeit, und machten sich bereit, die Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts mit blutigen Tagen zu schliessen.

Bei seiner Stellung gegen Schottland begriff Eduard gar wohl, welch einen Aufwand an Kraft sein Kampf mit Philipp dem Schönen erfordern würde. Thätige Bundesgenossen sollten ihn zur Lösung der Aufgabe unterstützen. Begreiflich, dass Philipp, dem Beispiele folgend, sich gleichfalls nach auswärtigen Genossen umsah, und so wurde, wie es gewöhnlich der Fall, der Kampf zweier Hauptmächte der Mittelpunkt für die Thätigkeit der kleineren, welche die Gelegenheit benutzten, lang genährte Hoffnungen zu erfüllen oder unterdrückte Rachepläne zu befriedigen — wenn der Sturm und das Meer mit einander aufbrausen, gerathen auch Winde und Bäche in Hader. Adolph von Nassau, der deutsche Kaiser, welcher den französischen Monarchen zur Abtretung verschiedener, dem Reiche mit Unrecht entzogener Landschaften am Rhein vergebens aufgefordert hatte, bewillkomnete Eduards Gesandt-

schaft mit freudiger Bereitwilligkeit, und empfing die Geschenke, die sie für ihn mitbrachte, als das angenehmste Verpflichtungsmittel. Indessen war von Adolph nicht viel zu hoffen; der Mann, welcher bei'm Empfang der deutschen Kaiserwürde nicht einmal die Krönungskosten hatte bezahlen können, versprach bei all seiner persönlichen Tapferkeit doch nur einen sehr matten Bundesgenossen. Nicht viel mehr liess sich vom Churfürsten zu Köln hoffen; ein Anderes war's mit dem Grafen von Flandern, dessen Land von ziemlicher Ausdehnung, dessen Hilfsquellen bedeutend. Während Philipp mit dem Gegner des deutschen Kaisers, dem Albrecht von Oesterreich, einem Sohne Rudolphs, des Habsburgers, in Unterhandlungen trat, suchte Eduard den Beherrscher von Flandern zu gewinnen. Aber ehe noch die Bündnisse geschlossen worden, hatte er den Kampf schon eröffnet.

Neun Jahre nach Philipps Thronbesteigung nahm der Krieg mit England seinen Anfang. Der Graf von Richmond, Eduards Neffe, welcher von verschiedenen Räthen und Aufsehern begleitet, den Oberbefehl des hinüberschiffenden Heeres erhalten hatte, steuerte mit einer zahlreichen Flotte nach der Insel Rhé, und liess das Vorspiel des Völkerkampfes ertönen. Die Aecker des Eilandes wurden verwüstet, die Einwohner vertrieben oder als Gefangene mit fortgeschleppt. Der glückliche Streich brachte den Engländern keinen Ruhm, be-seelte aber die Streiter mit lustigem Muthe. Von dort ging es nach der Garonne, und auch hier sollte ein müheloser Erfolg die brittischen Waffen krönen. Ehe die Franzosen es sich versahen, hatten die feindlichen Schiffe die Mündung der Gironde erreicht, segelten in

aller Stille den breiten Strom hinauf, und überfielen Blaye, eine Stadt am rechten Ufer desselben. Der erschrockene Befehlshaber wusste sich nicht zu helfen; er wich der plötzlichen Uebermacht, und übergab die Stadt den Engländern, die sie als das Pfand ihres Glückes im Herzogthume betrachteten, und unter lautem Jubel das brittische Banner aufpflanzten. Bourg, am Eintritt der Dordogne in die Garonne gelegen, hatte das nämliche Schicksal; ohne Schwerdstreich, wie befreundete Gäste, wurde die Mannschaft in die Stadt aufgenommen. Nur wenige Stunden südlich liegt Bordeaux. Die Flotte näherte sich dieser reichen Handelsstadt, und fand die Einwohner derselben hochofrent, dass sie nicht gleichfalls, wie die meisten andern Städte des Herzogthums, die Gebote eines französischen Beamten hatte vernehmen müssen. Man empfing den jungen Feldherrn mit festlichem Jubel, man pries sein Glück, man erhob seine kluge Thätigkeit, und begleitete ihn bei seiner Abreise eine lange Strecke den Strom hinauf. Richmond fühlte sich durch plötzlichen Ruhm vergöttert; er beschloss, mit raschem Nachdruck den Krieg fortzusetzen, und trug sich mit vielumfassenden Entwürfen, wie sie die Jugend, von der Göttin des Glückes angelächelt, in's Unendliche auszudehnen pflegt. Die Eroberung von Reole bestärkte ihn in seinen Hoffnungen. Von hier aus ward die Flotte zurück geschickt, um längs der Küste nach Bayonne hinzusegeln; das Heer stieg an's Land, durchzog das Herzogthum in der Richtung nach Süden, und überraschte St. Sever, am linken Ufer des Adour. Es öffnete ohne Widerstand seine Thore. Nach wenigen Tagen segelte schon die Flotte, welche Bayonne, von den Einwohnern unterstützt, in ihre Ge-

walt erhalten hatte, auf dem Adour daher, und nahm die Mannschaft auf. Unzweideutiger konnte sich die Gunst der Kriegsgöttin für die Engländer nicht erklären; Schnelligkeit schien die Wiedergewinnung des Herzogthums auf's Glückliche zu erreichen; Niemand zweifelte daran, und der junge Feldherr sah sich bereits, von seltenem Waffenruhm schimmernd, durch einen Sturm von freudigen Grüßen in England empfangen. Wer weiss, wie weit seine Träume in Erfüllung gegangen wären, wenn nicht unbesonnene Missgriffe dem Laufe der Begebenheiten eine ganz andere Wendung ertheilt hätten?

Rudolph de Nesle, der Connetable, der sich gleichfalls eines so schnellen Sturmes nicht versehen, hatte von allen Seiten her Kriegeshaufen zusammengezogen; da er aber auch jetzt noch sich einem muthig gemachten Feinde nicht gewachsen fühlte, wartete er sehnsvoll auf das Heer des Karl von Valois, welches sich bereits den Gränzen des Herzogthums näherte und mit dem seinigen sich vereinigen sollte. Um während dessen nicht unthätig zu seyn, warf er sich auf die kleine Festung Podencay, die keinen französischen Befehlshaber erhalten hatte. Die Heftigkeit, mit welcher seine Streiter gegen die Mauern Sturm liefen, der Pfeilhagel, der in die Reihen der Vertheidiger unzählige Lücken riss, entmuthigte die englischen Soldaten, und unwillig riefen sie ihrem Befehlshaber zu, es sey thöricht, ein Schloss von so unerheblicher Bedeutung durch so traurige Verluste behaupten zu wollen. Der Befehlshaber musste am Ende ihren Klagen Recht geben, und so kam man überein, unter guten Bedingungen dem Feinde die Thore zu öffnen. Da aber die Einwohner

von einem solchen Entschlusse durchaus nichts hören wollten, geschah die Unterhandlung heimlich, und nahm für die Besatzung die günstigste Wendung. Der gasconischen Einwohner ward nicht dabei erwähnt. Sie erfuhren die Uebergabe, als sie die Engländer in vollständiger Rüstung hinaus ziehen sahen, um nach Bayonne zum Heere des Grafen Richmond sich zu begeben. Mit Schrecken wurden sie inne, dass man sie den Siegern gleichsam als Sühnopfer überlassen habe. Auch hatten sie bald zu jammern; die Franzosen betrachteten sie als Abtrünnige, verfuhrten mit schonungsloser Strenge, und übergaben funfzig aus ihrer Mitte dem Henker. Das Hochgericht konnte von den Mauern Reole's gesehen werden.

Die furchtbare Strenge war wohlberechnet, und verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Einwohner des Landes erstaunten, da sie die Bürger einer Stadt so unbrüderlich von ihren englischen Vertheidigern dem Unheil preisgegeben sahen; sie fingen an, einen Widerwillen gegen Beschützer zu fassen, die nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren, und je weiter sich die Kunde vom übergebenen Schlosse durch das Herzogthum verbreitete, desto lauer schlugen die Herzen für England, desto weniger fühlten die Einwohner sich berufen, für einen stiefväterlichen Thron ihr Blut zu vergiessen. Zugleich ward die Nachricht vom heranrückenden Heere des Valois laut, und wem der Widerwille das Schwerdt nicht aus der Hand entwunden hatte, dem entwand es die Furcht. Aber die Schande des englischen Namens ward vollkommen, als in der Nacht nach der Uebergabe von Podencay die englischen Hauptleute in Reole, wie Knaben, die sich durch das

Schauspiel der Hinrichtung hatten schrecken lassen, in aller Stille die Flucht ergriffen, und die Garonne hinunter segelten. Ein Fischer sah sie einsteigen; er lief durch die Stadt, weckte die Bürger und meldete ihnen den beispiellos feigen Verrath. Die Erwachten griffen zu den Waffen, setzten in mehreren kleinen Böten ihren Vertheidigern nach, erreichten sie, und opferten eine ziemliche Anzahl ihrem Grimme. Am folgenden Tage übergaben sie die Stadt dem Connetable. Rudolph de Nesle verfuhr hier mit gleicher Klugheit nach ganz verschiedenen Rücksichten; nicht ein Einziger unter den Einwohnern hatte Ursache, den Wechsel der Verhältnisse zu bereuen. Wie in Podencay die Strenge, wirkte hier die Milde zum Vorthail der Franzosen.

Während Philipp den erlittenen Verlust an der Garonne grösstentheils wieder ersetzt sah, liess er, um Eduard's Kräfte noch mehr zu theilen, eine ansehnliche Seemacht nach Englands Küsten hinüber segeln, und überall, wo sie an's Land steigen würde, Schrecken verbreiten. Sie zeigte sich bei Dover, setzte einen Theil der Stadt in Flammen, und bereicherte sich durch Plünderung der Speicher. Um diese beschwerlichen Gäste von ihrem Vorsatze zurück zu scheuchen, segelte ein englisches Geschwader nach Cherbourg, vergalt die Räuberei der Franzosen durch Plünderung der Stadt und der Abtei, setzte die ganze Halbinsel durch Verheerung in Schrecken, und kehrte gleichfalls mit schwerer Beute beladen zurück. Darauf beobachteten beide Flotten einander von fern; Ereignisse von grösserer Bedeutung indessen fielen auf dem Meere nicht vor. Das Seewesen beider Völker war noch ziemlich in der Kindheit.

Um den Krieg mit grösserer Wirksamkeit führen zu können, versuchte Philipp ein Bündniss, zu welchem nachmals die Franzosen, so oft sie mit England im Kampfe lagen, als einem untrüglichen Hülfsmittel, ihre Zuflucht nahmen; er trat in Unterhandlung mit Johann Baliol, dem Könige von Schottland, und erwarb sich an ihm allerdings einen Bundesgenossen, von welchem sich weit kräftigere Schritte, als von Albrecht, dem Oesterreicher, erwarten liessen. Eduard aber, durch diese Freundschaft in Unruhe versetzt, liess es auf die Folgen eines solchen Bundes nicht ankommen; er sammelte augenblicklich ein zahlreiches Heer, machte damit einen Einfall in Schottland, unterwarf sich die bedeutendsten Städte, erhielt den feindlichen König in seine Gewalt, und zog triumphirend mit ihm in London ein. Erstaunt, aber zu klug, um seinen Schrecken zu äussern, vernahm Philipp die Kunde von Eduards Glück. Dass dieser sich nun mit voller Kraft gegen Frankreich rüsten würde, war voraus zu sehen. Doch verzweifelte unser Fürst keinesweges. Auch hatten ihn günstige Ereignisse so eben von seinem deutschen Feinde befreit. Albrecht von Oesterreich vereinigte die Fürsten des deutschen Reiches gegen den wenig geachteten Kaiser, und hatte selbst den Erzbischof von Mainz gewonnen, der diesem zu seiner Würde verholfen. Adolph von Nassau ward vor ein Fürstengericht geladen, und der Kaiserwürde verlustig erklärt. Nicht gesonnen, dem Scheinglanz zu entsagen, ergriff er die Waffen, und kämpfte um eine Krone, die nur sehr locker auf seinem Haupte gesessen; er zeigte sich bei Worms als einen tapferen Helden, fiel aber auf dem Schlachtfelde, und Albrecht ward römischer Kaiser.

Der

Der Graf von Richmond, welcher bereits zu Bayonne mit jedem Schiffe, das aus dem Hafen hinaus in die hohe See steuerte, einen segelnden Boten seines Ruhmes erblickt hatte, konnte den Wechsel der Dinge nicht begreifen, und fragte seine rathgebenden Begleiter, wie es möglich sey, dass Städte, die so schnell sich seinem siegreichen Schwerdte geöffnet, so schnell wieder das Joch der Feinde empfangen. Die Begleiter errötheten vor dem jungen Fürsten; sie wussten ihm keine Auskunft zu geben, und das Einzige, was sie bestimmt fühlten, war, dass er nicht lange mehr ihres Rathes bedürfen würde. Sie täuschten sich nicht. Von heftigem Unwillen ergriffen, als hörte er den französischen König frohlocken, rief Eduard seinen Neffen zurück; ein Feldherr, welcher für die gemachten Eroberungen nicht mit besserer Vorsicht Sorge trage, sey weit eher dazu geschaffen, unter andern Knaben gehorchen zu lernen, als gereiften Kriegern zu befehlen. Die Briefe, die seine Rathgeber erhielten, waren in weit herberen Ausdrücken geschrieben; jede Zeile ein Zeuge, wie schmerzlich der erlittene Verlust dem Könige zu Herzen ging.

Den Oberbefehl erhielt Edmund, des Königs Bruder. Mehrere Monde hindurch wegen des Betruges, den er sich hatte spielen lassen, mit Eduard entzweit, hatte er endlich bei einem Familienfeste zur Versöhnung wieder die Hand geboten, und verdankte wahrscheinlich den Aufwallungen der erneuten Bruderliebe die Feldherrnwürde. Indessen schien Eduard in der That eine bessere Wahl getroffen zu haben; Edmund war vielleicht als Feldherr um Vieles vorzüglicher denn als Geschäftsträger. Er machte von Bordeaux aus mehrere

glückliche Streifzüge gegen den Feind, liess sich durch die drohenden Bewegungen des Connetable nicht schrecken, und zeigte auch dem Heere des Valois gegenüber, dass er mit seinen Schaaren einen Angriff auszuhalten verstehe. Dennoch mochte er wohl einsehen, dass es um Englands Würde im südlichen Frankreich gar sehr bedenklich stand. Dieser Gedanke nahm ihm seinen heiteren Sinn, und war vielleicht die Ursache, dass ein Fieber, welches ihn überfiel, nach wenigen Tagen sich schon in gefährlichen Kennzeichen äusserte. Es machte zu Bayonne, einer von den wenigen Städten, welche den Engländern geblieben, seinem Leben ein Ende.

Zu gleicher Zeit fand auch bei'm französischen Hofe ein Feldherrnwechsel statt. Karl von Valois verfuhr den Hoffnungen Philipps nicht nachdrücklich genug; die Bewegungen des Heeres schienen dem Könige gelähmt, der kapetingische Heldenmuth erschlaft. Valois wurde zurück gerufen, und an seine Stelle trat der jüngere Bruder, Robert, Graf von Artois, allerdings ein tüchtigerer Mann auf der Kriegesbühne, der an der neapolitanischen Küste bereits in schwierigen Vertheidigungen sich versucht hatte. Er musterte das Heer, und verkündigte ihm, wie er gesonnen sey, den letzten Engländer aus Frankreich zu verjagen, und sich so wenig als seine Soldaten zu schonen; doch sollten nach glücklich durchgeführten Kampfe reiche Belohnungen ihre Mühseligkeiten vergütigen. Es war, als hätte man in England beschlossen, seinen kecken Versicherungen die Wirklichkeit zu verschaffen; Heinrich von Lacy, der Graf von Lincoln, welchen man nach Edmunds Tode dem Artois gegenüber stellte, war ein Edelmann von anerkannter Rechtlichkeit und tapferem Schwerte; führte

er aber den Feldherrnstab, so pflegte ihn das Glück nicht mit seinen Kränzen zu umwinden. Was durch Edmund Gutes geschehen, ging nach wenigen Monaten bis auf die letzte Spur verloren; der englische Name verhallte im Südwesten Frankreichs.

Im Norden musste nun das verlorene Herzogthum erkämpft werden, und um dies durchzusetzen, schloss Eduard ein förmliches Bündniss mit Veit dem zweiten, Grafen von Flandern.

Viertes Kapitel.

Flandern, der fruchtbare Erdstrich zwischen Holland und dem nordöstlichen Frankreich, von der Schelde und dem Lys bewässert, von unzähligen Kanälen durchschnitten, bewohnt von einem zahlreichen betriebsamen Volke und mit grossen Städten geschmückt, war lange Zeiten hindurch von Grafen regiert worden, welche die Oberlehensherrschaft der französischen Könige zwar anerkannten, aber sich zu mächtig fühlten, um ihren Befehlen mit ängstlichem Gehorsam zu willfahren. Daher nicht selten zwischen diesen Grafen und ihren Lehensherren Zwistigkeiten vorfielen, die mehr durch die Liebe zum Frieden, als durch die Furcht vor dem Höheren beigelegt wurden. Auch zwischen dem zweiten Veit und Philipp dem Schönen fehlte es an Irrungen nicht.

In Gent, einer volkreichen Stadt am Zusammenfluss der Schelde und des Lys, die gewöhnlich für die Hauptstadt des Landes galt, hatte der Graf Verschiedenes an der Verfassung geändert, und bei diesem Schritte mehr

seinen Vorthell, als das Wohl der Einwohner, im Auge gehabt. Diese, weniger durch den Nachtheil, welchen sie bald empfanden, als durch den Gedanken beleidigt, bei der Veränderung durchaus nicht befragt worden zu seyn, baten um Rücknahme der ungünstigen Verordnungen, wurden jedoch kaum einer Antwort gewürdigt. Sie machten daher von dem Rechte Gebrauch, welches den Unterthanen eines Vasallen freistand, und wandten sich mit ihren Beschwerden nach Paris an den Gerichtshof Philipps des Schönen, welcher so eben die französische Krone erhalten hatte. Das Pariser Tribunal erklärte sich zu Gunsten des Grafen, und rieth den Gentern, sich mit schuldigem Gehorsam den Verfügungen desselben zu bequemen. Philipp aber, schon damals mit lüsterbem Auge auf Flandern blickend, liess die Bürger heimlich zur Erneuerung ihrer Rechtsache auffordern, und verhiess ihnen den erwünschtesten Erfolg. Jene fassten den Wink mit Begierde auf, erschienen zum zweiten Male vor den Schranken des Gerichtes, und dieses sprach nun, wie der schlaue Monarch ihm zuflüsterte. Der Graf musste seine neuen Gesetze zurück nehmen, und fasste von dem Tage an den heftigsten Groll gegen den Verführer seiner Unterthanen.

Philipp hätte gewünscht, sich mehrere Städte in Flandern, eben so wie Gent, durch Gefälligkeiten verpflichten zu können; dann mochte der Graf immerhin murren, und nach einer Gelegenheit zur Rache umherblicken, in sein eigenes Haus wäre ihm der harrende Zunder gelegt worden, alle Tapferkeit und alle Anstrengungen gegen Frankreich hätten nichts gefruchtet. Die Flamländer aber, wenn auch mit ihren Grafen nicht immer in Eintracht, waren doch den Franzosen durch-

aus nicht gewogen; das verfängliche Beispiel, welches Gont gegeben hatte, fand in allen Ortschaften laute Tadler, keinen Nachahmer. Bald vernahm Philipp von Unterhandlungen zwischen dem Grafen und dem englischen Könige; sie kamen ihm nicht unerwartet, sie lagen in der Natur der Verhältnisse. Er fürchtete nicht; kannte er doch den Charakter solcher Verbindungen, wo jeder Theil, dem Andern die Gefahr und die Mühseligkeiten zuschiebend, den Vortheil und den Ruhm allein zu erndten trachtet, während Missverständnisse und Eifersucht wieder aufheben, was man durch gewonnene Schlachten erlangt hat. Aber eben diesen Krankheiten einer Verbrüderung wollte Eduard zuvor kommen; er liess für seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, um die Tochter des Flandrischen Grafen anhalten. Wo Furcht oder Eigennutz das Gewebe der Freundschaft trennen würden, sollten die Bande des Blutes sie vor gefährlicher Auflösung schützen. Der Entwurf ward heimlich betrieben, kam aber dennoch dem französischen Könige zu Ohren.

Hier hiess es nicht mehr, der Sache mit gleichgültiger Ueberlegenheit zusehen; die Vermählung durfte nicht zu Stande kommen. Sie zu hintertreiben, dünkte unsren Philipp jedes Mittel erlaubt, und er ersann eins, welches auch Ludwig dem eilften, dem meisterhaftesten Ränkespinner auf dem französischen Throne, Ehre gemacht hätte. Bestochene Hofleute mussten dem flandrischen Grafen schildern, wie Philipp so gar sehr in seinen Gesinnungen sich geändert habe; wie er Frieden und Freundschaft mit seinen Vasallen, vor Allen aber mit dem Grafen, wünsche; welch eine Blüthe der Wohlfahrt Flandern beglücken würde, wenn es mit Frank-

reich, seinem natürlichen Nachbar, in freundschaftlichem Wechselverkehre stände. Worte, die Philipp zum Lobe des Grafen geäußert, wurden diesem absichtlich zuge-
tragen; es schmeichelte ihm ungemein, von einem so geistvollen, auf Ruhm so neidischen Monarchen sich ein kluges Volkshaupt, einen beneidenswerthen Hausvater genannt zu wissen. Mit diesen Berichten stimmten die Briefe, welche er bald von Philipp selbst erhielt, auf's Genaueste überein; er war schwachsinnig genug, zwischen einem Kampfgenossen, der ihm seine Freundschaft und seinen Sohn anbot, und einem Beleidiger, der endlich seinen Werth anzuerkennen schien, schwankend dazustehen. Philipps beredete Verstellung, der Wenige widerstanden, siegte; als er den Grafen auf-
forderte, mit seiner Gemahlin ihm die Ehre seines Besuches zu gönnen, damit die versöhnten Freunde endlich einander in's Auge schauen, und den Bund ihrer Herzen mit dem Friedenskusse besiegeln könnten, ahnte der Graf durchaus keine Schlinge, machte zur Reise sich fertig, und betrat Frankreich mit selbstgefälliger Eitelkeit, als ständen ihm die Lobeserhebungen des Königs an der Stirne geschrieben.

Corbie an der Somme, ein Städtchen in der Picardie, also der flandrischen Gränze ziemlich nahe, war als Ort der Zusammenkunft festgesetzt.*) Philipp, hiess es, würde seinen hochgeehrten Gast daselbst erwarten. Er war indessen nicht zu finden. Ein Unfall auf der Reise, wurde gesagt, halte ihn auf. Weit, ungeduldig, seine Herrlichkeit aus des Königs eigenem Munde zu hören, hatte länger keine Ruhe in Corbie, machte sich

*) Nach Andern Corbeil an der Seine, südlich von Paris.

mit seiner Gemahlin auf den Weg, und reiste seinem königlichen Wirth entgegen. Darauf schien man gerechnet zu haben. Die französischen Hofsoldaten schlossen sich an die Begleitung des Grafen; man scherzte, man schmauste zusammen, und gerieth in einen so lustigen lebhaften Verkehr, dass die Flandrer das gräfliche Ehepaar bald aus den Augen verloren. Zu diesem gesellten sich andere Ehrenbegleiter aus Paris; das Paar war über Philipps Aufmerksamkeit freudig erstaunt, erstaunte aber noch weit mehr, als das ehrenvolle Gefolge allmählig das Ansehen einer strengen Bewachung erhielt. Doch schon war es zu spät; vergebens sah sich der Graf nach den Seinigen um. In Eilmärschen ging es vorwärts, und das Ehepaar, welches Corbie als gefeierte Gäste verlassen, langte in Paris als Gefangene an. Im Louvreschlosse erhielten sie ihre Wohnung; man liess es ihnen an nichts fehlen, verhehlte ihnen aber nicht, dass die prachtvollen Wände ihrer Zimmer nichts besseres als Kerkermauern seyen.

Der Graf war ausser sich, aber all sein Wüthen half nichts. Nachdem er anfangs den Vermählungsplan mit Eduard geleugnet, endlich aber eingestanden hatte, musste er den kränkenden Ausspruch hören, dass kein Vasall das Recht habe, seine Kinder mit einem ausländischen Geschlechte ohne Einwilligung des Lehensherrs zu vermählen. Eduards Drohungen wurden nicht beachtet, auf die Schriften flandrischer Sachwalter, welche mit patriotischem Eifer die Freiheit ihres Herrn verlangten, und Philipps Benehmen mit den gehässigsten Farben darstellten, keine Rücksicht genommen. Der Graf und seine Gattin blieben im Gefängniss, und erhielten nicht eher die Zusage der Freiheit, als bis sie

ihre Tochter kommen liessen, und sie in Philipps Hände lieferten, damit sie, statt ihrer Eltern, als Geißel in Paris zurück bliebe. *) Mit Thränen begrüßte die Tochter ihre Eltern; sie ahnte nicht, welchem Schicksal sie entgegen gereisst. Statt den Sohn eines mächtigen Königs als ihren Bräutigam zu umarmen, sah sie ihren Vater und ihre Mutter, welche sie kaum wiedergefunden, wieder in die Heimath reisen, und sollte als eine Gefangene, verlassen unter einem fremden Volke seufzend, ohne Aussicht zur baldigen Erlösung zurück bleiben.

Den bittersten Ingrimm im Herzen und vom glühendsten Rachedurst gefoltert, kehrte der flandrische Graf in seine Lande zurück. Die Freude seiner Unterthanen, ihn wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu sehen, konnte ihn nicht trösten; die Jubelfeste in den Städten, durch welche er kam, schienen ihm die lauten Zeugnisse seiner Unklugheit zu seyn. Er verwünschte seine unselige Leichtgläubigkeit; er schwur, so lange ein Hauch des Lebens in ihm sey, mit diesem verrätherischen Könige keine Sylbe des Vertrauens wieder zu wechseln; er fasste gegen alles, was ihn an Frankreich erinnerte, den tödtlichsten Hass, und sann auf Mittel, Philipps Bosheit, mit welcher Aufopferung es auch immer geschehen müßte, zu vergelten. Augenblicklich reisten seine Abgesandten hinüber nach England; das engste Bündniss, das jemals unter hülfsbedürftigen Staaten geschlossen worden, sollte Flandern mit dem brittischen Eilande verschwistern. Aber all diese Entwürfe der ersten Heftigkeit lähmte der Ge-

*) Hist. des guerres entre la France et la Flandre dep. l'an 1180 jusqu'en 1331 p. Aug. Galland, in seinen Mem. pour l'hist. de Navarre et de Flandres. Par. 1648. f.

danke an die gefangene Tochter. Sie war sein einziges Mädchen; sein weiches Vaterherz empörte sich gegen die Martern, die sie im Fall eines ausbrechenden Krieges zu erdulden haben würde. Die Mutter bat mit Thränen im Auge; die Söhne, die ihre Schwester liebten, beschworen ihn, das Heil seines Kindes seiner Rachlust nicht opfern zu wollen. Einem Gärtner ähnlich, welcher mit dem Unkraut zugleich eine holde Blume auszureissen fürchtet, sass der Graf in peinlicher Unentschlossenheit da. Nach mehreren Wochen des unruhigsten Zweifels brachte er sich dahin, von Philipp die Zurücksendung seiner Tochter zu verlangen. Sie sollte ihm gewährt werden, wenn er öffentlich sein Wort gäbe, sie niemals mit dem Sohne des Königs von England zu vermählen. Ein solches Rettungsmittel konnte der Graf um Eduards Willen nimmer mehr ergreifen. Er änderte daher die Sprache, und bat. Man blieb unbittlich bei der aufgestellten Bedingung. Er wandte sich an den Papst, und flehte um dessen Vermittlung; die Vorstellungen aus Rom fruchteten eben so wenig.

Da riss ihn das Schicksal aus seinen Zweifeln durch eine furchtbare Entscheidung. Seine Tochter, bald auf keine Befreiung mehr hoffend, betrachtete sich als die unselige Ursache, die ihrem Vater die Hände band, und auf Flandern die Schmach der Beschimpfung haften liess. Heimweh und Kummer fingen an, an ihrem Leben zu nagen; sie kränkelte und welkte im Frühling der Jahre dahin. Die Bemühungen der Aerzte, welchen Philipp die gewissenhafteste Sorgfalt an's Herz gelegt hatte, blieben ohne Erfolg. Das Daseyn schien der Kranken gleichgültig zu werden, sie wies bisweilen selbst die Arzneyen zurück, und starb im Gefäng-

nisse, der Welt gern entsagend, als würde mit ihrem Herzen auch das Herz des Königs, den sie unaussprechlich hasste, gebrochen. Zusammen schauernd erfuhr der Graf die Nachricht. Nun aber waren alle Bande seiner Leidenschaften zersplittert zu Boden gefallen, alle Rücksichten wurden aufgegeben, nichts gehört, als die lockende Stimme der Rachsucht. Er kündigte dem Könige von Frankreich die Vasallenschaft auf, schloss mit Eduard das langersehnte Bündniss, und rüstete in allen Städten und Dörfern seines Landes. So begann der flandrische Krieg.

Sobald dem Philipp der Tod der flandrischen Grafentochter gemeldet worden, sah er den Beginn eines furchtbaren Kampfes voraus, und traf mit schnellem Nachdruck seine Maassregeln. Gesonnen, die Kräfte seines Reiches zum Verderben der beiden Gegner zu sammeln, befahl er, dass alle Feindseligkeiten der einzelnen Barone aufgeschoben würden, und erlangte von ihnen das Versprechen, jeden Zwist erst nach geendigtem Kriege wieder in Thätigkeit treten zu lassen. Zu keinem Waffenspiele, zu keinem festlichen Turniere sollten die Muskeln des Ritterarmes, dessen das Land bei so bedenklicher Lage der Dinge bedurfte, missbraucht werden; zugleich ward den Gläubigern verboten, während des Krieges Waffen oder Streitrosse, als Pfänder, ihren Schuldnern wegzunehmen oder vorzuhalten. Ein wohlgerüstetes Heer stand in kurzer Zeit schlagfertig da; die Ritter säumten nicht, mit ihrem Gefolge sich einzufinden; man war neugierig, wie der umsichtsvolle, energische König auf dem Gefilde der Schlachten sich zeigen würde; man hatte Vertrauen zu seinem Glücke, und eilte, sich an einen Zug anzu-

schliessen, bei welchem der Ruhm in vollen Halmen zu erndten stand. Die Edelherren jener Zeiten kannten den Umgang mit den Wissenschaften nicht; in der Unthätigkeit des Friedens waren Jagd und Kampfspiel ihre Bedürfnisse, der ergötzlichste Ton aber der Klang der Kriegsdrommete.

Von einer unzähligen Volksmenge, welche hoffnungsvoll dem stattlichen Heere Glück wünschte, bis nach Saint Denis hin begleitet, verliess Philipp seine Hauptstadt, und nahm seinen Weg nach Compiègne. Hier ward Halt gemacht und das Pfingstfest gefeiert. Der damals üblichen Sitte gemäss, wenn ein Feldzug eröffnet wurde, versammelte sich die edle Jugend des Heeres auf einer Wiese, nicht weit vom Zusammenflusse der Aisne und der Oise, begierig, einer Ehre gewürdigt zu werden, welche das Wohlwollen des Monarchen bezeugte und die Achtung der Welt verbürgte. Philipp erschien in vollständiger Prachtrüstung, der schönste König seines Zeitalters, der glänzendste Streiter in seinem Heere. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und in erwartungsvoller Spannung lauschte jedes Ohr, welchen Jüngling er zuerst herbei rufen würde, um ihn durch den Ritterschlag in die Reihen der geehrten Helden zu erheben. Ludwig, Graf von Evreux, sein Bruder, erhielt zuerst dieses Pfand der königlichen Gnade; hundert und zwanzig Jünglinge theilten sodann die Auszeichnung mit ihm. Diese jungen Ritter wurden gar oft sichere Stützen in den Gefahren des Krieges; voll Eifer, in dem ersten Feldzuge der erhaltenen Ehre sich würdig zu zeigen, dem Fürsten, der sie so glänzend geschmückt, mit schwärmerischer Dankbarkeit ergeben, eilten sie kühnen Muthes den Kriegern voran, achteten

weder Leben noch Gesundheit, und das Unmögliche selbst, vor welchem jedes andre Herz zurück schreckte, versuchte diese begeisterte Jugend. Die Ehre, die sie durch Thaten bewährten, suchten ihre Gefährten durch Thaten zu erringen.

Von Compiègne ging es in raschem Zuge durch die Gauen der Picarden den flandrischen Gränzen zu. Die Schaaren, welche ihnen den Eintritt währten, wurden mit glücklicher Eile zerstreut, die Ortschaften besetzt und gebrandschatzt. In kurzer Zeit waren die Fluren zwischen der Scarpe und Schelde von den Feinden überschwemmt, französische Reiter schwärmten durch die Grafschaft Artois, die Verheerungslust tobte durch das Land, die Einwohner verliessen ihre Häuser, und flohen nach den nördlicheren Gegenden des Staates. So rückte man ohne sonderliche Hindernisse auf Lille los; diese Stadt sollte Philipps Waffenplatz werden.

Lille oder Ryssel, eine volkreiche Stadt an der schiffbaren Deule, von fruchtbaren Aeckern umgeben und blühend durch den Gewerbfleiss seiner Einwohner, war damals noch nicht durch die berühmte Citadelle, Vaubans Meisterstück, gegen jeden kühnen Versuch eines Feindes gesichert, hatte aber dennoch vortreffliche Bollwerke, galt für die zweite Stadt im Lande, und seine Behauptung sicherte den Besitz von Flandern. Daher Philipp sein vorzüglichstes Augenmerk auf Lille richtete. Aber in den Mauern dieser Hauptfeste lag eine zahlreiche Besatzung, und ein treuer Feldherr, Robert, der älteste Sohn des flandrischen Grafen, stand an ihrer Spitze. Befehlshaber und Untergebene hegten den festen Vorsatz, die Mauern bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Auch waren sie mit Vorrath

auf lange Zeit versehen, und des Winters gewährten in jedem Falle die Sümpfe und Teiche den Eingeschlossenen freies Spiel. Aber nicht alle Gemüther in der Stadt waren so flandrisch gesinnt. Es gab unter den Einwohnern viele, welche den Franzosen gewogen waren, und die Parthei der Lilienträger — *la faction de Porte-lis* — genannt wurden. Auf diese gründete Philipp der Schöne seine Hoffnungen.

Die Belagerung hatte ihren Anfang genommen, und die kriegführenden Völker gegenseitig ihre Tapferkeit kennen gelernt. Da ging die Nachricht ein, dass die flamländische Heeresmacht, einer Schlacht hoffnungsvoll entgegen sehend, am jenseitigen Ufer des Lys, nicht weit vom Einflusse der Deule, sich zusammen gezogen habe. Der König fürchtete, vor den Mauern der belagerten Stadt angegriffen zu werden, und eilte, einem so bedenklichen Ereigniss zuvor zu kommen. Er liess den grössten Theil seiner Mannschaft längs der Deule sich in Bewegung setzen, und übergab den Oberbefehl zweien geprüften Kriegshäuptern, dem Montmorency und dem Grafen von Artois, seinem Bruder, dem Wiedereroberer Guienne's. Die Heere standen bald einander gegenüber, beide des Kampfes sich freuend, beide nichts sehnlicher als eine Schlacht wünschend; diese, weil sie ihren König und seine Unternehmung gegen Lille zu sichern wünschten, jene, weil sie die nämliche Stadt von der Belagerung befreien wollten. Und so begrüßte man sich bald mit Speer und Pfeil. Die Flamländer fochten mit seltener Beharrlichkeit, freudig opfereten sie ihr Leben für ihren Herrn, der Hass gegen die Feinde beseelte sie mit dem unerschrockensten Heldenthum. Aber es fehlte ihnen ein Feldherr, welcher die

Erfahrung des Montmorency oder die Entschlossenheit des Grafen von Artois besass. Ihre Anstrengungen waren vergebens, sie sahen sich umzingelt, sahen ihre Reihen durchbrochen und mussten die Flucht ergreifen. Die Franzosen erfochten einen vollständigen Sieg, einen Sieg, der beide Theile mit Ruhm krönte. Denn die Flamländer hatten ihre Niederlage den Siegern theuer verkauft. Die Franzosen zählten eine Menge an Todten und Verwundeten; viele edle Ritter lagen hingestreckt auf dem Schlachtfelde, und der Graf von Artois sah bei dem Angriff auf eine Brücke seinen einzigen Sohn, einen zarten Knaben, in die Hände der Feinde fallen. Der Knabe ward ihnen auf der Flucht zwar wieder entrissen, starb aber bald an seinen Wunden.

Der Sieg von Comines hatte die glänzendsten Folgen. Die flandrische Kriegesmacht war aus einander gesprengt, und gebrauchte wohl lange Zeit, ehe sie sich wieder vereinigen konnte. Graf Veit floh nach dem Norden, und warf sich in Brügge, um hier die Ankunft der englischen Heeresschaaren zu erwarten. Die siegreichen Feldherren rückten jenseit des Lys vor, drangen in's Herz des Landes, überraschten mehrere feste Plätze, und wurden in wenigen Wochen die Meister alles offenen Feldes zwischen dem Lys und der Yser. Diese wichtigen Glückserfolge wirkten gewaltsam auf das belagerte Lille. Die Krieger sahen bei der Nachricht von der Niederlage zu Comines einander mit erbleichenden Gesichtern an, die besten Entschlüsse schwankten, die kampffertigsten Gemüther begannen zu zagen. Roberts ermuthigende Reden verhallten, seine Trostsprüche hatten keine Wirkung; einen grösseren Einfluss, als das Beispiel seiner Tapferkeit, zeigten die Zuflüsterungen

der Lilienträger, welche jene Niederlage um Vieles vergrößernd, vom französischen Könige als von einem unwiderstehlichen Sieger sprachen, und es thöricht hießen, der Gewalt eines furchtbar wogenden Stromes auf einem Steinhaufen widerstehen zu wollen. Robert fühlte sich von lau gewordenen Kriegern umgeben, von ränkevollen Verräthern belauscht; er musste die Bosheit fürchten, die durch ein Bubenstück vielleicht die Gnade oder den Lohn des Siegers zu erwerben suchte. Und so beschloss er, seinem Vater und dem Staate sich zu erhalten. Schon hatte man den Plan gemacht, ihn gebunden dem Feinde zu überliefern, als er mit einigen Vertrauten seine Flucht besprach nachdem er darauf mit blutendem Herzen von ihnen, wie von der verlorenen Stadt, Abschied genommen, schwamm er auf einem kleinen Fahrzeuge den Fluss hinab, und entkam unter dem Schleier der Nacht glücklich den Feinden, die einen solchen Flüchtling auf dem Nachen nicht ahnten. Am andern Morgen wurden die Thore geöffnet, und die Stadt unterwarf sich unbedingt dem siegreichen Könige der Franzosen.

Als Philipp den Kern seiner Schaaren dem Hauptfeinde am Lys entgegen sandte, schickte er zugleich einen andern Heereshaufen ab, welcher über die Schelde und die Sambre setzen musste, um so schnell als möglich die Champagne zu erreichen. Denn in diese Provinz des französischen Staates hatte der Graf Heinrich von Bar, der östliche Nachbar derselben, ein Freund des flandrischen Fürsten, einen verheerungsvollen Einfall gemacht. Walther von Crecy, Herr von Chatillon, hatte den Oberbefehl über diese Schaar erhalten, schlug den Feind in mehreren Gefechten, und trieb ihn

nicht bloss über die Marne, den Fluss der Champagne, sondern auch über die Maas, die sein eignes Gebiet durchströmte. Chatillon erwarb sich durch diesen glücklichen Kriegeszug die Gunst seines Herrn, wurde aber zurück gerufen, da Philipp seine Schaaren nicht lange entbehren konnte.

Indessen blickte der flandrische Graf mit ungeduldiger Sehnsucht von Brügges Zinnen hinab zur Meeresküste, ob noch kein englisches Wimpel sichtbar würde. Der verbündete König war jetzt seine ganze Hoffnung. Endlich schwamm die Flotte daher; Eduard selbst führte seine Mannschaft, und wünschte sich als Feldherr gegen Philipp den Schönen zu versuchen. Die brittischen Krieger jauchzten, da sie die flamländische Küste betraten; ihr Hass gegen die Franzosen war zu erstaunlicher Höhe gestiegen; dabei fühlten sie sich, als die Besieger der Waliser und der Schotten, unbesiegbar unter einem Kriegeshaupten, wie ihr König. Vor diesem Heldensinne graute dem französischen Könige allerdings unheimlicher, als vor ihrer Zahl; dennoch war er mit reissender Schnelligkeit auf Brügge losgegangen, und während dieses Zuges Meister von Courtray — Kortryk — einer festen Stadt am Lys, geworden. Wer aber mochte seinen Augen trauen, als er plötzlich auch vor Brügge, wenige Meilen von der Küste des Nordmeeres, stand, und diese Stadt mit überraschender Gewaltigkeit angriff! Graf Veit, welcher so eben zum Empfange des Königs von England festliche Vorbereitungen veranstaltet hatte, sah sich zur Flucht genöthigt, und eilte seinem rettenden Gaste entgegen. Ehe aber die Engländer noch herbei zogen, hatte die Stadt, vom Schrecken übermannt, ihre Thore geöffnet, und was zu

Eduards

Eduards Einzuge angeordnet worden, musste nun zur Begrüßung des französischen Königs und seiner Sieges-schaaren dienen. Eduard begab sich mit seinem Heere nach Gent, und hier überlegte er mit dem Grafen, wie dem übermächtigen Feinde zu wehren sey.

Kaum war in den eroberten Städten die Ordnung ein wenig hergestellt, so that Philipp einen listigen Schritt, der seine neuen Erwerbungen ihm sichern sollte. Die Einwohner hatten mit Befremden die Bemerkung gemacht, dass die Feinde, je weiter sie in die Grafschaft vorrückten, mit desto menschlicherer Schonung verfahren; sie hatten es nicht erwartet, und dem damaligen Kriegesbrauche zufolge, nicht erwarten dürfen. Jetzt hörten sie, dass Philipp sich in den vorzüglichsten Städten zum „Beschützer der Gemeinden“ erklärt habe, dass er sich mit treuer Emsigkeit ihrer Rechte und Freiheiten anzunehmen gesonnen sey. Das Verfahren der französischen Beamten bestätigte überall diese Versicherung. Kein Wunder, wenn der Schlaue auf diese Weise manches flandrische Herz gewann, wenn viele Freunde des Vaterlandes, bisher gegen alles Französische mit blinder Halsstarrigkeit erbittert, die Parthei der Lilien-träger vermehrten. In Gent aber, wo ohnedies die Unzufriedenheit mit dem Grafen schon längst in der Stille gewühlt hatte, kam es durch diese Schlaueit Philipps zu einem förmlichen Aufstande, den seine heimlichen Freunde zur hellen Flamme anzufachen versuchten. Eduards Gegenwart allein dämpfte die Empörungssucht; doch wenig fehlte, so wäre die tobende Stadt sein Grab geworden. So war die Lage der Dinge, als Philipp auch hieher seine glücklichen Schritte lenkte.

Dennoch sehnten sich beide Theile nach dem Frieden. Eduard sah sich von einem wackeren Heere umgeben, auf seinen Schiffen herrschte der Ueberfluss, die Seinigen alle konnten den Beginn des Kampfes kaum erwarten; aber das Glück schien sich für den französischen König erklärt zu haben, und die wichtigsten Festungen des westlichen Flanderns waren in seinen Händen. Philipp hatte die Eroberung des feindlichen Landes fast vollendet, aber seine Krieger waren erschöpft, und ihre Ermattung liess sich allenfalls den Feinden verbergen, erfüllte ihn selbst jedoch mit ängstlichen Besorgnissen. Indessen war es Eduard, welcher den Vorschlag zu einem Waffenstillstande that. Er wurde bewilligt, und die Friedensunterhandlungen nahmen ihren Anfang. Hier aber häuften sich die Schwierigkeiten, die Forderungen kreuzten sich zu schneidend, von beiden Seiten traf der Eigensinn in misslichen Berührungen zusammen. Was jedoch von Seiten Philipps mit entschiedenem Widerwillen verworfen wurde, war der Schiedesrichter, welchen der König von England und der flandrische Graf vorgeschlagen hatten, der Statthalter Christi zu Rom nämlich. Diesen wollte Philipp durchaus nicht genannt wissen; denn schon befand er sich mit ihm in sehr zwiespaltigem Verhältnisse.

Philipp hatte sich offen gegen das Oberhaupt der Kirche aufgelehnt. Da aber dieser Kampf mit dem römischen Stuhle einer der wichtigsten Abschnitte in der Lebensgeschichte, die wir zeichnen, so unterbrechen wir für jetzt die Erzählung des flandrischen Krieges, und wenden uns zu jener merkwürdigen erfolgreichen Begebenheit.

Fünftes Kapitel.

Nicolaus der Vierte, welcher, wie erzählt worden, den König Jacob von Sicilien durch sein Verbannungswort aus der Gemeinschaft der Christen hinausgestossen, hatte zum Nachfolger auf dem heiligen Stuhle den Einsiedler Peter von Murone, Cölestin den Fünften. Dieser Mann, ein Freund der strengen Tugend auf einem Throne, auf dem man sie weder verlangen noch schätzen mochte, wollte die alten Schäden der Geistlichkeit von innen heilen, und zog sich durch diese bedenklichen Entwürfe den Hass seiner ganzen Umgebung zu. Kränkungen und Ungehorsam verleiteten ihn den Hirtenstab, und brachten ihn bald dahin, dass er, der Tiara entsagend, sich für die letzten Tage seines Lebens in ein einsames Schloss zurückzog. Wer vorzüglich diesen Entschluss veranlasste, war der Kardinal Benedikt Cajetan aus Anagni; er führte in der Versammlung der Kardinäle die einflussreichste Stimme, und wurde dem verdrängten Papste zum Nachfolger gegeben. Er bestieg den Thron als Bonifaz der Achte, ein berühmter Name, der Wendepunkt in der Geschichte des Papstthums, ein unterstützendes Lösungswort für jeden König der späteren Zeit, der Roms Joch nicht mit stummer Geduld zu tragen gesonnen war.*)

Von nicht alltäglichen Einsichten in die Staatswissenschaft und die Rechtsgelehrsamkeit begleitet, als eif-

*) Man glaubte, dass Bonifaz die Abdankungsschrift, welche Cölestin vorgelesen, verfasst hatte. (Ptolomäus von Lucca Hist. eccles. XXIII. 33.) — Peter von Murone soll den Bonifaz vergebens um die Erlaubniss zum Einsiedlerleben gebeten haben; er wurde mit furchtbarer Grimmrede von ihm zurück gewiesen, und da er die Flucht ergriffen, nach einem festen Schlosse in Anagni gebracht, wo er, in enger Kammer schmachtend, nach zweien Jahren starb.

riger Verfechter der kirchlichen Rechte gepriesen und ausgezeichnet durch die Staatsklugheit, die er vielfach als Gesandter entwickelt hatte, brachte dieser herrschsüchtige Priester auf den Stuhl seines Apostels Entwürfe mit, die diesen Stuhl entweder über alle Fürstensitze der Erde erheben, oder ihn von der Grundlage des anbetenden Aberglaubens, darauf er ruhte, in den Abgrund der Verachtung hinunter stürzen mussten. Was der siebente Gregor durch seine gebietrische Sprache gegen die Könige Europa's errungen, was Innocenz der Dritte durch schlaue Einrichtungen gewonnen, sollte jetzt in seinen Wirkungen bestätigt, in seinem Umfang erweitert werden; wie der kapitolinische Jupiter einst von seiner Höhe herab allen Völkern der Erde mit dem zermalmenden Blitze gedroht, sollte das verschleierte Schreckbild der Kirche mit unantastbarer Allgewalt gewaffnet werden, und nur an den Ketten, die im Vatikan geschmiedet worden, die Christenheit in dem vorgeschriebenen Ringe der Beschränkung sich bewegen. Aber die Mitwelt des Bonifaz war eine andere, als die Jahrhunderte des Gregor und des Innocenz, andre Sterne standen bereits an dem Himmel; schon verkündigte sich eine neue Sonne durch ihren aufdämmernden Glanz; die Völker schritten der Mündigkeit entgegen, und auf dem Throne von Frankreich sass ein Monarch, der durch kein verhülltes Gespenst zurück zu schrecken, durch keinen rasselnden Blitz in seiner Laufbahn zu erschüttern war. Er war's, welcher den Kampf der weltlichen Macht mit der geistlichen sich zum Ziele setzend, die List durch List entkräftete, dem lang vergötterten Phantome die Maske abriss, und der erstaunten Welt zum ersten Male zeigte, vor welch

einem ohnmächtigen Götzenbilde ihre Kinderfurcht gezittert habe. Voll Nachdruck und Gewandtheit, ebenso beharrlich als rasch, blieb er Sieger auf dem Kampfplatz; die römischen Trugwaffen verloren ihre Zauberkraft, kein Statthalter Christi wagte mehr den Gregor oder den Innocenz zu spielen.

Bei seiner Rüstung zum flandrischen Kriege hatte Philipp ausserordentliche Geldessummen nöthig. Er legte daher auf alle Kaufmannsgüter schwere Abgaben, schrieb bedeutende Steuern aus, und forderte endlich, da Beides nicht hinreichte, von den geistlichen, wie von den übrigen Ständen, verhältnissmässige Beiträge. Der König konnte sich mit der Kirchenversammlung von Lyon unter seinem Vater entschuldigen; dort hatte Gregor der Zehnte die Erlaubniss gegeben, zur Fortsetzung des heiligen Krieges, welcher jedoch nicht statt fand, von der französischen Geistlichkeit Steuern zu erheben, und diese waren mit aller Strenge eingetrieben worden. Dennoch liessen mehrere Prälaten heimliche Beschwerden über ihren Landesherrn nach Rom wandern. Bonifaz ergriff (1296) die Gelegenheit mit Eifer, und beschloss die Steuerfreiheit der Kirche zu vertheidigen. Es erschien die Bulle „Clericis Laicos,“ welche die feindseligen Gesinnungen der Layen gegen die Geistlichkeit schilderte; die weltlichen Behörden, hiess es, suchten den Dienern der Kirche ihre bürgerliche Stellung im Staate zu erschweren; es sey eine Schande, dass selbst die hohe Geistlichkeit aus Furcht vor einem gesalbten Könige diesem Missbrauche stumm zusehe; es solle daher künftig, ohne ausdrückliche Zustimmung des apostolischen Stuhles, nicht ein Pfénning bewilligt werden; der Laye aber, der sich gegen dieses Verbot auf-

lehne, verfalle in den Kirchenbann, der Geistliche, der sich einen Beitrag entwinden lasse, solle seiner Würde verlustig gehen.

In der Bulle war des französischen Königs mit keiner Sylbe erwähnt worden;*) dass sie ihn aber treffen sollte, lag offen da. Philipp pflegte unter solchen Umständen nicht zu säumen; ohne den Papst oder den geistlichen Stand zu nennen, liess er eine Verordnung ergehen, welche jedwedem französischen Unterthan es bei schwerer Strafe untersagte, gemünztes oder ungemünztes Gold oder Silber, Schmuck oder Edelsteine, Waffen oder Pferde, ohne schriftliche Erlaubniss des Königs ausser Landes gehen zu lassen.

Bonifaz stutzte; er schien mit dunklem Grauen zu ahnen, welch einen Feind er sich erweckt hatte; daher seine nächste Bulle eine mildere Auslegung der vorhergehenden. Indessen enthielt sie der bitteren Brocken genug, und beleidigte einen Monarchen, wie Philipp, in tiefster Seele. Während man ihn darin wegen seiner Gottlosigkeit bemitleidete, ihn der Härte gegen seine Unterthanen beschuldigte, und ihm den Ausbruch des Krieges mit England und Flandern zur Last legte, erklärte man, dass die Geistlichkeit keinesweges von allen Steuerpflichten entbunden seyn sollte, aber die Einwilligung des heiligen Vaters müsse nothwendiger Weise nachgesucht werden; es sey frevelhaft, bei der Verordnung wegen Ausfuhr des Goldes und des Silbers die Diener der Kirche nicht ausgenommen zu haben; indessen werde der heilige Vater sehen, wie dankbar

*) Sie konnte eben sowohl auf den König von England zielen, der sogar durch Soldaten gewaltsamer Weise von seinen Geistlichen Abgaben eintreiben liess.

sich der König gegen seinen geistlichen Arzt betrüge. Philipps Antwort klang männlich und entschieden. Eine Ausnahme der Geistlichkeit vom allgemeinen Landesgesetze sey in den frühesten musterhaften Zeiten der christlichen Kirche nicht zu finden; die Kleriker seyen nicht bloss Diener der Kirche, sondern auch Glieder des Staates, der von allen seinen Theilen hilfreiche Thätigkeit begehre; nothwendige Steuern, nicht aber Schwelgereien würden ihnen verboten; die Geistlichen gediehen in wuchernder Ueppigkeit, sie aber zu ihren Pflichten anhalten, werde als ein Verbrechen der verletzten Majestät verschrieen; was die Härte gegen seine Unterthanen betreffe, so werde der König gegen Gott und sein Gewissen sie verantworten, und wer die Schuld des ausgebrochenen Krieges trage, das gehöre vor ein Schiedesgericht weltlicher Staatsmänner.

Eine solche Sprache hatte man an der Tiber nicht leicht gehört; die Blödsichtigen erkannten eine gehaltlose Grosssprecherei darin, die Einsichtsvolleren warnen vor jedem heftigen Schritte gegen solch einen Volksgebieter. Ja selbst der Bischof von Rheims, Pierre Barbet, und seine untergeordnete Geistlichkeit wandten sich schriftlich an den Papst, schilderten ihm die Gefährlichkeit der gethanen Schritte, sprachen von der Unzufriedenheit der Barone im Reich, und baten ihn, sobald als möglich das Aergerniss zu beseitigen. Indessen hielt auch Philipp, vorsichtig auf die Stimme der Mässigung horchend, mit der Vollziehung seiner Verordnungen ein, und der Zwist des Königs mit dem Papste schwebte eine Zeit hindurch in stockender Unentschiedenheit. Als aber Veit von Flandern, nachdem er aus dem Gefängniss in seine Lande zurückgekehrt,

sich an den Statthalter Christi wandte, und für sein Unglück um die vaticanische Vermittlerhülfe flehte, liess Bonifaz durch den Bischof von Meaux den König ermahnen, er solle dem Grafen seine Tochter zurück geben, oder vor dem allgemeinen Richterstuhl der christlichen Fürsten zu Rom erscheinen.

Das hatte Philipp jetzt am wenigsten erwartet. Er begreife nicht, antwortete er, wie Bonifaz in weltlichen Angelegenheiten eine solche Sprache zu führen wage; er erkenne keinen andern Herrn als Gott, und rathe dem Papste freundschaftlichst, sich nicht unfruchtbare Sorgen machen zu wollen. — Mehr jedoch als der Befehl des Papstes, ärgerte den König der Einfall des Grafen, seine Zuflucht zum Priester im Vatican zu nehmen; er erneuerte sein Verbot wegen der Ausfuhr des Goldes, und trug seinen Beamten wachsame Strenge auf. Ergrimmt stand Bonifaz auf dem Punkte, loszubrechen; doch Philipp wurde vom Kriegesglücke begünstigt, seine Macht stieg plötzlich zu einer Ehrfurcht gebietenden Höhe, und so fand es Bonifaz, wie immer auch der beleidigte Hochmuth in seinem Herzen kochte, gerathener, seine Blitze zu verdecken, und die Maske der erhabenen Nachsicht zu zeigen. Die Beiträge der Geistlichkeit, hiess es nun von Rom her, möchten als ein Geschenk, als ein Darlehn betrachtet werden; der Monarch, welcher diesem heiligen Stande seine Steuerfreiheit gestattet, der spare sich eine unschätzbare Fundgrube für die Zeiten der Noth auf, und werde alsdann gewiss nicht vergebens um Hülfe rufen. Ja bald wurde zugestanden, Philipp könne in drangsalvollen Tagen die Geschenke seiner Geistlichkeit annehmen, ohne beim heiligen Stuhle desshalb erst Anfrage thun zu müssen;

ob die Umstände dazu dringend genug, das bleibe seinem Gewissen überlassen. Dem französischen Könige war diese Wendung der Sache für jetzt höchst erfreulich; er stand jenseits der Nordgrenzen seines Reiches, und konnte nicht wissen, welche Gegner ihm der feindselige Papst im Süden aufstellen würde. Ueberdies erwartete er seit längerer Zeit schon eine Gnadenhandlung vom heiligen Stuhle, und beschloss, den Verhältnissen, da sie sich günstig für dieselbe fügten, kein Hinderniss weiter in den Weg zu legen. Es war die Heiligsprechung Ludwig des Neunten, seines Grossvaters.

Einen Heiligen in der Reihe ihrer Ahnen zu zählen, war in jenen Zeiten der Wunsch oder der Stolz der Fürsten, wie sich die Heldengeschlechter der alten Griechen gern eines olympischen Bewohners unter ihren Urvätern rühmten. England nannte mit patriotischem Hochgefühl seinen Eduard den Märtyrer, und die Deutschen brüsteten sich mit Heinrich dem Zweiten, dem letzten Kaiser des sächsischen Hauses, welcher mit seiner Gemahlin die Strahlenkrone der Heiligkeit empfangen hatte. Auch zu einem Kapetinger sollte die Nachwelt ihre betende Hand empor heben, und dazu war allerdings Niemand geeigneter als Philipps des Schönen Grossvater. Der Fürst, der an den Ufern des Nils den Glanz der christlichen Waffen entfaltet, und bei Massura neben seinem fallenden Bruder gefochten, der aus den Kerkern der Ungläubigen befreit, zum zweiten Male den Fahnen des Glaubens gefolgt, und in Tunis seinen Tod gefunden hatte, dessen Tugendruf so gegründet, dass ihn die englischen Reichsbarone zum Schiedesrichter im Zwist mit ihrem Könige Heinrich dem Dritten ernannten — welcher ein Haupt war wür-

diger, als dieses, mit der unsterblichen Glorie der Heiligkeit zu prangen? Der Mann mit dem allgewaltigen Schlüssel zeigte sich gefällig. Nachdem seine letzte, zur Verträglichkeit stimmende Bulle in einer feierlichen Versammlung der französischen Prälaten zu Paris vorgelesen, und dem Könige sogar auf drei Jahre der Zehnte der ganzen Klerisey in Frankreich bewilligt worden, nahm das Geschäft der Heiligsprechung seinen Anfang. Der Herr von Joinville, der treue Begleiter und Waffengefährte des gottseligen Königs, begab sich nach Rom; ausser ihm fanden sich mehrere hundert Zeugen zusammen, und ihre Aussagen bestätigten, dass Ludwig der Neunte drei und sechszig Wunder auf Erden verrichtet habe. Das reichte hin, den Monarchen am Throne Gottes als einen Heiligen seinen Platz behaupten zu lassen; in zweien Reden verkündigte es der Pabst allen christlichen Völkern. *) Die Nachricht des zurückkehrenden Joinville (1297) wurde in Frankreich mit allgemeinem Jubel empfangen. Den Leichnam des Heiligen aber brachten die vorzüglichsten Prälaten nach Paris, und der König, welcher damals sich bereits wieder in seiner Hauptstadt befand, trug ihn mit seinen Brüdern und den übrigen hohen Grafen des Reiches auf eignen Schultern nach der Kirche von St. Denis zurück. Die Freude war unbeschreiblich; Frankreich hatte einen Wortführer am Richterstuhle Gottes aus seinem eignen Königsgeschlechte, Ludwig der Heilige sah vom Himmel hernieder auf sein Volk.

*) Bonifaz soll bei dieser Gelegenheit sogar dem Philipp versprochen haben, er wolle seinem Bruder, dem Karl von Valois, zur deutschen Kaiserwürde verhelfen. (Villani Ist. fiorent. VIII. 62).

Nunmehr schienen alle Misshelligkeiten zwischen den Thronen von Paris und Rom ausgeglichen; der König erfreute die Prälaten durch liebevolle Herablassung, und jeder bedeutende Gast von der Tiber sah sich an der Seine mit Auszeichnung empfangen. Das französische Geld ging wieder, wie vorher, über die Alpen; das Verbot der Ausfuhr liess sich eine stillschweigende Ausnahme gefallen. — Die Unterhandlungen wegen des Waffenstillstandes, den König Eduard angeboten, erschütterten sehr bald die neue Freundschaft wieder.

Es gehörte zu den Kunstgriffen des heiligen Stuhles, bei'm Hader der weltlichen Fürsten, wo es nur anging, das Vermittleramt zu übernehmen. Auf den ehrwürdigen Grundsatz sich berufend, dass den Dienern der Kirche, den Wächtern Zions, keine heiligere Pflicht obliege, als im Sturme die zarte Pflanze des Friedens zu pflegen, drängten sich die Päbste in jeden Zwist, und machten das fromme Amt zur Quelle ihres Wachsthums; der Senat der alten Römer verfuhr mit der nehmlichen Schlaueit. Ein Schiedesrichter scheint höher als die streitigen Partheien zu stehen; er findet Gehorsam, denn gar viel hängt von seiner Gnade ab; man bewirbt sich um sein Wohlwollen, und dieses wird nicht selten durch einträgliche Gestattungen erlangt. Daher hatte Bonifaz schon früher zur Niederlegung der Waffen aufgefordert; zwei abgesandte Legaten sollten den französischen König von der Besitznahme Guienne's zurück schrecken. Aber sie selbst erschranken vor Philipps Antwort. Ein König von Frankreich, sprach er, sey nicht gewohnt, in Staatsangelegenheiten Gesetze von aussen anzunehmen; sein Streit mit England betreffe den Glauben nicht, und drum könne Bonifaz nur ermahnen, Befehle würde

man sich nimmermehr von ihm aufdringen lassen. *)
Ja, nachdem der Pabst sich der Sache des unglücklichen Grafen von Flandern angenommen, und durch seinen Legaten in Frankreich ohne Wissen und Willen des Königs einen Waffenstillstand bekannt machen liess, sandte Philipp diesem ein Schreiben zu, dass er gesonnen sey, in geistlichen Dingen, aber durchaus nicht in weltlichen dem Nachfolger Petri Gehorsam zu leisten. Der Legat ward gezwungen, dieses Schreiben bei den vorzüglichsten Geistlichen des Reiches umher wandern zu lassen. — Jetzt endlich, nach der Heiligsprechung König Ludwigs, glaubte der Pabst keiner Schwierigkeit mehr zu begegnen, und trat förmlich als Schiedesrichter auf. Philipp liess sich nun sein Dazwischentreten gefallen; doch sollte er nicht für einen höheren Richter gelten, sondern als Benedikt Cajetan, als ein bescheidener freundschaftlicher Mittelsmann — *amicabilis compositor* — sprechen, den die Partheien freiwillig herbeigerufen. Bonifaz dachte anders. Er wollte bei dieser Gelegenheit das Ansehen wieder erlangen, welches er durch die Willfährigkeit gegen Philipp sich vergeben zu haben glaubte. Er verkündigte daher im Vatikan den abgeschickten Gesandten, dass Philipp vor allen Dingen Guienne wieder heraus geben müsse; dass es frommend wäre, wenn zur Befestigung der Eintracht Eduard sich mit Margarethen, Philipps Schwester, vermählte, der Prinz von Wales aber und Philipps Tochter Isabella, obwohl diese damals noch ein Kind war, für einander bestimmt würden; dass nach Auswechselung der Gefangnen die Festungen und Ortschaften, welche

*) Raynald. Contin. Annal. eccles. Baron. ad ann. 1295.

beide Könige einander abgenommen hätten, bis zur Feststellung eines vollkommenen Friedens der Verwaltung des heiligen Stuhles übergeben werden sollten; dass der König endlich dem Grafen Veit, dem er so schweres Unrecht gethan, die eroberten Städte in Flandern sämmtlich wieder zurückgeben müsse.

Bonifaz aber ertheilte diese Entscheidung nicht bloss den Gesandten der drei kriegführenden Fürsten, er liess sie in Form einer Bulle bei voller Versammlung der Kardinäle und in Gegenwart einer grossen Menge Volks mit lautem Rufe bekannt machen, als könne sie nun von Niemandem auf Erden mehr verworfen werden. Ein englischer Bischof musste die Schrift im Staatsrathe zu Paris dem Könige überreichen. Sie ward vorgelesen, und mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Vorzüglich aber äusserte jedes Mitglied über die verlangte Rückgabe der flandrischen Städte unverhohlen seine Kränkung; der Graf von Artois, der lebhafteste unter Philipps Brüdern, flammte in tobendem Aerger auf, und fragte, um welcher Früchte willen Frankreich also mit solcher Anstrengung seine Kräfte aufgeboten habe? Wüthend stürzte er sodann zum Bischof hin, riss ihm die Schrift aus der Hand, zerriss sie mit den Zähnen und warf sie ins Feuer. „Ein König, der solche Vorschriften des pfäffischen Uebermuthes anerkennen wollte,” rief er, „verdiente weder aus Hugo Capets Geschlechte zu stammen, noch das edle Volk der Franzosen zu beherrschen!” Man rief ihm von allen Seiten Beifall zu; der König verdamnte die rasche That nicht, und versicherte feierlich, er würde unter keiner Bedingung sich einen Eingriff in seine lehens-

herrlichen Rechte gefallen lassen. *) Somit war der Bruch zwischen König und Pabst auf's Neue gerissen; andere Ereignisse erweiterten ihn.

Eduard aber sehnte sich nach England zurück, und so eifrig ihn auch der flandrische Graf zur Fortsetzung des Krieges ermahnte, kam es dennoch zum Abschluss eines zweijährigen Waffenstillstandes, während dessen die politischen Verhältnisse in dem Zustande bleiben sollten, in welche der Lauf des Krieges sie versetzt hatte. Der König von England versprach dem unglücklichen Grafen, nach Ablauf der Ruhefrist, deren er zur Ordnung seiner Angelegenheiten in der Heimat bedürfe, mit gesammelter Heeresmacht zurück zu kehren, und ihren Feind alsdann von der Höhe seines Glückes zu stürzen. — Wer war froher als Philipp? Er konnte sich während dessen in seinen eroberten Landen festsetzen, und hatte nun zum Kampf gegen Bonifaz freie Hände. Denn diesen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit bis zum Aeussersten durchzufechten, war nunmehr sein entschlossenster Vorsatz.

Dieses Ziel vor Augen nahm Philipp die Freundschaftserbietungen des Kaisers Albrecht, welcher als Adolphs Verdränger bisher auf gespanntem Fusse mit ihm gestanden, bereitwillig an. Es galt ein deutscher Kaiser noch immer für den Schutzherrn der Kirche; der Kampf mit dieser war weniger bedenklich, wenn man jenen zu Wohlwollen sich gewonnen. Zu Quatre-veaux, einem Flecken zwischen Toul und Vaucouleurs, wo die Maas und die Mosel einander am näch-

*) Acta inter Bonifac. VIII, Bened. XI. Clem. V. Sum. Pontif. et Phil. pulchr. ed. Sim. Vigor (Fr. Pithoeus) Par. 1614. 4.

sten kommen, sprachen sich die beiden Fürsten; sie verabredeten eine Ehe zwischen Blanca, Philipps Schwester und des Kaisers ältestem Sohne Rudolph, und schlossen ein Hülfsbündniss gegen ihre beiderseitigen Feinde. — An sich selbst schon musste Bonifaz ein solches Bündniss anstössig finden; um wie viel mehr, da er Albrechts persönlicher Feind war, und sich seiner Wahl widersetzt hatte? *) Aber die Irrungen zwischen Philipp und dem römischen Bischoff sollten sich noch verwickelter häufen.

In Rom, wo um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Regungen einer erwachenden Freiheitsliebe laut zu werden, und die Aristocraten gegen die geistliche Herrschaft sich aufzulehnen begonnen, hatten drei Familien besonders ein überwiegendes Ansehen erlangt, die Savelli, die Orsini und die Colonna. Eine jede, auf eine jede eifersüchtig, widerstrebte zugleich dem Statthalter Christi. Indessen hatte Nicolaus III, ein Orsini, um zwei dieser Familien zu verschwistern, etwa funfzehn Jahre vor Bonifazens Erwählung einen Colonna zum Senator von Rom ernannt, und ihn durchs Volk so gar zum Cäsar erklären lassen. Hierdurch gelangten die Colonna zu ungewöhnlicher Macht; sie wurde bald den Päbsten lästig, am lästigsten Bonifaz dem Achten. Die Colonna zu erdrücken, ward sein Streben; das Volk in seinen Neigungen, wie immer und über-

*) Kaiser Albrecht musste nach dem Tode des Adolph von Nassau zum zweitenmale gewählt werden. Aber der Pabst wollte ihn nicht anerkennen, theils weil er als ein Einäugiger der Kaiserwürde nicht fähig, theils weil er ihn als den Mörder des Adolph betrachtete. Der Mann aber, der nach seiner Weisheit lösen und binden konnte, sprach, nachdem die Verhältnisse eine andere Gestalt erhalten hatten, dem „verstümmelten Mörder“ vollkommen.

all, wandelbar, trat auf seine Seite; Palestrina, das alte Präneste, die feste Burg der Familie, in welche sie keine päpstliche Besatzung hatte aufnehmen wollen, wurde zerstört, und sie selbst gleich darauf verbrannt. *) Niemand, befahl die Verjagungsbulle, sollte sie in die Grenzen seiner Herrschaft aufnehmen. Philipp fragte nicht danach. Sie fanden in Paris einen erfreulichen Zufluchtsort, Sciarra Colonna genoss als ehrenvoller Gast jeden möglichen Beweis der Achtung.

Dennoch sandte Philipp, gleich den übrigen Monarchen der Christenheit, zur Feier des Jubiläums, der Erfindung des Bonifaz, einen Gesandten nach Rom. **) Der König hatte dazu Wilhelm von Nogaret gewählt, einen kühnen umsichtsvollen Mann, welcher, bürgerlicher Herkunft und früher Lehrer der Rechte zu Montpellier, seine seltenen Fähigkeiten mit eben so seltenem Eifer dem Dienste Philipps widmete, und nachmals seine Treue durch das Ehrenamt eines Kanzlers und Grosssiegelbewahrers belohnt sah. Der heilige Vater konnte seine Entrüstung über das Bündniss mit dem Kaiser wie über die Aufnahme der Colonna nicht unterdrücken, und

*) Nach Einigen soll Sciarra Colonna den päpstlichen Schatz, da er über die offene Strasse hingeführt wurde, geplündert haben. Auf jeden Fall waren sie dem Pabste zuwider gesinnt, hatten sich für den König Jacob von Arragonien erklärt, und unterstützten auch den Friedrich von Sicilien in seiner Empörung gegen die Kirche. — Die beiden Cardinäle Colonna behaupteten, Cölestin habe keine Befugniss gehabt, die Tiara nieder zu legen, und zeigten den „Kardinal“ Cajetan einer arglistigen Herrschsucht.

**) Bei Eröffnung des Jubeljahres erschien Bonifaz, obgleich sein Biograph Johann Rubeus es als ein lächerliches Märchen verwirft, am ersten Tage, da er den Segen ertheilte, als Pabst gekleidet; am zweiten hingegen stellte er sich dem Volke und den versammelten Pilgern mit der kaiserlichen Krone, mit Scepter und Schwerdt geschmückt, und deutete dadurch an, dass in ihm, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, die höchste geistliche und weltliche Macht sich vereinige.

und eiferte in bitteren Vorwürfen gegen ihn. Nogaret, für einen offenen Kampf seines Königs mit dem Pabste gestimmt, antwortete in heftigen Verweisen, und als der erstaunte Bonifaz ihn fragte, ob er Erlaubniss habe, solchergestalt zu sprechen, bejahte er es auf der Stelle. Nun lag der Zunder zur Feindseligkeit hoch aufgehäuft da; der Funke, der ihn in Flammen setzte, schoss bald darauf hernieder.

Bernhard von Saisset, Bischof von Pamiers in Languedok, ein Priester von hartnäckiger zanksüchtiger Gemüthsart, hatte schon früher bei der Erhebung der geistlichen Steuern und dem Verbote wegen Ausfuhr des Geldes ohne Scheu sich widersetzt, seine Amtsgenossen zur Empörung gestimmt, und einen unverschämten Trotz gegen die Krone zeigend, dem Philipp sich verhasst gemacht. Diesen Mann ernannte Bonifaz zu seinem Legaten in Frankreich; vielleicht glaubte er keinem eifrigeren Sachwalter die schwierige Stelle anvertrauen zu können. Der bischöfliche Legat mischte sich in die politischen Händel, kreuzte des Königs Absichten durch geheime Umtriebe, und führte endlich in einer Versammlung des Staatsrathes über die Freiheit des flandrischen Grafen eine so beleidigende, alle Ehrfurcht vergessende Sprache, dass verschiedene Rätke in wuthentflammter Aufwallung sich gegen ihn erhoben, und der König den Befehl gab, ihn zum Saale hinaus zu jagen. Der Legat schäumte vor Wuth; er ergoss sich in ohnmächtige Drohungen, verliess aber bald das Reich, und begab sich zum heiligen Vater nach Rom. Bonifaz, in dieser Behandlung seines Gesandten beschimpft, tröstete ihn durch ehrende Auszeichnungen, und befahl ihm, in sei-

nen Kirchsprengel zurückzukehren, und vor keinem Donner eines weltlichen Fürsten zu zittern.

Auf diesen Befehl seines Meisters trotzend, änderte Bernhard von Saisset in seiner Sprache nicht das Geringste. Sein Ungehorsam stieg bis zur Zügellosigkeit, sein halsstörriger Trotz ward unerträglich. Der König, seinen Unwillen nicht länger zurück drängend, that einen entscheidenden Schritt, und ernannte eine Anzahl von Männern, welche das Betragen des Bischofs gerichtlich untersuchen sollten. Bernhard erblasste; als römischer Legat hatte er sich jeder Verantwortlichkeit diesseit der Alpen überhoben gewähnt, und jetzt sollte das strafende Schwerdt des Gesetzes plötzlich über seinem Haupte schweben. Er ward ängstlich, und sann auf schleunige Flucht. Da er aber bedachte, dass solch ein Entweichen, ohne die Erlaubniss des Landesherrn und seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Narbonne, ihm gar leicht den Verlust seiner Ländereien in Languedok zuziehen konnte, so fertigte er einen seiner Aebte nach Paris ab, und hielt durch diesen in ergebenem Tone um die Befugniss an, die französischen Lande verlassen zu dürfen. Doch schon war es zu spät. Der Abt hatte sich kaum auf den Weg gemacht, so langte im Dunkel der Nacht zu Pamiers ein königlicher Beamter an, hiess den Legaten augenblicklich aufstehen, und verlangte von ihm die Auslieferung seiner Papiere und seiner Kostbarkeiten. Der bebende Bischof gehorchte; sein Trotzmuth war gebrochen, er liess nicht eine einzige Sylbe der Widersetzlichkeit hören. Der Beamte gebot ihm im Namen des Staatsrathes, binnen einem Monat zu Paris vor dem Könige zu erscheinen, und dort, als

ein Schwerangeklagter, über sein gesetzwidriges Benehmen Rede zu stehen. Bernhard versprach es.

Von ängstlichem Kummer niedergebeugt, sah er nun kein anderes Mittel, als die Fürsprache seines Metropolitens, des Erzbischofs von Narbonne, zu erflehen. Der Erzbischof, ein sanfter redlicher Mann, welcher den Frieden liebte und gern beförderte, verstand sich ohne Sträuben zum Mittlerdienste, und hatte deshalb eine Unterredung mit dem Monarchen. Philipp antwortete ihm voll freundlicher Güte, schwor aber, die schaamlose Frechheit dieses Prälaten unerbittlich die volle Strenge des Gesetzes empfinden zu lassen. Und nun erfolgte der Befehl, dass Bernhard von Saisset unverzüglich vor die Richter seines sträflichen Wandels treten sollte. Von seinen Aebten begleitet, machte sich der Bischof auf die Reise, und begab sich nach Senlis, woselbst die ernannten Richter bereits sich versammelt hatten. Mit der Demut eines Büssenden stand er da; aus seiner hoffnungslosen Miene sprach die Verzweiflung, die beklemmten Herzens jeder schmerzlichen Ahndung entgegen sah. Eine Menge von Zeugen trat gegen ihn auf, Männer aus Languedok brachten schwere Beschuldigungen vor, ein allgemeiner Hass schien auf dem Verbrecher zu lasten. Die Anklagen häuften sich und Pierre de la Flotte, der Kanzler, las sie zusammengestellt den Richtern vor. Sie klangen zum Theil höchst seltsam, und die Nachwelt lächelt über eine Versammlung von urtheilsprechenden Männern, welche so abentheuerlichen Verdammungsgründen ihr Ohr liehen. Der Legat, hiess es, habe den König einen Falschmünzer genannt, seine Räthe und Hoffleute lasterhafte bestochene Speichellecker geschimpft; er behauptete, dass Ludwig

der Heilige ihm gesagt habe, das Königreich würde unter seinem Enkel umstürzen und in fremde Herrschaft gelangen; er habe zu versichern gewagt, dieser König sey kein Mensch, sondern ein schönes Phantom; auch wisse man, dass er mehrere Edelleute in Languedok zu einem verrätherischen Bündnisse mit dem Könige von England habe verleiten wollen. — Abentheuerliche Beschuldigungen dieser Art von sich zu wälzen, wurde dem Legaten leicht; nicht so die gegründeten, die allein zu seiner Verdammung vollkommen hingereicht hätten.

Keine Stimme schien sich für den angeklagten Priester erheben zu wollen. Man fand ihn schuldig, und kam überein, in einer künftigen Versammlung über seine Strafe Rath zu halten. Indessen ward er nach einem entlegenen Zimmer geführt und dort von bewaffneten Söldnern bewacht. Der Erzbischof von Narbonne aber erklärte, es sey unziemlich gehandelt, einen Kirchenhort, einen bestallten Gesandten des heiligen Vaters, wie den gemeinsten Verbrecher, weltlichen Schergen zu übergeben. Die Erklärung verdross die Anwesenden alle; doch kam sie von einem Manne, der allgemein gar hoch in Ehren stand, und so machte man ihm denn den Antrag, seinen verbrecherischen Suffraganbischof selbst zu bewachen. Jener überlegte den Vorschlag mit verschiedenen Prälaten, und empfing sodann den Sträfling, für welchen er haften sollte, aus den Händen der Söldner. Unter seiner Obhut lebte nun der Gefangene; doch schlichen in der Nähe Ritter und Kriegsknechte umher, die auf jede Bewegung ein wachsames Auge hatten.

Noch ehe die Vorladung des Legaten statt gefunden, hatte der Erzbischof von Narbonne geäußert, es wäre

rechtlich, wenn man erst in Rom desshalb anfragte. Aber diese Zumuthung ward mit lautem Murren verworfen. Jetzt hingegen musste der Kanzler de la Flotte selbst sich nach Italien aufmachen, und dem Statthalter Christi die Gründe des Geschehenen auseinander setzen; *) ganz Frankreich, betheuerte er, bitte den heiligen Vater, einen Bischof, welcher gegen Recht und Sitte so hart gefrevelt, seines Amtes zu entsetzen und nachdrücklich zu strafen. Die Wuth des Pabstes war unbeschreiblich. Bernhard von Saisset, gebot er fürs Erste, solle augenblicklich nach Rom gebracht werden, und zu dem Ende gab er dem Kanzler einen Legaten mit. Dagegen sperrte sich Philipp nicht im geringsten; er überlieferte den Bischof den Händen, die Bonifaz bestimmt hatte, behielt aber all sein Besitzthum zurück, und zog seine Ländereien, als einen Erwerb der Krone, ein. **)

Jetzt war die Mine gesprungen. An der Tiber setzte man sich in Bewegung, um alle Schleusen seiner Macht zu entriegeln, den alten Vorurtheilen ein frisches Leben einzuhauchen, und auf neue Listschritte zu sinnen; an der Seine griff man nach dem Panzer, um die

*) Auch hier kamen sehr phantastische Beschuldigungen des Legaten zum Vorschein; er sollte sich vielfach ketzerisch geäußert, das Sakrament der Busse eine menschliche Erfindung geheissen, den Bonifaz selbst einen eingefleischten Teufel genannt, und von König Ludwig dem Neunten behauptet haben, dieser Heilige sitze in der Hölle u. d. w.

*) Bernhard von Saisset musste mit dem neuen Legaten Frankreich sogleich verlassen. Er lebte darauf, bis der Streit mit dem Pabste ein Ende gefunden, dürftig und namenlos, in Rom; nachher aber erhielt er auf vieles Bitten die Erlaubniss, in Frankreich zu erscheinen, woselbst er sich vor Philipp demüthigte, und kriechend endlich die Rückgabe seiner Güter erwirkte. (Joann. Rubei. Bonif. VIII. e famil. Cajetanor. Rom. Pontif. Rom. 1651. 4. Der Verfasser war Benediktiner und Prokurator am römischen Hofe, schrieb mit Sorgsamkeit, zeigt sich aber für den Pabst partheiisch gesinnt.)

vatikanischen Geschosse unverletzt aufzufangen, zugleich aber versah man sich auch mit den Waffen des Angriffs, um dem verschlagenen Feinde durch Ueberraschungen zuvor zu kommen. Hier erneuerte man die gegebenen Verordnungen, untersagte ausdrücklich der Geistlichkeit, die herkömmlich für den heiligen Stuhl bestimmten Gelder über die Landesgrenze gehen zu lassen, und verweigerte sogar allen Italiänern den Aufenthalt in Frankreich; dort erklärte man alle Wohlthaten, mit welchen der französische König von der Kirche bedacht worden, für zurückgenommen, die Einkünfte der erledigten Kirchen und Pfründen, die viele Jahre hindurch in den königlichen Schatz geflossen, für ein Frevelgeld, welches der undankbare Fürst vom heiligen Stuhle zu erschleichen gewusst habe.

Hierbei blieb Bonifaz nicht stehen. Er liess einen Aufruf an die Bischöfe, an die Kapitel und Universitäten ergehen, laut dessen sich die höheren Geistlichen und die Professoren auf den ersten November des Jahres dreizehn hundert und eins an den Stufen des apostolischen Thrones einfinden sollten; hier wollte der heilige Vater gemeinsam mit ihnen zu Rathe gehen, was für Maasregeln sich zur Abstellung der kirchlichen Missbräuche ergreifen liessen, und wie man in den Landen des französischen Königs eine bessere Einrichtung treffen könne. Denn als Statthalter Christi sey Bonifaz mit voller Gewalt über alle Könige und Reiche versehen, könne zerstreuen und vernichten, erhöhen und stürzen. — Und so unfehlbar rechnete der Pabst auf den Gehorsam der französischen Doctoren, dass er die beiden Kanzler der pariser Universität ermahnen liess, für eine hinreichende Anzahl ausserordentlicher Lehrer zu

sorgen, damit der Unterricht während der Abwesenheit so vieler ausgezeichneten Männer nicht leiden möchte.

Der König blieb sich in seinem Betragen folgerecht. Er verbot den Eingeladenen zu gehorchen, und drohete einem Jeden, bei welchem der Wille des Papstes mehr als der seinige gelten würde, mit den empfindlichsten Strafen. Dennoch wanderten gegen vierzig Prälaten aus dem Lande, und folgten dem Ruf ihres Meisters; Philipp liess sie des französischen Bürgerrechts verlustig erklären, und zog ihre weltlichen Besitzungen ein. Begreiflich, dass hierdurch die Entrüstung des vatikanischen Priesters sich immer heftiger erhitzte; als wenn er einen Kreuzzug gegen den widerspenstigen König predigen wollte, bemühte er sich, ihn bei seinen Unterthanen wie bei den übrigen Fürsten anzuschwärzen, und nannte ihn einen Empörer gegen die Kirche, der nächstens von der Regierung seines Reiches Rechenschaft geben müssen; er sey ein Tyrann, weil er seine Völker durch Auflegung unerschwinglicher Steuern gemartert und durch Verfälschung der Münzen an den Bettelstab gebracht habe; er sey ein Unterdrücker der Kirche, ein dämonischer Verderber des Glaubens, weil er seinen Beamten verboten habe, den Kirchenrichtern Beistand zu leisten; *)

*) Das Glaubensgericht, welches bei Gelegenheit der verfolgten Sekte der Albigenser Pabst Innocenz der Dritte entworfen, und Gregor der Neunte vollendet hatte, fand auch, wiewohl beschränkt, in Frankreich statt, auch hier vom weltlichen Gerichte unabhängig und nur dem heiligen Stuhle verantwortlich. So hatte der Dominikanermönch Fulco von St. Georg, als Inquisitor, im südlichen Frankreich übel gewirthschaftet, und den Vorwand der Ketzerei zu gewinnsüchtigen Grausamkeiten missbraucht. Die ganze Provinz murrte darüber; Philipp verbot der weltlichen Gerichtsmacht, ihn zu unterstützen, wofern nicht die benachbarten Bischöfe und die übrigen Prälaten sein Verfahren ge-

für einen solchen Fürsten gäbe es auf Erden kein anderes Heil, als den Stellvertreter Christi zum obersten Richter zwischen sich und seinen Unterthanen zu erwählen. *)

Philipp nahm auf dieses Geschwirre geistlicher Brandfackeln keine Rücksicht und so erfolgte mit dem Beginne des nächsten Jahres der Brief „Ausculta fili,“ welcher den unbedingtesten Gehorsam der Fürsten gegen die päpstlichen Befehle als einen Hauptsatz in der Verfassung der christlichen Welt aussprach, und dem König von Frankreich sich in Rom vor seinen Richtern zu stellen befahl.

Ein französischer Unterthan überreichte diese Schrift dem Philipp. Der Bedrohte spottete der Vorladung, warf das Pergament in's Feuer, und liess diese Handlung unter Trompetenschall der ganzen Stadt bekannt machen. Indessen hatte Bonifaz bereits eine Versammlung von Geistlichen berufen, und fing an, immer deutlicher mit dem Kirchenbanne zu drohen. Philipp musste die Vorurtheile seines Jahrhunderts fürchten, und durfte bei al-

gründet hiessen. (Adrian Baillet Hist. des demelez du Pape Bonif. VIII. avec Phil. le Bel, roi de Fr. Par. 1718. 12.)

*) Solche Zumuthung hatte Bonifaz schon früher schriftlich gegen den König geäußert. Bemerkenswerth ist die seltsame Sprache, die in diesen Briefen der beiden Gegner herrscht; es ist als pflegte in jenen Zeiten der Groll alle Zügel der höflicheren Sitte abzuwerfen. Der König solle nicht glauben, schreibt Bonifaz z. B., dass er keinen Mächtigeren über sich habe; wer so denkt, ist ein Narr, und wer es halsstarrig behauptet, ein Ketzer, der von der Heerde des guten Hirten gesondert werden muss. Dagegen beginnt ein Schreiben des Königs: Philipp von Gottes Gnaden König von Frankreich dem vermeintlichen Pabste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruss. Eure Albernheit wisse, (Sciat tua maxima fatuitas) dass wir in weltlichen Dingen keinem Menschen auf Erden unterworfen: wer anders denkt ist ein Narr, und wer das Gegentheil behauptet, ein Wahnwitziger. u. s. w. — Doch ist an der Echtheit des ganzen Briefwechsels gar sehr zu zweifeln.

ler Unerschrockenheit das Verzagen der Gemüther, wie sie damals im Glauben befangen waren, nicht aus den Augen verlieren. Er kam aber den gefährlichen Wirkungen zuvor, indem er ein Mittel ersann, welches seinen Kräften einen ungeahnten Nachdruck gab, und in der Regierungsgeschichte Frankreichs ein denkwürdiges Ereigniss geworden. Er versammelte die Generalstaaten.

Sechstes Kapitel.

Es hatten die Könige von Frankreich schon früher, wenn sie bei einem Beginnen von schwerer Bedeutung das Wagniss des zweideutigen Ausgangs nicht auf sich allein nehmen wollten, öffentliche Reichsversammlungen gehalten, auch bei bevorstehenden Kriegen auf dem sogenannten März- oder Mayfelde die Stände des Reiches um Hülfe ersucht. Nachher aber, als die Lehenverfassung sich bestimmter ausgebildet hatte, wurden Versammlungen dieser Art immer seltener, und endlich eine verschwundene Erscheinung. Auch waren es bisher nur die Reichsbarone und die Prälaten des höheren Ranges gewesen, welche auf solchen Reichstagen sich einfanden, und als stimmfähige Mitglieder dem Könige beizupflichten oder zu widerrathen, ihre Hülfe zu versprechen oder zu versagen pflegten. Einige Rechtskundige wurden dazu gezogen, und äusserten ihre Meinungen nach den bestehenden Gesetzen im Lande. *) Ein solcher Reichstag schien jetzt kein hinreichender Bürge. Der König stand in Gefahr, für einen Ketzer erklärt zu werden; man ging damit um, die Herzen seiner Völ-

*) Nouv. observ. sur les états gen. d. France p. Mounier. 1789. 8.

ker von ihm wegzuwenden, seinen Beamten den Dienst eines gebrandmarkten Fürsten als ein Verbrechen anzurechnen, und die Franzosen vom Eide der Treue gegen das Herrscherhaus des Capet loszusprechen; drunten an der Tiber wurden mit dunkler Geschäftigkeit Waffen geschmiedet, deren Art und Wirkung sich nicht berechnen liessen; das Beispiel Heinrichs des Vierten, der gleich einem gemiedenen Bettler über die Alpen geschlichen, um schluchzend das Knie des stolzen Pabstes zu umfassen, das Elend des länderslosen Johanns von England, der sein Reich durch päpstlichen Ausspruch an andre Fürsten verschenkt sah, und bald darauf gezwungen worden, es als ein Lehen des heiligen Stuhles zu verwalten, beängstigten die Gemüther als ferne Schreckenserinnerungen, und die Denkungsweise der Geistlichen, in deren Gewalt die Gesinnung des Volkes lag, hatte noch keinesweges zuverlässig sich für die Krone ausgesprochen.

Durch solche Gründe bewogen, beschloss der kluge Philipp, dem Volke zu schmeicheln, und zum Richter der Staatsangelegenheiten es erhebend, ihm begeisterungsvollen Eifer für seinen König in die Seele zu hauchen. Es ward ein Reichstag ausgeschrieben, und der Befehl hinzugefügt, dass neben den Reichsbaronen und den hohen Prälaten auch „die Abgeordneten der städtischen Gemeinden, der geistlichen Kapitel und der Universitäten“ sich einfinden möchten. Es erwuchs also neben dem Adel und der Geistlichkeit ein dritter stimmfähiger Reichsstand, welcher wie die beiden andern bei öffentlichen Angelegenheiten von Bedeutung, bei neuen Gesetzen und Steuern seine Einwilligung und seinen Rath zu geben berufen ward. — Man nannte ihn den Tiers-

etat, und da durch sein Hinzutreten das ganze französische Volk auf den Reichstagen vorgestellt wurde, hießen diese Versammlungen die Generalstaaten, „les Etats generaux.“

Das französische Volk vernahm erwartungsvoll den Ruf, er hallte in unzähligen Stimmen vom Rhein bis zu den Pyrenäen wieder. Der Adel stutzte, die hohe Geistlichkeit stand befremdet da; es war als fragten beide, ob der Staat in dem grossen entscheidenden Augenblicke, der eben nahte, nicht wie bisher durch ihre Zustimmung die nothwendige Hülfe erhalten könnte, und wozu es dieses dritten Gliedes auf dem Reichstage bedürfte? Aber der Adel begriff bald die Klugheit des Königs bei diesem Schritte, die Geistlichkeit sah dem Versammlungstage nicht ohne unruhige Besorgnisse entgegen. Das Volk indessen bewegte ein neues Leben; es schien zu erwachen, zum erstenmal rollte ihm das Bewusstseyn seines Werthes durch die Adern, es sollte Theil nehmen an der Leitung der Ereignisse, und wie es die beiden andern Stände durch seine Betriebsamkeit ernährte, sollte es auch neben ihnen die Ehre der königlichen Gegenwart im Rathe geniessen. Ueberall ward von der neuen Ordnung der Dinge gesprochen, in den Werkstätten und in geselligen Vereinen, in den Strassen und auf Spaziergängen; wo ein Paar sich begegnete, war der Reichstag der Gegenstand der Unterhaltung; die Einen fragten, die Anderen ertheilten mit wohlgefälliger Geschwätzigkeit ihnen Auskunft; der König wurde gepriesen, der Pabst als ein Feind des französischen Volkes betrachtet, und wer bisher niemals über den Gesichtskreis seiner täglichen Bedürfnisse hinaus gedacht hatte, untersuchte jetzt mit Eifer die Gerech-

same eines französischen Königs und die Anmassungen des römischen Priesters. So traten denn die Gemeinden zusammen, und wählten ihre Wortführer auf der Reichsversammlung. Von freudigem Gewimmel begleitet, machten sich die Gewählten auf den Weg, die Landstrassen belebten sich von reisenden Abgeordneten, und von allen Seiten her eilte man der Hauptstadt zu.

Am zehnten April des Jahres tausend dreihundert und zwei verkündigten unzählige Ausrufer in den Gassen von Paris die Eröffnung der Generalstaaten. Ein feierliches Hochamt, welchem der König und alle Mitglieder seines Hauses beiwohnten, begann den grossen Tag, und nachdem es geendigt, nahm Alles, was zur Reichsversammlung gehörte, in der Kirche unserer Frauen seinen Platz. Im Vorgrunde zur Rechten reiheten sich die Barone des Reiches, zur Linken die höheren Prälaten, hinter beiden die Abgeordneten der Städte, der Kapitel und der Universitäten, nicht einer gleichen Ehre in der Behandlung wie die beiden andern gewürdigt, aber ein gleiches Stimmrecht geniessend, und stolz, in einer Versammlung mitwirken zu können, in welcher sie wenige Monde vorher keine Stelle für sich geahnt hatten.

Philipp eröffnete die Verhandlung durch eine Rede, in welcher er alle Gewandtheit und alle Kraft seiner Zunge mit glücklichem Erfolge entwickelte. Nachdem er den ganzen Hergang des Zwistes zwischen ihm und dem Pabste aus einander gesetzt, schilderte er die Würde und die Machtgrösse eines französischen Königs, mahlte die Frechheit des Bonifaz und seine Eingriffe in die Rechte der Krone, und versicherte, er sey entschlossen, eher sein Leben, sein liebstes Gut, ja seine Kinder

selbst zu verlieren, als die Selbstständigkeit seines Reiches aufgehoben zu sehen. Ein allgemeiner Beifallsruf brauste seinen Worten entgegen; der Adel des Reiches und die Abgeordneten der Gemeinden antworteten ihm durch den Mund seines Bruders, des Grafen von Artois; sie erklärten, dass er der einzige und unabhängige Beherrscher seiner Lande sey, verwarfen die päpstlichen Aussprüche, und versprachen mit stürmischer Begeisterung, die heiligen Rechte seiner Krone auf alle Weise zu schirmen. Nur der geistliche Stand liess sich noch nicht vernehmen, und schien mit Mühe zur Einstimmigkeit gelangen zu können. Dieses Zögern verdross die beiden Andern. Es ward daher den Prälaten erklärt, dass ein Reichsstand, der bei so offener Beleidigung des französischen Namens andere Meinung als die übrigen zu hegen sich unterfange, für einen Feind des Reiches angesehen werden müsse. Dieser Wink schreckte den Klerus. Er fürchtete, die Layen möchten ihm, im Schwung der gegenwärtigen Begeisterung fortgerissen, den Gehorsam aufsagen, und gelobte daher gleichfalls seine Hülfe. Aber dem heiligen Stuhle, dem Quellsitze seiner Macht, noch immer ergeben, bat er um die Erlaubniss, eine Anzahl aus seiner Mitte nach Rom abschicken zu dürfen. Das Gesuch ward in runden Worten abgeschlagen.

Dagegen gingen verschiedene Schreiben nach Rom. Die Geistlichkeit berichtete an den Pabst, die beiden andern Stände an das Kollegium der Kardinäle. Jene beschwor den heiligen Vater, das Wohl der Kirche nicht auf ein gefährliches Spiel setzen zu wollen; sie enthüllte ihm die bedenkliche Stimmung des Volkes, und schilderte ihm ihre eigne peinliche Lage, indem

sie von den Layen verachtet würde, und bereits als eine ehrenlose Feindin des Staats gälte. Das Nämliche schrieben die beiden andern Stände den Vätern im Konklave, nur mit stärkeren Ausdrücken und in französischer Sprache; sie forderten dringend ihre Vermittlung, drohten mit gefährlichen Folgen, und liessen unverhohlen merken, was sie im Falle der Noth für ihren König aufzuopfern gesonnen seyen. Die vornehmsten Männer im Staate setzten ihr Siegel unter die Schrift.

Die Antworten trafen bald ein. Die Kardinäle versuchten, den bisher erschienenen Bullen des Pabstes eine gelindere Bedeutung zu geben, leugneten die Anmassung seiner Forderungen, und entschuldigten ihn mit den anerkannten Rechten des heiligen Stuhles, die er als ein gewissenhafter Nachfolger des Apostels nicht untergehen lassen dürfe. — Ganz anders klang die Antwort des Pabstes. Er ergoss seine Wuth gegen den Kanzler de la Flotte, nannte den König einen verblendeten Fürsten, welcher durch seine frevelhaften Räthe sich in das Verderben der Hölle hinein ziehen lasse, verwies mit bitterem Unwillen den Prälaten die Keckheit ihrer Vorstellungen, forderte den gewisshaftesten Gehorsam von ihnen, und drohte denjenigen, die sich den Wünschen des Königs neigen würden, „Die gallische Kirche,” hiess es unter Andern, „ist eine wahnwitzige Tochter, deren faselnde Reden die römische Mutter voll Zärtlichkeit und Mitleid erträgt.” *)

Indessen führte Bonifaz, jetzt gleichfalls entschlossen, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit den Kampf mit

*) Pierre du Puy Hist. du differend de Phil. le Bel et de Bonif. VIII. Par. 1655. fol.

Philipp und seinem Reiche bis auf's Aeusserste zu bestehen, in einer Kirchenversammlung zu Rom den Vorsitz. Hier nahm der Kardinal von Porto das Wort, ein Priester, der, seinem Herrn ergeben, von der Gewalt des apostolischen Stuhles die höchsten Begriffe hegte, und eine Widersetzung gegen ihn als das abscheulichste Verbrechen verdamnte. Seine sprudelnde Beredsamkeit entflammte die Gemüther; nach seiner Meinung beseelte den elendesten Mönch, sobald ihm die Tiara auf's Haupt gesetzt worden, eine göttliche, keiner Täuschung fähige Einsicht, und der Umfang des päpstlichen Vermögens ward mit einer so bestechenden Ueberredungskunst von ihm dargestellt, dass die späteren Vertheidiger der römischen Kirche, auf seine Worte sich gewöhnlich, als auf ein klassisches Document, berufen. Nach ihm sprach Bonifaz selbst. Sein Grimm donnerte vorzüglich gegen die Staatsräthe des französischen Königs, die ihren Herrn in einen unseligen Kampf verwickelt hätten, um in seiner Verlegenheit ihm desto unentbehrlicher zu werden; er habe als geistlicher Vater nach Milde und Recht bisher gegen Philipp gehandelt, aber dieser entfalte jetzt das Scheusal eines unnatürlichen Sohnes in seiner ganzen Gehässigkeit, und so wäre es sträflich gegen die musterhaften Männer gehandelt, die vor ihm auf dem heiligen Stuhle gesessen, wenn er länger einem solchen Unwesen mit müssiger Gleichgültigkeit zusehen wollte. „Jedermann sey Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, heisse es in der Bibel; „denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.“ *) Nach

*) Epist. Pauli a. d. Röm. 13. 1.

diesem Ausspruch des Apostels werde er handeln, und ihm gemäss die Hoheit der Kirche vertreten, so lange ein lebendiger Hauch in ihm wohne. Philipp habe geschworen, mit Gut und Blut die Rechte seiner Krone zu schützen; ein Pabst, welcher die Kirche schirmt, vertheidige einen edleren Schatz, und der Herr des Himmels werde das Zünglein der Wage zwischen ihm und jenem Könige nicht lange mehr schwanken lassen.

Es hatten sich, des königlichen Verbotes ungeachtet, bei der Kirchenversammlung vier Metropolitnen, mehr als dreissig Bischöfe und mehrere Aebte aus Frankreich eingefunden. Wie Philipp eine solche Uebertretung seiner Verordnungen zu bestrafen pflegte, ist erzählt worden. Es erschien daher eine neue Bulle aus Rom, welche einem alten Gesetze für die gegenwärtigen Umstände frische Kraft geben sollte. Sie belegte mit dem Kirchenbanne alle diejenigen, die einen Wanderer nach Rom anhalten oder plündern würden; der Bann ward allen Menschen, auch Kaisern und Königen, angedroht, auch solchen selbst, die etwa durch Freiheitsbriefe gegen jeden Bann sicher gestellt wären. Eine solche Drohung war nicht neu; die Sorge für die Pilger, deren zahlreiches Erscheinen an den Schwellen Sanct Peters der Eitelkeit der Päbste willkommen und der Wohlfart der Stadt Rom frommte, hatte Räuber und andere gewaltthätige Menschen seit mehreren Jahrhunderten schon durch geistliche Strafen zu schrecken gesucht; jetzt ward die alte Drohung erneuert, sie sollte den französischen König als einen Sünder gegen die Kirche erscheinen lassen — und doch war hier nicht von frommen Pilgern die Rede, die Vergebung ihrer Fehlritte am Ursitze des Glaubens suchten, es handelte sich um Geist-

Geistliche und Gelehrte, welche der Pabst zur Berathschlagung nach Rom gerufen.

Um kein Mittel jedoch unversucht zu lassen, sandte der Pabst einen neuen Legaten nach Frankreich. Es war der Kardinalpriester von Sankt Peter, Jean le Moine, ein gelehrter, bei dem Könige beliebter Franzose, der zu Paris ein Kollegium für Lehrer und Studierende hatte bauen lassen. Neben dem heimlichen Auftrage, den königlich gesinnten Theil des Klerus für den römischen Hof zu stimmen, hatte er den öffentlichen Befehl, den König von Frankreich zwölf verschiedener Punkte wegen zur Rede zu stellen, und wurde bevollmächtigt, ihn, wenn er darum bitten würde, von dem Bann, dessen er sich bereits werth gemacht habe, lösen zu können. Zugleich sollte er darauf bestehen, dass die Güter und die Einkünfte eines abwesenden Geistlichen durchaus keinem Layen zur Verwaltung anvertraut würden, Philipp aber habe durch einen Prokurator vor dem päpstlichen Stuhl zu erscheinen, und wegen der verbrannten Bulle sich zu rechtfertigen. — Der König, um der Achtung seines Volkes in diesem Zwiste sich desto würdiger zu machen, nahm den Abgesandten seines Feindes mit Achtung auf, und behandelte ihn als einen geehrten Gast, über den Inhalt seiner Sendung aber vermied er jede nähere Erörterung mit ihm. Doch waren die schriftlichen Bescheide, welche er ihm auf den Weg mit zurück gab, in gemässigtem Tone verfasst; sie enthielten unter Andern die merkwürdige Erinnerung, Bonifaz möchte bedenken, „dass seine Stärke nur in Worten, die Macht des Königs aber in der Wirklichkeit bestehe.“

Mit dem nächsten Jahre wurden die General-

staaten auf's Neue berufen. Sie waren eben so glänzend und zahlreich, wiewohl von der fürchtenden Geistlichkeit nur wenige Mitglieder erschienen. Vielleicht ahnten sie, welch einen verwegenen Ton dieses Mal die Minister des Königs anstimmen würden. Denn Wilhelm von Nogaret, der heftigste und gefährlichste Feind des Papstes im französischen Staatsrathe, der Stirn gegen Stirn bereits die Sprache der Unverhohlenheit mit ihm geführt hatte, trat jetzt mit dem Vorschlage auf, dass eines Papstes, welcher mit dem Frieden und dem Glücke der Christenheit so spiele, der weltliche Arm sich bemächtigen müsse; eine allgemeine Kirchenversammlung möchte berufen werden, und auf dieser würde er die Gründe seines Vorschlags näher entwickeln; bis aber ein neuer Papst gewählt wäre, könne man einen Statthalter der französischen Kirche ernennen. — So sprach Nogaret, und die Anwesenden stimmten ihm zwar nicht mit lautem Beifall zu, fanden aber seine Gedanken der näheren Prüfung werth, und lobten seinen Eifer in einer Angelegenheit, welche das Wohl des Landes auf lange Zeit entschiede. Jetzt brachen in Rom die letzten Dämme der Mäßigung. Gleich einer Brandrakete, die in die Pulverkammern des Feindes geschleudert wird, und Alles, was sie nicht tödtet, betäuben soll, ward die Bulle „Unam Sanctam“ aus den Pforten des Vatikans gesandt. Sie sprach die Allgewalt des Papstes in den empörendsten Uebertreibungen aus. Bald darauf belegte Bonifaz den König Philipp den Vierten mit dem Kirchenbanne, welchen er, lange Zeiten hindurch geschont, in der zermalmendsten Stärke sich zugezogen habe, und drohte dieselbe Strafe jedem Priester, der in seiner

Gegenwart Gottesdienst halten würde. Daneben ward den französischen Geistlichen, die bisher ihren Staat nicht verlassen, unter gedrohter Absetzung und gänzlicher Beraubung anbefohlen, sich nach dreien Monaten in Rom zu stellen, und in dieser Vorladung ausdrücklich die Namen der Prälaten bemerkt, welche bei den gehaltenen Reichsversammlungen gegenwärtig gewesen; auch sollte der Gewissensrath des Königs, ein Dominikaner, vor'm päbstlichen Stuhle erscheinen, und daselbst Rechenschaft über das Gewissen seines Beichtkindes darlegen.

Ein Kardinallegat, welcher sich seit einiger Zeit, jedoch ohne öffentliche Schautragung seines Amtes, in Frankreich befand, sollte den Donnerkeil in Paris niederfallen lassen. Es gebrach ihm aber an Muth, bei dem bedenklichen Spiele die eigne Hand zu gebrauchen, und so trug er das Geschäft zweien Gehülften auf, einem Priester und einem Hausdiener. Aber diese, von der Wichtigkeit ihres Berufes bethört, erregten noch vor der Bekanntmachung der Bulle durch Prahlerei und Drohungen die Aufmerksamkeit. Der König kam ihnen zuvor, er liess sie durch Häscher greifen, und zu Troyes in's Gefängniss werfen; ein ähnliches Schicksal traf die französischen Priester, welche bereits die Bulle sich abgeschrieben hatten, und im Volke Gährungen damit zu bewirken trachteten. Jean le Moine, der sich wieder zu Paris befand, erschrak; er eilte zum König, und beschwor ihn um Freilassung der beiden Eingekerkerten. Der ergrimimte Philipp hiess ihn augenblicklich sich entfernen, und sprach zu seinem Volke und zur Welt in ernsten kraftvollen Worten; er zeigte der wahren Kirche sich ergeben, den Lärmgeschossen aber,

die ihr Verwalter gemissbraucht, unerschrocken die Brust bietend, stellte er die Verordnungen wegen Züchtigung der abgereisten Geistlichen in ihrer vollen Strenge noch einmal auf, und liess dieses Edikt an den Pallast des päpstlichen Legaten zu Tours anschlagen. Dabei gelobte er alle Wachsamkeit und alle Anstrengung, um diesen Kampf mit dem Pabste zur Ehre des französischen Volkes zu endigen; auch sollte, um die römische Verwegenheit für immer zum Schweigen zu bringen, in wenigen Monden eine dritte Reichsversammlung statt haben. Auf diese Erklärung reiste Jean le Moine in aller Stille fort, und wer sonst noch Unterthan des Pabstes sich nannte, verliess gleich nach ihm die französischen Staaten.

In Rom tobte der ohnmächtige Stolz. Bonifaz der Achte entblödete sich nun nicht länger, alle Fürsten und Völker gegen den König von Frankreich, wie gegen einen Sultan der Saracenen, zu einem Kreuzzuge aufzufordern, und das französische Reich dem Kaiser Albrecht, mit welchem er sich bereits versöhnt hatte, als eine Schenkung anzubieten. Ein lächerlich wirkungsloser Ausspruch; der Kaiser, gegen die deutschen Reichsstände kaum die Würde eines Oberhauptes schirmend, sollte dem waffenglücklichen Philipp sein Reich nehmen!

Am dreizehnten Juni füllte sich die Kirche unsrer Frauen mit der dritten grossen Reichsversammlung. Die Anklagen gegen Bonifaz griffen tiefer, heftiger äusserten sich die Leidenschaften, jede beredete Zunge versuchte sich gegen Rom, und mehrere Männer vom hohen Adel beschworen auf dem Evangelium die verbrecherische Unwürdigkeit des gegenwärtigen Pabstes,

der nicht länger auf dem Sitze des Apostels geduldet werden dürfe. Einstimmig ward deswegen eine allgemeine Kirchenversammlung gefordert, und der Klerus zu seinem Beitritt ermahnt. Die Prälaten, selbst am Rande des Abgrundes, wo der Pabst so eben stand, nicht ganz von ihm lassend, hielten um Bedenkzeit an, und da die andern Stände ein solches Gesuch unpassend fanden, entfernten sich die meisten. Wilhelm von Nogaret entwickelte nun umständlicher, was er früher angedeutet hatte; Ludwig, Graf von Evreux, des Königs Bruder, liess sich als Ankläger des Pabstes vernehmen; nach ihm las der Edelmann du Plessis, Herr von Vezzenobre, eine heftige, aus neun und zwanzig Punkten bestehende Schrift vor, in welcher aus einer Reihe schwerer Verbrechen die Verdamulichkeit des Pabstes erwiesen ward. Es erschienen auch hier, wie in den meisten gerichtlichen Untersuchungen jener Zeiten auf Leben und Tod, seltsame Vorwürfe und abgeschmackte Beschuldigungen. Es hiess Bonifaz ein Priester der Simonie, der mit geistlichen Pfründen Wucher trieb; ein Kirchenräuber, welcher die heiligen Schätze für seine Verschwendungssucht vom Altare stahl; ein Ketzer, der den Stuhl Petri durch die fluchwürdigsten Irrlehren verpestete; ein Zauberer, der für den Beistand der höllischen Dämonen sein edleres Theil dahin gegeben; ein Mörder, welcher den frommen Pabst Cölestin, seinen Vorgänger, um's Leben gebracht habe. — So sprach der Hass; die Nachwelt denkt anders. Bonifaz wollte ein Pabst im ganzen Sinne des hierarchischen Despotismus seyn; das war sein Fehl — er schleuderte in seinem Grimme die alten Geschosse, ohne untersucht zu haben, ob sie auch noch die alte Schreckenswirkung besäßen, und hie-

rin betrog er sich; anderer Verbrechen zeugt ihm die Geschichte nicht.

Endlich stimmten auch die Prälaten für eine Kirchenversammlung. Ihr Beweggrund aber war ein besonderer; Bonifaz sollte sich, obschon ein Pabst über den Concilien stehe, auf derselben rechtfertigen. Indessen fügten sie ihrem Gutachten die Erklärung hinzu, dass sie keine Parthei gegen den heiligen Vater ergriffen hätten. Nun berief sich der König gleichfalls auf eine Kirchenversammlung, und wandte sich — seltsam genug — wegen der gefährlichen Versuche, welche Bonifaz noch gegen ihn wagen würde, zum Voraus an den Pabst, den man zu wählen habe. Da sandten ihm endlich am dritten Tage die Geistlichen eine besiegelte Urkunde zu, in welcher sie sich verpflichteten, wenn Bonifaz „von Philipps Absetzung oder von Aufhebung des Unterthaneneides“ sprechen würde, dem Könige und seinen Getreuen aus allen Kräften beizustehen. Unmittelbar darauf sagte sich Philipp von allem Gehorsam gegen den Pabst los, verbot jedem französischen Unterthan, Bonifaz den Achten für den rechtmässigen Pabst zu halten, ihm in irgend einem Stücke zu willfahren, oder Befehle von ihm anzunehmen. Zugleich wurden beauftragte Männer in die Provinzen gesandt, um die Einwohner für die Beschlüsse der Reichsversammlung zu gewinnen, und sie gleichfalls zum Begehr eines allgemeinen Conciliums zu bewegen. — Der Erfolg war glänzend; aus allen Winkeln des Reiches liefen Urkunden des Beitrittes ein; die Zünfte und die Hochschulen, Aebtissinnen selbst und Bettelmönche, wie von einem einzigen Gefühle beseelt forderte Alles den König zum Weiterschreiten auf.

Bonifaz aber schärfte die letzten Waffen; eine Bulle ward entworfen, welche, den ausgesprochenen Bann bekräftigend, Philipp den Vierten seines Thrones verlustig erklärte, seine Völker alle vom Eide der Treue gegen ihn lossprach, alle Bande der Vasallenschaft aufhob, den Verdamnten dem Fluch des Himmels wie dem Hasse der Menschen preisstellte, und durch ein feierliches Interdikt jede gottesdienstliche Handlung in Frankreich untersagte. — Es war das letzte krampfhaftes Ringen der Verzweiflung; während er die Donnerkeile zusammenfasste, um durch Aufwiegelung der Völker seinen Feind in den Abgrund zu stürzen, stieg eine furchtbare Wetterwolke über seinen eigenen Scheitel auf, und als sie sich entladen hatte, lag er zerschmettert am Boden da.

So bereitwillig auch von allen Seiten her die Stimmen des Volkes sich verkündigt hatten, sah Philipp dennoch den nächsten Schritten des Papstes mit unheimlichem Schauer entgegen. An einem Könige, der seines Thrones verlustig erklärt worden, blieb eine unauslöschliche Makel haften; vor geschlossenen Kirchenthüren hätte sich das Volk entsetzt, bei stummen Leichenbegängnissen gewehklagt; während eines Interdiktes konnte alle Begeisterung der Herzen erkalten. — Daher gab er den beiden grössten Feinden des Papstes, dem Nogaret und den Colonna, zu einem kühnen Streiche Gehör. Schon im März hatte sich Wilhelm von Nogaret mit bedeutenden Geldsummen heimlich nach Italien begeben; ein toskanischer Edelmann, sein Begleiter, bot ihm seine Schlösser bei Siena zum Aufenthalte an. Es wurden in aller Stille Soldaten geworben, und mit vielen Edelleuten in der Romagna Verbindungen

angeknüpft. **Sciarra Colonna**, der gleichfalls mitgereist war, suchte selbst in der Nähe des Pabstes ihm thätige Widersacher zu erwecken. Die Maassregeln zur Gewalt waren getroffen, der Stunde der Ausführung sah man erwartungsvoll entgegen.

Während sie ihre Mine gruben, war **Bonifaz** nach **Anagni**, wenige Meilen östlich von Rom, gereist. Hier in seinem Geburtsorte, von Leuten umgeben, welche den Statthalter Christi als Knaben in ihrer Mitte aufwachsen gesehen, und von den Widersachern in der Hauptstadt, die er fürchtete, entfernt, hatte er ein feierliches Konsistorium der Kardinäle und der höheren Geistlichkeit im Kirchenstaate versammelt, und führte mit ungebrochenem Priesterstolze das Wort. Nachdem er von allen Beschuldigungen der pariser Reichsversammlung sich gereinigt und die Makellosigkeit seines Glaubens erwiesen hatte, behauptete er, dass keine Kirchenversammlung ohne seinen Willen denkbar oder gültig, lüftete seine Wuth in fürchterlichen Drohungen gegen Philipp, und untersagte allen geistlichen Körperschaften in Frankreich das Wahlrecht, bis sie selbst, wie das Land, sich mit der Kirche wieder versöhnt hätten; selbst die Lehrstühle der Universitäten wollte er geschlossen wissen; denn die Hand, welche den Schlüssel des grössten Apostels führe, habe die Macht zu binden und zu lösen, zu tödten und in's Leben zu erwecken *), habe

*) Daher lässt ihn **Dante** in seiner Hölle sagen:

Lo ciel poss'ò serrare e disserrare,
Come tu sai; però son due le chiavi
Che'l mio antecessor non ebbe care.

„Ich kann den Himmel schliessen und öffnen, wie du weisst; dafür giebt es zwei Schlüssel, die mein Vorgänger nicht achtete“ (**Cölestin V.**, der seiner Würde entsagte.) **Bonifaz** heisst daselbst „Der Fürst der

die Macht, die Könige auf Erden mit eiserner Ruthe zu regieren, und wie irdene Gefässe zu zerbrechen; aufgehoben sollten alle Verträge seyn, welche die andren Fürsten mit dem gebrandmarkten Könige von Frankreich geschlossen; nunmehr harre der gespannte Bogen, den Ungehorsamen zu durchbohren; er möge zittern und in Demuth kriechen vor dem apostolischen Hirten, dem Fürsten aller Fürsten. Die zermalmende Schlussbulle, in welcher diese Blitze leuchteten, sollte am achten September die päpstliche Kanzlei verlassen.

Aber schon am Morgen des siebenten rückten Nogaret und Sciarra Colonna mit ihren Söldlingen in die Stadt. Niemand trat ihnen in den Weg; viele der vornehmen Einwohner waren durch Bestechungen gewonnen. „Es lebe der König von Frankreich!“ war der wilde Schreckensruf, welcher den schlummernden Pabst weckte, und ehe er noch zur Besinnung gelangte, drang ihm schon der zweite: „Pabst Bonifaz sterbe!“ gellend in's Ohr. Die Freunde irrten verzweifelt von einem Zimmer in's andre, die Diener erblichen oder flohen; er aber sagte, es ergehe ihm wie Christus, dem Verrathenen, er wolle wie sein Statthalter auf Erden sterben. — Mit diesen Worten setzte er die goldene Krone sich auf's Haupt, die Kaiser Constantin, der Sage nach, dem Pabste Sylvester geschenkt, hängte sich das

neuen Pharisäer“ (damit sind die damaligen Priester und Cardinäle gemeint) „der Krieg in der Nähe des Laterans hatte“, (die Colonna wohnten bei San Giovanni in Laterano) „nicht mit den Saracenen und Juden.“ Die Heftigkeit seiner Wünsche und seines Hochmuths wird ein „stolzes Fieber“ — *sua superba febbre* — genannt. Inferno. 27. 104. — „Intrauit ut vulpes, regnavit ut leo, mortuus est ut canis“ — diese Worte betrachtete man gleichsam als eine Ueberschrift zur Geschichte seines Lebens, und legte sie seinem Vorgänger, dem Cölestin, als eine Prophezeiung in den Mund.

Pallium des heiligen Petrus um, nahm in die eine Hand das Kreuz, in die andre den Schlüssel, setzte sich auf den Thron, und erwartete so, gleich einem geschmückten Schlachtopfer, sein Schicksal. Die feindlichen Krieger hatten sich durch eine brennende Kirche den Weg zum Pallaste gebahnt; sie stürzten in's Zimmer, und standen vor der Ehrfurcht gebietenden Erscheinung des alten Mannes schauerdurchrieselt still. Endlich trat Nogaret zu ihm hin, und forderte ihn auf, seine Frevelbullen zurückzunehmen. Ein verächtliches Lächeln war die Antwort. „Ich werde dich in Ketten nach Lyon schleppen!“ rief Jener. „Wohl mir,“ erwiderte Bonifaz, „es wird mein Märtyrthum krönen, von einem Sünder, wie du, dem Henker überliefert zu werden.“ Nogaret schwieg betroffen, und Keiner hatte das Herz, seinen Arm gegen den Greis zu erheben. Sciarra Colonna aber, wuthverblendeter als die übrigen alle, stürzte gleich darauf zu ihm hin, und schlug ihm mit seinem Panzerhandschuh in's Angesicht *); er würde ihn mit dem Schwerdte durchrannt haben, wenn Nogaret ihm nicht in den Arm gefallen wäre, und bei allem Heiligen auf Erden ihn zur Ruhe beschworen hätte. Endlich ward der gefangene Pabst in ein streng bewachtes Zimmer geführt, der Pallast verwüstet, und die vorgefundenen Kostbarkeiten als Beute mit fortgeschleppt. Der eingekerkerte Greis weigerte sich, weil er eine Vergiftung fürchtete, etwas zu geniessen; er

*) Hist. de France p. G. Daniel. ed. de Griffet. t. V, p. 84. Doch leugnen es Andere. — Nicht wahrscheinlich ist, was mehrere Geschichtschreiber behaupten, dass Philipp um den Ueberfall nicht gewusst habe. Schon der frühe Abgang des Nogaret nach Italien widerlegt sie (S. Bernard. Guidonis vita Bonif. VIII. in Murat. Script. rer. Ital. t. III.)

würde des Hungertodes gestorben seyn, wenn ihm nicht eine alte Frau einige Eier und etwas Brod heimlich zugesteckt hätte.

Die Kardinäle hatten ihren Meister in der Gefahr verlassen, und nur zwei waren in der Nähe geblieben. Unter diesen Lucas von Fiesco. Unter'm Schutze der finstern Nacht wanderte er von Haus zu Haus, warf den Einwohnern ihre schimpfliche Trägheit vor, und hiess sie die Waffen ergreifen, um das Haupt der Kirche, den grössten Mann, der jemals zu Anagni an's Licht der Welt getreten, aus den Klauen seiner Marterknechte zu reissen. Seine Beschwörungen fruchteten. Am Abend des dritten Tages füllten sich die Strassen mit bewaffneten Bürgern, jedes Herz schien von Schaam zerknirscht und vom Unwillen empört. „Es lebe der Pabst, Tod den Verräthern!“ — mit diesem Rufe rannten sie nach der Lagerstätte der Söldlinge, stürzten auf die Erschrockenen in jähem Ueberfalle los, durchbohrten eine Menge derselben, ehe sie noch zum Schwerdte greifen konnten, rissen den Pabst aus ihren Händen, und während die Einen diesen in Sicherheit brachten, setzten die Andren racheglühend den fliehenden Feinden nach. Nogaret und Colonna hörten die Fittige des Todes um sich rauschen, und entkamen, zu ihrer eigenen Verwunderung, im Getümmel der Finsterniss. — Von den jubelnden Einwohnern begleitet, nahm der befreite Pabst seinen Rückweg nach Rom; auch hier bezeugte ihm das Volk und ein grosser Theil des Adels ihre ungeheuchelte Freude über seine Erlösung. Aber seine Kraft war gebrochen; der Unglumpf, der ihm zu Anagni widerfahren, hatte zu stürmisch an seinen gealterten Lebensgeistern gerüttelt; er sank auf's Kran-

kenbett und gab, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, am elften Tage des folgenden Monats seinen Geist auf. Dass er im Wahnsinne gestorben, und von Gewissensbissen gemartert, seinen hochmüthigen Wandel lautklagend bereut habe, ist eine Erdichtung seiner Feinde.

Sie b e n t e s K a p i t e l.

Während Philipp alle erfinderischen Fähigkeiten seines Geistes beisammen hielt, um über die Allgewalt des römischen Bischofs den Sieg davon zu tragen, verlor er dessen ungeachtet Flandern keinesweges aus den Augen. Die Zeit des Waffenstillstandes ward auf die Rüstung zu einem neuen Kampfe verwendet; die gewonnenen Städte erhielten eine ordnungsmässige Verfassung, die Festungen stärkere Mauern und doppelte Bollwerke. Der flandrische Graf dagegen liess es gleichfalls an Eifer und Vorsicht nicht fehlen; aber zu seiner Kränkung entdeckte er überall in den Gemüthern der Bürger eine sehr laue Anhänglichkeit, und die Kriegesruhe ging zu Ende, ohne dass Eduard mit einem einzigen Wimpel auf den Wellen erschien, oder von sich hören liess.

Der Krieg ward auf's Neue eröffnet. Der Graf von Valois, der seinen königlichen Bruder um den Oberbefehl beschworen hatte, damit er den unrühmlichen Feldzug in Guienne durch wackere Thaten in Vergessenheit bringen könnte, rückte mit einem wohlgezogenen Heere in's Feld, und brannte vor Begierde, den Schaa- ren des Flamländers zu begegnen. So volkreich und blühend auch die Städte des Landes, so verschwisterte

sie doch kein Band der Eintracht, keine treue Ergebenheit fesselte sie an das Wohl ihres Fürsten. Daher fand Valois keinen allgemeinen Widerstand; über einzelne Steine, welche dem Strome sich entgegen stellten, konnte er mit raschem Schwunge hinweg wogen. Douay, eine feste Stadt an der Scarpe, im südlichsten Winkel des Landes, ergab sich dem jungen Feldherrn; das westliche Bethüne folgte dem Beispiel. Umsonst sah Veit, hinter den Mauern von Gent einer bedenklichen Zukunft entgegen seufzend, nach Beistand sich um; mit jedem Schritte, den Valois vorwärts that, sank seine Hoffnung tiefer, erbangte sein Muth immer ängstlicher. Valois entriss ihn dieser peinlichen Ungewissheit sehr bald; in raschem Zuge rückte er auf Gent los. Der unglückliche Graf, von seinem Bundesgenossen verlassen, von verrätherischen Einwohnern mehr noch als vom Feinde fürchtend, wusste weder welches Mittel er ergreifen, noch wohin er sich wenden sollte. Da erhielt er von Valois ein Schreiben, welches ihn mit der ganzen Hülfslosigkeit seiner Lage bekannt machte, zugleich aber auch ihm die Versicherung gab, dass König Philipp wohl zürne, doch nicht unerbittlich sey, und dem Flehen einer aufrichtigen Reue sein Ohr nicht schliessen werde.

So begannen Unterhandlungen, und der unglückliche Graf begab sich hinüber zum siegreichen Feldherrn. Valois wurde durch das Elend des bedauernswerthen Fürsten gerührt; er versprach, ihn mit seinen beiden ältesten Söhnen nach Paris zu geleiten, und wenn er sich innerhalb eines Jahres mit seinem lehensherrlichen Könige nicht versöhnen könnte, ihn wieder zurück nach seiner Hauptstadt zu bringen. Der Graf schauderte; es

war von demselben Philipp die Rede, der in Corbie ihn und seine Gattin, seine fürstlichen Gäste, durch bewaffnete Häscher überfallen liess, von einem Könige, welcher aus Ländersucht einen feierlichen, öffentlich geleisteten Schwur gebrochen hatte. Was konnte er sich Heiles versprechen? Doch Valois gerührte Theilnahme war ungekünstelt, in grossmüthiger Aufwallung hatte er seine Ehre verbürgt. Der Unglückliche folgte ihm nach Frankreich. Robert und Wilhelm, die beiden ältesten Söhne des flandrischen Grafen, reisten nebst vierzig Edelleuten des Landes mit. Fünf Tage harrete der Graf am Hofe, und hatte den Herrn dieses Hofes noch nicht zu sehen bekommen. Am sechsten geschah die Unterredung. Der Graf warf sich seinem Lehensherrn zu Füßen, senkte sein ergrauendes Haupt zur Erde, bat den zürnenden Monarchen um Verzeihung, und erwartete von seiner fürstlichen Güte das Wort der Begnadigung. Philipp, überrascht und ergriffen, stand mehrere Minuten hindurch wortlos da; der Anblick eines gefallenen Fürsten überrascht einen Fürsten, auch den siegenden. Dann aber liess er seinem Unwillen über des Grafen Betragen freien Lauf, und zeigte, wie nichts ihn bitterer gekränkt habe, als dass dieser den vatikanischen Priester, mit welchem er bereits im Zwiste lag, zum Beistand angerufen. Veit entschuldigte sich mit der herkömmlichen Sitte, den obersten Kirchenhort der Christenheit auch als den obersten Schiedesrichter zu betrachten. Darüber flammte Philipp in Leidenschaftlichkeit auf, und liess seinen flehenden Gast, ohne sich zu erklären, am Boden liegen. Auch schien er noch keinen Entschluss gefasst zu haben; Johanna aber, die Königin, die voll ehrsüchtiger Unersättlichkeit nichts leb-

hafter als den Besitz von Flandern wünschte, rieth ihm, die Gunst der Umstände nicht thöricht vorüber gleiten zu lassen, und auch Robert von Artois behauptete, im Herzen des Flamländers sitze der Groll zu tief; es dürfe an Frankreichs Gränzen sich nur ein mächtiger Feind wieder einmal zeigen, so würde er augenblicklich in Flandern einen thätigen Bundesgenossen finden. Der König ergab sich ihren Vorstellungen, die eigene Herrschsucht stahlte ihn gegen Gerechtigkeit und Erbarmung, Valois dringende Mahnworte verloren ihre Kraft, das schöne Flandern sollte mit der französischen Krone vereinigt werden. Zu Compiègne öffnete sich der Kerker für den getäuschten flandrischen Grafen; Robert, sein Aeltester, ward nach dem Schlosse Chinon an der burgundischen Grenze, Wilhelm nach einer Feste von Auvergne unweit Lyon gebracht. *)

So viele Stimmen sich gegen das rechtlose Verfahren erhoben, ward Flandern dennoch sogleich, als ein französisches Lehen, an die Krone zurückgefallen erklärt, und während die drei andern Söhne des verhafteten Grafen, sobald sie das Unglück ihres Vaters vernommen, die Heimath erschrocken verlassend, nach Na-

* Ueber diese Wendung der Dinge war Valois entrüstet, und sah seine Ehre gekränkt. Er ging nach Italien, wo ihn Bonifaz zum Anführer der päpstlichen Schaaren ernannte, und ihm mit den Thronen von Deutschland und Konstantinopel schmeichelte; denn seine zweite Gemahlin, Katharina von Courtenay, war eine Enkelin Balduins II., des letzten französischen Griechenkönigs. Daher kämpfte er für den Pabst gegen Friedrich von Sicilien, den Nachfolger des Königs Jacob; der Kampf war heftig, aber Friedrich spielte den Zauderer, und so glänzte auch hier Valois Feldherrntalent nur sehr matt. Bei steigender Spannung zwischen Philipp und Bonifaz rief ihn jener endlich zurück, worauf er denn den Generalstaaten, wie die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses beiwohnte.

mür, ihrem mütterlichen Besitzthume, flohen, bereiteten sich Frankreichs König und seine Gemahlin zur Reise nach Flandern, um persönlich die Huldigung der Einwohner zu empfangen. Es war ein glänzender Zug, bei welchem man es an Gnadenbezeugungen und wohlthätigen Eindrücken nicht fehlen liess. Die meisten Flamländer, ihrem Grafen wenig gewogen, nannten es eine thörigte Uebereilung, dass er sich in die Löwenhöhle, daraus er schon einmal kaum mit dem Leben entwischt war, zum zweiten Male hatte hineinlocken lassen; doch konnten sie sich zum Könige von Frankreich eben so wenig ein Herz fassen. Der Pöbel dagegen, durch den Schein leicht geblendet, und jeder Veränderung gleich einer neuen Segensquelle hoffnungsvoll entgegentaumelnd, empfing das königliche Paar mit jauchzenden Glückwünschen, hatte an den verschwenderischen Festen, die es gab, eine kindische Freude, und lebte des betrüglichen Wahnes, dass endlich einmal die goldnen Tage des Ueberflusses und der Wohlfart gekommen. Indessen sparte auch Philipp keine List, um die Herzen der Einwohner zu gewinnen; eine freundliche Herablassung, welche mit leutseliger Aufmerksamkeit jede Beschwerde anhörte, that ihre Wirkung; viele Missbräuche wurden abgestellt, die städtischen Freiheiten erneuert, unter den Steuern die drückendsten aufgehoben.

Das königliche Paar hatte in der That die Dankbarkeit der Flamländer sich verpflichtet; ungeheuchelte Segenswünsche begleiteten es auf seine Rückreise. Aber ein einziger Schritt vertilgte sehr bald jeden günstigen Eindruck wieder. Es war die Wahl eines Statthalters. Jacob Chatillon, Graf von Saint Paul, welcher von seinem Könige
über

über Flandern gesetzt ward, besass kein Herz für das Land, dessen Pflege man seiner Sorgfalt anvertraut hatte, keine maassliebende Klugheit, wie sein Amt sie erforderte, keine selbstständige Kraft, um den Einflüsterungen verderblicher Rathgeber zu widerstehen, keine Leutseligkeit und kein Erbarmen. Indem er den Bürgern mit Grobheit begegnete und die Zuchtruthe mit unerweichlicher Strenge führte, suchte er auf den Befehl des Kanzlers de la Flotte, welcher die Schatzkammern seines Herrn auf alle Weise zu füllen trachtete, die aufgehobenen Steuern wieder hervor, sprach mit Hohn von den neu erlangten Freiheiten der Städte, und erbaute in den vornehmsten Ortschaften auf Kosten der Einwohner feste Schlösser. So verriethen sich denn durch's ganze Land gar bald verwandelte Gesinnungen, der Unmuth gährte unter den Dächern der Häuser, der Groll sehnte sich nach einer Gelegenheit, die hartherzigen Martervögte durch einen stürmischen Auftritt an ihre Pflicht zu erinnern. Man wünschte die alten Tage, die alte Herrschaft zurück, man unterhielt einen heimlichen Briefwechsel mit den Söhnen des Grafen zu Namür, und ließ das Ohr mit Wohlgefallen den Rednern, welche die Bossheit der Tyrannen mit hassvoller Uebertreibung schilderten. Eine Umwälzung der Dinge schien mit jeder neuen Sonne emporzusteigen, jede kleine Verwirrung die Ursache einer grossen Begebenheit zu werden. Sie wurde es in Brügge.

Hier forderte die Obrigkeit zur Bezahlung der Vorschüsse auf, die sie beim festlichen Empfange des Königs geleistet hatte. Die Bürger, jene Festè bereits verwünschend, zögerten mit dem Gelde, und liessen sich endlich verlauten, wenn der Magistrat

unnütze Ausgaben gemacht habe, so müsse er auch die bösen Wirkungen derselben in seinem Säckel allein verschmerzen. Die Obrigkeit traf ernstliche Maassregeln, das Volk ward um so erbitterter. Es versammelte sich in einzelnen Gruppen auf Plätzen und Strassen, murrende Stimmen wurden laut, die Mitglieder des Rathes hiessen bestochene Mantelträger der französischen Tyrannen. Das lauteste Wort führte der Obermeister der Leinweber, Pierre le Roy, auch Peter Koningk genannt. Den Rathsherren ward bange; sie beschlossen in der Stille der Nacht sich von ihren Besorgnissen zu befreien, und liessen den Leinweber mit fünf und zwanzig andren Handwerkern aus den Betten in's Gefängniss schleppen. Mit staunender Entrüstung vernahmen die erwachten Bürger, was geschehen; in gemeinschaftlichem Uebereinkommen beschliessen sie sich zu rächen, aus allen Thüren eilen bewaffnete Männer hervor, die Häuser der Rathsherren werden umzingelt, die gefangenen Handwerker in Freiheit gesetzt. Der zitternde Magistrat giebt nach, und weicht der Uebermacht; heimlich aber trifft er mit Chatillon Verabredung. Dieser soll an einem bestimmten Tage mit fünf hundert Reitern vor die Stadt rücken, und auf ein Zeichen der Glocke über den Häuptern der Empörer seine Schwerdter blitzen lassen. Doch der Plan ward verrathen, die Bürger erfahren Stunde und Zeichen; sie besprechen die Gegenwehr, und brechen bei demselben Glockenrufe los. Chatillon findet die Thore bewacht und die Mauern besetzt; zum Angriff sich nicht stark genug fühlend, zieht er sich znrück, und erwartet einen grossen Heereshaufen, der unter Anführung seines Bruders herbeirücken soll. Er erscheint, und eine furchtbare Krieges-

macht droht den Bürgern Verderben. Jetzt ändert sich die Stimmung in der Stadt; der Begüterte fürchtet für seine Habe, der Hausvater für sein Weib und seine Kinder; der muthige Leinweber sucht vergebens die zagenden Gemüther mit seiner Unerschrockenheit zu beselen, nur wenige Genossen stehen noch kampffertig an seiner Seite. Die Obrigkeit bietet sich zur Vermittlerin an, sie redet milde Worte, und versichert die reichste Schonung. So bequemt sich die Bürgerschaft zum Vergleiche; doch besteht sie darauf, dass dem wackeren Leinweber und seinen Gefährten kein Haar ihres Hauptes gekrümmt werde. Chatillon betritt die Stadt, Brügge ist in französischen Händen wieder, eine lebenslängliche Verbannung entfernt die Rädelsführer der Empörung.

Nun legte der Statthalter den Zuchtstab nicht wieder aus der Hand; zu seiner natürlichen Härte gesellte sich die Erbitterung, und dieser Erbitterung vergönnte der Argwohn keinen Schlummer. Das Volk seufzte, die Obrigkeit bereute den Hülferuf, durch welchen sie ein weit herberes Elend sich auf den Nacken gebürdet, und schämte sich vor den Bürgern, so oft diese die neuen Lasten nicht schweigend ertragen mochten. Als man aber bei wachsendem Jammersal sich mit dringenden Klagen an den Hof nach Paris gewandt, und durch de la Flotte's Bemühung, als unzufriedene Verleumder, die Weisung erhalten hatte, den Frieden der neuen Regierung durch keine Erdichtungen zu beunruhigen; als der Statthalter neben der Härte und dem Argwohn nun auch dem Hass und der Rachsucht eine Stufe seines Thrones einräumte; da fing man endlich an, den heimlichen Botschaftern aus Namür Gehör zu geben, und das weiche beklemmte

Herz den Söhnen des alten gefangenen Landesherrn zuzuwenden. Obrigkeitliche Personen selbst traten den Unterhandlungen bei, und Männer, welche bisweilen an Chatillons Tafel erschienen, hatten am frühen Morgen die Maassregeln zu seinem Untergange besprochen.

Veit und Johann, die Söhne des alten Grafen, setzten jetzt ihre Hoffnung auf Pierre le Roy, den Leinweber. Sie beriefen ihn zu sich, und erstaunten nicht wenig, da er erschien. Es stand eine kleine unansehnliche Gestalt mit schielendem Augenpaare vor ihnen, ohne Ausdruck oder Würde, mit plumper Unbehülflichkeit sich bewegend; aber das erste Gespräch schon zeigte ihnen einen unerschrockenen Mann von natürlichem, ungemein hellem Scharfblick, einen Volksführer, wie ihn die Zeiten beehrten, wortbegabt und entschlossen, beharrlich und unermüdbar. Er zeigte sich den Aufforderungen der beiden Grafen augenblicklich bereitwillig, widerlegte ihre Vorschläge durch weit passendere Pläne, und ersuchte bloss um Unterstützung an Geld. Darauf begab er sich mit den Verbannten nach Brügge, versicherte sich durch verkleidete Unterhändler des niedren Volkes, und machte einen Angriff auf die Arbeiter, welche auf Chatillons Befehl die Festungswerke der Stadt schleiften. Bestürzt liefen diese Tagelöhner davon, und steckten mit ihrer Furcht die Besatzung so ungewöhnlich an, dass sie auf der Stelle, den Tod aus jedem Fenster vermuthend, nach der andern Seite hin zur Stadt hinauseilte. Auch der Magistrat entwich; er hatte den Muth nicht, auf das Mitleid siegreicher Verbannter zu rechnen, noch Lust, unter einem herrschenden Volke die Rolle des abgesetzten Oberhauptes zu spielen. Chatillon aber, der sich in

einer andern Stadt befand, wusste sehr wohl, wie verhasst er den Bürgern; er hatte ihren Handel gehemmt, hatte die Söhne der Edelleute, die in Frankreich gefangen sassen, mit allem Unglimpf behandelt, und mit den erpressten Steuergeldern die Lilienträger, seine schmeichelnden Hausfreunde, gemästet. So verhasst, musste er sich für jetzt jedes Versuches gegen Brügge begeben.

Ein Aehnliches hatte sich in Gent ereignet. Auch hier zerfielen die Bürger mit der Obrigkeit wegen der Steuern, rotteten sich eines Abends znsammen, und am Morgen darauf waren alle Buden und Kramläden geschlossen. Mit Geldes Hülfe brachte der Magistrat Truppen auf, die Bürger wurden aus einander getrieben, wagten für jetzt keine Gegenwehr, und stellten sich von jeder Unternehmung znrück geschreckt. Plötzlich aber stürzen sie zu allen Hausthüren heraus, und schlagen, da sie den Glockenthurm besetzt finden, auf Pfannen und Kesseln Lärm. Es ist, als beseelen sie diese Klänge zur grimmigsten Erbitterung, die Söldlinge der Obrigkeit halten ihren Angriff nicht aus, in unaufhaltsamer Flucht stürzen sie hinweg, und mit ihnen enteilen die Glieder des Stadtrathes. Doch ehe sie die Thore noch erreichen, sinken viele unter'm Schwerdte der Verfolger. Gent hat Brügge's Schicksal sich erfochten, es sieht in seinen Mauern weder Obrigkeit noch französische Besatzung.

Indessen hatte zu Brügge der Leinweber, der nicht gesonnen war, seine Thätigkeit bloss auf das Heil seiner Vaterstadt einzuschränken, einen Genossen seines Amtes, einen Fleischer, ernannt, und vertraute ihm während seiner Abwesenheit die Stadt. Der Ruf des ausserordentlichen Handwerkers hatte sich bereits durch

die Städte Flanderns verbreitet, man nannte seinen Namen mit Ehrfurcht und Bewunderung, in den Gesellschaften der französischen Hauptstadt schüttelte man über den Abentheurer den Kopf. Gent sandte seine Abgeordneten, um ein Bündniss mit ihm zu schliessen; bei ihrer Rückkehr aber fanden sie Alles bereits verwandelt, die Parthei der Lilienträger hatte ihr verrätherisches Spiel gewonnen, und schon wallte das französische Banner in der Stadt wieder. Die Kunde dieser Verwandlung entmuthigte zu Brügge alle Herzen; ein einziges nur änderte seinen Schlag nicht, le Roy kannte keine Furcht. Ja, er war kühn genug, mit einer kleinen Schaar sich auf den Weg nach Gent zu machen, den Einwohnern die traurigen Folgen ihrer Feigheit zu schildern, und sie auf's Neue zum Abfalle zu spornen. Aber französische Streiter, von Lilienträgern und obrigkeitlichen Personen angeführt, zogen ihm in schrekender Ueberzahl entgegen, das Häuflein aus Brügge musste weichen, und die geliebte Nachbarstadt in den Klauen des Raubthieres lassen. Der Leinweber, der keinen ganz wirkungslosen Zug gethan haben wollte, nahm bei der Rückkehr seinen Weg zur Rechten, der Meeresküste zu, überfiel die kleine Festung Ardenborg, vertrieb die Franzosen, welche sich keines Feindes versahen, machte sich zum Meister der Stadt, und zerriss, König Philipp und seine Statthalter verwünschend, die französische Fahne. Siegesfröhlich eilte er nun nach seiner Vaterstadt zurück. Aber wie erstaunte der heldenherzige Mann, da er die Thore verschlossen fand, und Niemand etwas von ihm wissen mochte! Die Verwandlung in Gent hatte in Brügge nachgewirkt; durch das Gemälde einer schrecklichen Zukunft hatte die Obrig-

keit das Volk einzuschüchtern gewusst, man wollte lieber in einer tyrannisch beherrschten Stadt wohnen, als diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt sehen, und so wurde Pierre le Roy das Opfer der Furcht, zum zweitenmal ein Verbannter, keine andere Zuflucht als Namür vor sich sehend.

In banger Erwartung sah man den Kanzler de la Flotte, von Heeresmacht begleitet, herbeiziehen. Er aber, welcher nur den Schatz seines Herrn durch Steuern und Lieferungen zu bereichern bemüht war, hatte keine Freude an Strafen, an Einkerkierungen oder Blutvergiessen; wäre eine lohnende Abgabe ohne schmerzlichen Verlust denkbar gewesen, er hätte sie erfunden und auferlegt. Bevor er daher die Mauern erreicht hatte, sandte er einen Herold ab, und liess die Weisung ergehen, es möchte sich, damit man nicht nöthig habe, in König Philipps Namen Strafen zu verhängen, Jeder, der sich schuldig fühle, auf den Weg zur Stadt hinaus machen. Das Anerbieten verrieth die Milde des Kanzlers, zugleich aber auch den Umfang der Ahndungsbeschlüsse. Man überzeugte sich, dass keine List der Grausamkeit dahinter steckte, und machte von der liebevollen Erlaubniss Gebrauch. Fünftausend Bürger verliessen die Stadt; de la Flotte selbst sah mit Erstaunen den schwarzen Zug durch die Ebene hinab gegen Ostende schleichen.

Nachdem der Kanzler, in jeder andern Rücksicht sanft und schonungsvoll, das Amt eines Schatzungsvogtes bis zur entsetzlichsten Ausleerung verwaltet hatte, trat Chatillon auf, andre Qualen und andre Schrecken mit sich führend. Zornblickend, gleich dem homerischen Apollo, wenn er auf den Gipfel des Uferfelsens sich

niederlässt, um seine Geschosse auf die Schiffe der Griechen hinab zu schnellen, zog er in seine Wohnung ein, und gab augenblicklich die unfreundlichsten Befehle. Kein Wunder, wenn man einem solchen Angesichte das Ungeheuerste zutraute; wenn die Sage Glauben fand, dass unter dem mitgebrachten Feldgeräthe des Statthalters sich Fässer mit Stricken befänden, und nächstens ein freier Mann in Brügge eine eben so seltene Erscheinung seyn würde, als ein armer Lilienträger. Jedes Herz erbebte, das Ende der Tage schien gekommen. Man legte alles Geschmeide ab, und vermied die Aufmerksamkeit zu erregen; der Eine hielt sich in entlegener Kammer versteckt, der Andre machte einen Spaziergang in's Freie, und kehrte nicht wieder. Die Entflohenen erfüllten alle Städte des Landes mit dem Elend, so zu Brügge lastete; sie flehten um Mitleid, sie versicherten, ganz Flandern würde nächstens ein einziges Brügge sein; ihr zweites Wort war jedesmal ein Aufruf zur Bewaffnung, und was ihr Mund verschwieg, das erklärte ihr bleiches Angesicht, ihre dürftige Erscheinung. So geschah es, dass in allen Städten, welche sich den Franzosen noch nicht geöffnet, bewaffnete Bürger, des Elends sich erbarmend und ihrem eigenen Unglück zuvor eilend, sich zusammen fanden, die Schritte eines patriotischen Unternehmens verabredeten, und aller Orten ihre Zahl zu vermehren suchten.

Das Gerücht der Empörung schlich noch sehr dunkel unter den Lilienträgern des Statthalters umher, als im Schweigen der Nacht sieben tausend bewaffnete Flamländer den Mauern von Brügge sich näherten. Der Mann, der sie führte, galt selbst für tausend Streiter. Diess war aber Niemand anders als Pierre le Roy,

der Leinweber. Ihn hatte man herbeigerufen; ohne ihn kein Vertrauen und kein Sieg, aber auch keine Kriegesehre, die man mit ihm nicht gern theilte. Nach Mitternacht war die Stadt erreicht; sämtliche Thore wurden berannt, drinnen fielen vertraute Bürger über die Wachen her, entrissen den Hauptleuten die Schlüssel und öffneten. In einer halben Stunde wimmelten Strassen und Plätze von blitzenden Schwerdtern und Speeren, die französischen Söldlinge sprangen von den Betten, den Lilienträgern erstarrte das Blut in den Adern. Nun aber galt es nicht mehr bloss die Befreiung der unglückseligen Stadt; kein Quäler soll die nächste Morgensonne erblicken, kein Werkzeug der Tyrannei mit dem Leben entinnen. Der Leinweber giebt Befehl, alle Thore der Stadt und alle Thüren der Häuser zu schliessen; Skilt end Friend! *) ruft man in der Finsterniss jedem Verdächtigen entgegen, und wer dieses Schiboleth mit der Unfertigkeit einer französischen Zunge ausspricht, stürzt vom Schwerdte der Rache getroffen zu Boden. Acht tausend Schlachtopfer müssen auf diese Weise mit ihrem Blute die Erlösung der Stadt besiegeln; Wenige entkamen. Der Statthalter und der Kanzler hüllten sich in ein Priestergewand, blieben bis zum nächsten Abend im Hause eines Edelmanns versteckt, schwammen sodann durch den Stadtgraben, und retteten sich, in Sümpfen und Wäldern mehrere Tage kläglich verweilend, mit genauer Noth nach Courtray.

Die muthige Vaterlandsliebe hatte gesiegt, die erdrückte Freiheit hob das Haupt, ein neuer Geist beseelte die Einwohner des flandrischen Landes. Die Söhne

*) Schild und Freund! (Anales de Flandres p. Eman. Sveyro. Antw. 1624.)

des alten Grafen verliessen ihre mütterliche Stadt, sie warben Kriegeshaufen, und wurden, auf dem Kampfplatz erscheinend, mit frohem Gruss empfangen. Johann von Jülich, ihr Vetter, an Jahren älter und gereifter an Erfahrung, erhielt den Oberbefehl eines zahlreichen Heeres, und vereinigte seine Streitmacht mit den Fähnlein des jungen Veit. In wenigen Monden zeigte die Lage der Dinge eine durchaus verwandelte Gestalt. Das Glück krönte die Waffen der Selbstvertheidigung; Courtray öffnete seine Thore; Oudenarde, eine feste Stadt an der Schelde, ergab sich; Ypern, eine bedeutende Festung im Westen, ward von der Besatzung verlassen. Wohin die bewaffneten Flamländer sich wandten, entgeisterte die Söldlinge Frankreichs ein unerklärliches Entsetzen; bewährte Krieger warfen ihre Streitäxte weg, rüstige Befehlshaber gaben ihre Stellung preis, und suchten sich zu retten. In Lille allein flatterte noch das Banner der Lilien, und in Gent behauptete sich die französische Parthei, von einer Obrigkeit unterstützt, welche nur allzusehr Ursache hatte, die Vergeltungswuth gemisshandelter Bürger zu fürchten.

Indessen hatte der Statthalter sich von Courtray aus nach Paris gewandt, die gefährliche Stimmung der Gemüther in Flandern geschildert, und um nachdrückliche Hülfe gebeten. Es konnte nicht fehlen, dass sich verschiedene Stimmen gegen ihn erhoben, und seiner unbesonnenen Grausamkeit die missliche Wendung zuschrieben. Chatillon zitterte, der allgemeine Widerwille deutete mit Fingern auf ihn hin. Doch Johanna, die Königin, war seine Nichte, ihre Beredsamkeit bemäntelte jede Missethat mit leichtem Siege; der Mann,

dessen Fehltritte einen lebenslänglichen Kerker verdient hätten, trotzte jeder Anklage, belächelte in stolzer Sicherheit jeden Vorwurf. In seiner Strafflosigkeit spiegelt sich das doppelte Gebrechen des Monarchen, der seine Diener selten nach den Bedürfnissen der Umstände wählte, und den Mitgliedern seines Hauses eine zu grosse Gewalt über sich einzuräumen pflegte.

Dagegen war's nun des Königs ernstlicher Vorsatz, den Ruhm seines Namens im abtrünnigen Lande wieder herzustellen, und die Flamländer zu züchtigen. In kurzer Zeit stand ein Heer von sieben tausend Reitern und fast sechsmal so vielem Fussvolk streitfertig da; den Oberbefehl erhielt Robert, der Graf von Artois, damals bereits zu den besten Feldherren seiner Zeit gezählt. Gern hätte sich Philipp selbst an die Spitze seiner Krieger gestellt; aber noch war der Kampf mit Rom nicht geendigt, die Reichsversammlungen forderten seine Gegenwart. Das Heer zog hinaus, und der alte gefangene Graf zu Compiègne hörte die Schwerdter klirren, die in den Eingeweiden seines Volkes wühlen sollten. Robert konnte den Tag der Schlacht nicht erwarten. Er war ein alter Feind der Flamländer, von sprühendem Hass gegen das herrschende Grafengeschlecht eingenommen; auf seinen Rath, erzählte man sich, habe Chatillon so rücksichtslos gewüthet, durch seine Mitwirkung sey er jeder Rüge entgangen. Dem Lande, dem kaum die Morgensonne der Freiheit zu lächeln angefangen, drohte eine entsetzliche Wetterwolke; die Einwohner aber boten ihr mit verzweiflungsvoller Unerschrockenheit das Haupt, lieber auf dem Felde der Schlacht als auf dem Hochgerichte zu sterben bereit. Sie versammelten sich bei Courtray, schlugen ein La-

ger am linken Ufer der Schelde auf, und erwarteten, obgleich es ihnen an Reitern, zum Theil sogar an Waffen gebrach, muthathmend den Feind. Artois flog auf sie zu, und beschloss augenblicklich den Angriff. Man rieth ihm, sie durch Umzinglung zur Uebergabe zu zwingen; er verwarf den Rath, und nannte es eine Schande für die französischen Waffen, auf das Erhungern flamländischer Bauern zu warten. Auch Rudolph de Nesle, der Konnetable, war der Meinung, man sollte ihnen von allen Seiten die Zufuhr abschneiden. — „Wollt Ihr das lumpige Leben der Verräther schonen“, rief Artois, „weil eure Tochter an einen flandrischen Grafen verheirathet ist?“ — „Nun wohl“, war des Konnetable's ruhige Antwort, „ich will Euch so folgen, dass weder Ihr noch ich davon kommen sollen.“ — Jetzt siegte Artois Ungeduld im Kriegesrathe, und der Angriff geschah. Die Franzosen, vom Flammenmuth ihres Anführers begeistert, stürzten in die feindlichen Haufen, und hieben mit unaufhaltsamer Hitze ein. Sie fanden besonnenen Widerstand, mussten weichen, wiederholten den Angriff, und geriethen in Unordnung. In wenigen Stunden gab es keine Schlachtreihe und keinen Plan mehr; vor dem Siegesgeschrei der Feinde vernahm Niemand den Befehl eines Vorgesetzten, die Bande des Gehorsams hatten sich gelöst, in eine schrankenlose Flucht verwandelte sich der siegeslustige Angriff. Auf dieser Flucht geriethen die Besiegten an einen breiten Graben der Verschanzung, welchen wirbelnde Staubwolken ihren Augen verhüllten. Die Vordersten stürzten hinein, und verkündigten durch ihr Geschrei das Unglück; die Nachfolgenden aber, die flamländischen Speere im Rücken fühlend, achteten nicht darauf, drängen mit allen Kräften der Todesangst vorwärts, und

stürzten blindlings ihrem Verderben zu. Fast die Hälfte des Heeres ertrank in jenem Graben, oder wurde darin erschlagen; mit langen Stangen, deren Spitzen mit Eisen bewaffnet, stachen die Sieger nach den Ringenden im Wasser, oder drückten sie zn Boden. Dabei stürzten die fliehenden Reiter eine grosse Zahl des eigenen Fussvolks nieder, und so weit die Ebene an der Schelde sich erstreckte, verkündigten französische Leichen die siegreiche Behauptung der flamländischen Freiheit.

Tiefere Wunden hat den Besiegten selten ein Kampf geschlagen; die edelsten Häupter waren vom Tode hinweggerafft worden. Von den Hufen der Rosse zermalmt lag Rudolph de Nesle, der Konnetable, auf dem blutgetränkten Anger, wenige Schritte von ihm der Kanzler de la Flotte, der unersättlich gierige Blutegel; der böse Dämon des Kampfes, Jacob Châtillon, deckte als Leiche das Land, das seine Grausamkeit gemartert; die Blume der jungen adlichen Krieger war dahin, und Robert von Artois, der fürstliche Feldherr, ward mit dreissig Wunden gezeichnet aus einem Leichenhaufen hervor gezogen. Wie auf einer Brücke, schritten die Flamländer über die entselten Körper zum andern Ufer des Kanals hinüber, versahen sich mit den Waffen der Feinde, setzten den Fliehenden bis zu den Mauern von Lille nach, metzelten eine grosse Anzahl nieder, und zerstreuten, was in der Verwirrung sich zusammen thun wollte. Die Sieger zählten wenig Todte, aber viele Verwundete.

Er war entscheidend, dieser glänzende Sieg von Courtray. Die Citadelle der Stadt ergab sich, nachdem sie, staunenswerth genug, mehrere Tage hindurch von dreien Rittern vertheidigt worden; in Gent stand

das Volk gegen die herrschende Parthei auf, Rathsherren und Lilienträger wurden in's Gefängniss geschleppt, und das Lied der Freiheit gesungen. Bald wusste man im ganzen Lande von keiner französischen Besatzung mehr, die Lilien waren vertilgt; Johann von Namür, der Sohn des alten Grafen, wurde bis zur Wiederkehr des Landesherrn aus dem Gefängnisse zum „Statthalter von Flandern“ ernannt.

Die Trauer und die Bestürzung im französischen Reiche waren unbeschreiblich; Paris verstummte in zagendem Kleinmuth, man glaubte Sparta oder Rom nach den Schlachten von Leuktra oder Cannä zu sehen. Nur Philipp verlor die Fassung nicht; ein doppeltes Aufgebot weckte das Leben wieder um die verwaisten Fahnen, harte Steuern mussten ohne Sträuben abgetragen werden, und der Werth des Geldes ward um ein Drittheil erhöht. Die Völker murrten, ohne Wünsche für ihren König sahen sie das neue Heer hinausziehen. Doch hatte seine Rüftung mehrere Monde gedauert; es schlug ein Lager an der Echappe zwischen Arras und Douay auf, sah sich aber bald durch den Herbstregen genöthigt, seine Thätigkeit einzustellen. Die verstärkte Besatzung der Grenzstädte war die einzige Wirkung dieses Feldzuges. Die Welt erstaunte über die vergebens aufgegebenen Kräfte, sie war an Philipp einer halben Unternehmung nicht gewohnt. Daher das Gerücht, dass seine Schwester Margarethe, bereits Eduards Gemahlin, auf Anrathen ihres Gatten, dem Brnder als ein Geheimniss vertraut habe, es befänden sich in seinem Heere viele verrätherische Ritter; auch seyen ihm die Gestirne — sie war eine Meisterin in der Astrologie — für dieses ganze Jahr durchaus nicht günstig.

Die Flamländer, durch diese Unthätigkeit ihrer Feinde zum Uebermuthe verleitet, überschritten die Grenzen, fielen in die Grafschaft Artois ein, und hausten wie Mordbrenner. Der neue Konnetable aber, Gaucher von Chatillon, empfing sie am Lys, in der Gegend von Aire, mit einem Hinterhalte, und verleidete ihnen das Handwerk durch einen blutigen Tag. So oft sie ihm entgegen traten, wurden sie geschlagen.

Indessen dachte nun Philipp, welcher eine Unterstützung der Flamländer von englischer Seite fürchten musste, ernstlich an einen eigentlichen Frieden mit Eduard. Mehrere Verlängerungen des Waffenstillstandes hatten bereits statt gefunden, Margarethe war mit Eduard vermählt, und zu Canterbury mit grosser Pracht gekrönt worden. Jetzt endlich gab man von beiden Seiten die Bundesgenossen, Philipp die Schotten, Eduard die Flamländer auf; dieser erhielt Guienne zurück, und leistete als „Herzog von Aquitanien und Pair von Frankreich“ durch Heinrich von Lacy zu Amiens den Eid der Vasallentreue. An demselben Tage ward die Vermählung der Isabella, der Tochter des französischen Königs mit Eduard, dem Thronerben des engländischen, gefeiert, und der Friede zu Paris beschworen.

Achtes Kapitel.

Die Nachricht dieses Friedens war den Flamländern nicht erfreulich, aber ohne von der bisherigen Unerschütterlichkeit zu lassen, behielten sie das Schwerdt in der Hand. Selbst ein Angriff auf Tournay, bei welchem sie durch zwei kluggeleitete Ausfälle der Be-

satzung über dreitausend Mann verloren, vermochte in ihrer Stimmung nichts zu ändern. Sie sahen es gefasst mit an, wie ein neues französisches Heer, an dessen Spitze der König selbst erschien, die junge Freiheit wieder in Fesseln zu schlagen, heran rückte. Doch das königliche Heer war weder zahlreich noch wohl bewaffnet; die Erfahrenen sahen einen zweiten erfolglosen Feldzug voraus. Sie täuschten sich nicht. Nachdem Philipp bei Peronne an der Marque, im Südosten von Lille, ein Lager aufgeschlagen hatte, kam es auf Bitten des Amadeus, Grafen von Savoyen, welcher unter französischem Banner den Feldzug mitmachte, zu einem Waffenstillstand auf acht Monate, und so zog die Streitmacht des zürnenden Königs zum zweiten Male thatenlos sur Seine heim.

Philipp der Schöne war nur mit halber Seele in's Feld gerückt; Sorgen anderer Art hatten seine Aufmerksamkeit gefesselt. Er benutzte daher die Kriegeruhe, und eilte nach Languedok, wo er die lautgewordene Unzufriedenheit durch die leutseligsten Gunstbezeugungen beschwichtigte, und über die Allgewalt seiner beredeten Freundlichkeit selbst erstaunte. Auf seiner Rückreise vollzog er die seltsame Vereinigung der Herrschaft Lusignan in Poitou mit den Gütern der Krone. Der Besitzer derselben, Hugo der Braune, welcher bei Courtray geblieben, sollte in seinem letzten Willen dem Könige Dinge von Wichtigkeit vermacht, sein Bruder aber die Urkunde in's Feuer geworfen haben. Dieser wurde daher vor Gericht gefordert; es traten Zeugen auf, dass er im früheren Kriege mit den Engländern sich in sträfliche Verbindungen eingelassen; so ward er denn in's Gefängniß gesetzt, und die Graf-schaft

schaft unter öffentlicher Verhandlung zur Krone geschlagen.

Zur Unterjochung Flanderns aber ersann Philipp einen neuen Kunstgriff. Der gefangene Graf sah die Eisengitter seines Kerkers aufgehen, sah sich an des Tages Licht geführt, und erhielt den Auftrag, zu den Seinen zu wandern, und der Vermittler eines Friedens zu werden, wie der König ihn wünschte. Mit traurigem Antlitz machte sich der Graf, jetzt ein achtzigjähriger Greis, auf den Weg; blutenden Herzens sah er die Fluren wieder, die er einst beherrscht, zu deren Unterjochung er jetzt die Künste der Ueberredung missbrauchen sollte. Aber ihm gebrachen die Worte; er fühlte, wie jede Vorstellung seiner eigenen Ehre und der Ehre seines Landes zuwider lief; auch schwellte die Flanderer nach dem Siege von Courtray ein zu stolzes Bewusstseyn errungener Selbständigkeit, als dass sie von einem „geschlagenen Könige“ sich Friedensbedingungen hätten vorschreiben lassen. Der alte Graf nahm Abschied, auf ewig Abschied von ihnen; wollte er seine beiden Söhne nicht in ihrem Gefängnisse erdrosselt wissen und ihre blutigen Köpfe zugesandt erhalten, so musste er in seine dumpfe Schmerzenswohnung wieder zurückkehren. Er sah sie wieder, seufzte aber nicht lange mehr darin; der nächste Frühling machte seinem kummerreichen Wandel auf Erden ein Ende.

Die Zeit des Waffenstillstandes verrann; zu einem neuen Kampfe stiegen, wie aus der Erde, neue Schaa-
ren hervor. Des Königs Rüstungen geschahen diessmal mit lebhafterem Nachdruck; jede Vorkehrung erklärte die Absicht, einen entscheidenden Feldzug zu beginnen. Ein neuer Bundesgenosse schloss sich ihm an, Graf Jo-

hann von Hennegau, der Beherrscher des Landes zwischen der Schelde und der Sambre. Er hatte vor einiger Zeit die Grafschaft Holland ererbt, und da er sich weigerte, den Flamländern, welche seine neue Grafschaft als ein Lehen von Flandern betrachteten, den Huldigungseid zu leisten, hatten sie Seeland angegriffen, hatten Maastricht an der Maas, eine seiner festesten Städte, durch Ueberfall eingenommen und seinen Bruder in ihre Gewalt erhalten. Während er sein Fähnlein zum Landheere des Königs stossen liess, sollte Flandern auch von der Seeseite angegriffen werden. Es wurden Galeeren von den Genuesern gekauft, und der Oberbefehl des Geschwaders dem Ranier Grimaldi, einem erfahrenen Seehelden, anvertraut. Dieser zeigte sich auch sogleich in den flamländischen Gewässern, und erwarb der französischen Flagge schnellen Ruhm. Die Flamländer hatten, aus Rachsucht gegen den Grafen von Hennegau, ihre Flotte nach Seeland geschickt, und einen Angriff auf die Uferfeste Zierkzee gemacht. Aber die Stadt vertheidigte sich mit seltener Tapferkeit; man schloss sie daher ein, und hatte den Vorsatz, den Hunger für sich kämpfen zu lassen. Grimaldi zerriss mit einem einzigen Streiche diesen Plan. Er segelte den Angreifern nach, fiel im Angesichte der Belagerten über sie her, bohrte ihre Schiffe in den Grund, oder liess sie durch hineingesprungene Soldaten fortnehmen, und erfocht in wenigen Stunden den vollständigen Sieg. Es gab keine flandrische Flotte mehr, und der junge Graf Veit befand sich als Gefangener in den Händen des Siegers.

Doch so schmerzlich auch dieser harte Schlag den bewaffneten Vertheidigern des Landes zu Herzen ging,

entmuthigen konnte er sie nicht. Die Erinnerung an Courtray lebte noch fröhlich in jedem Busen, täglich gleichsam noch neue Sprossen treibend; die Wellen des Lys, die so viele Franzosen empfangen hatten, konnten noch unendlich viele in ihren kalten Schooss aufnehmen. So übergaben sie den Oberbefehl im Kampfe dem jungen Philipp, dem vierten Sohne des alten Grafen, und erschranken nicht, als der König mit seinen beiden Söhnen, den Grafen von Valois und Evreux, in schnellen Tagereisen heran zog. Er nahm seinen Weg nach Tournay, und bemächtigte sich auf diesem Zuge der festen Stadt Orchies. Aber der junge flandrische Graf liess ihn nicht aus den Augen; er bewegte sich unaufhörlich ihm zur Seite hin, und drohte mehrmals, ihm in den Rücken zu fallen. Der König, eine solche Wendung fürchtend, schlug plötzlich eine andere Strasse ein, drehte sich nach Südwesten zurück, und wählte in einem festen Lager bei Mons en Puelle, auf der Strasse von Lille nach Douay, seine Stellung. Hier wurden Schanzen aufgeworfen, wachsame Posten vertheilt und eine Wagenburg von anderthalb französischen Meilen gezogen. Ihm gegenüber bei der Brücke von Bouvines zu beiden Seiten der Marque, welche von Mons en Puelle daharfloss, lagerten sich die Flamländer.

Graf Philipp, der bereits als Feldherr bei'm Könige von Sicilien gedient hatte, und einige italiänische Hilfsvölker mit sich führte, war einsichtsvoll genug, da es ihm an Reiterei gebrach, nur vertheidigungsweise verfahren zu wollen. Aber sein Rath fand zu viele Gegner; die Schlachtlust der Flamländer war nicht zu zähmen, Feldherrn und Bürger glichen den muthigen Rossen, die an der Schwelle der Abfahrt ungeduldig in's

Gebiss knirschen; französisches Blut wollte man fließen sehen, an einem zweiten Courtray das Herz ergetzen. Der junge Graf vermochte die Ungestümen nicht länger zu halten. In dreien Haufen zogen die Flamländer hinaus; doch war alles mit geheimnissvoller Vorsicht bereitet. Es war um die Abenddämmerung, als sie, hinter einer Anhöhe hervorströmend, auf das französische Lager losrannten. Wie von geflügelten Kriegesgenien waren in einem Augenblicke die Wachten zurückgeworfen, die Wagenburg von einander gesprengt, die Verschanzungen durchstoßen, die Gräben mit Erde gefüllt. Ehe die Franzosen noch zur Besinnung gelangen, wimmelt es mitten im Lager schon von Feinden, und zur Erde sinken die Ueberfallenen, bei Bereitung ihres Abendbrodes, oder bei Besteigung des Lagers schaudervoll überrascht. Auch vor dem königlichen Zelte erklimmen die Waffen schon, als unser Fürst, so eben bei der Mahlzeit sitzend, mit dem Anblick des Feindes zugleich sein Unglück erfährt, und mit gezogenem Schwerdte vom Tische aufspringt. Seine Tafelgenossen ergreifen, aller Geistesgegenwart vor Schrecken beraubt, die Flucht; die Flamländer setzen ihnen nach, und übergehen den König, den sie nicht erkennen. Indessen mäht der Tod um ihn her, ein Opfer sinkt auf's andre; er sieht sich eingeschlossen, haut, was auf ihn losstürzt, mit heldensinniger Selbstvertheidigung nieder, und bahnt sich mit rauchendem Schwerdte seinen Weg durch das blutigste Gemetzel hindurch. Noch aber sausen die feindlichen Speere um sein Haupt, da erblickt er den Valois, seinen Bruder, mit einer kleinen Schaar, stellt sich an ihre Spitze, und spricht ihr Muth zu. Mit ungeschwächter Kraft und von keinem Geschosse verwundet, bietet

er mit dem dürftigen Häuflein dem Feinde die Stirn, ruft seine Gebote mit lauter Stimme hinaus, als wenn jenseits ein volles Heer stände, und täuscht die Angreifenden durch wechselnde Bewegungen. Bald schliessen sich von den zerstreuten Schaaren Mehrere an, und ein blutiges Treffen beginnt. „Courtray!“ schreien die siegestrunkenen Flamländer; „Comines!“ antworten ihnen die Franzosen, und die Wage des Kampfes schwankt. Aber von Bewunderung ihres tapferen Königs hingerissen, drängen die Franzosen nach allen Seiten vor, und vereinigen sich mit ihren Brüdern; die Flüchtlinge kehren zurück, der Lichtglanz des Sieges schimmert um die Lilien wieder, die Reiterei vollendet das Schicksal des Tages, zerstreut und geschlagen fliehen die besiegten Sieger zurück. Sechstausend Flamländer, und unter ihnen Wilhelm von Jülich, ihre mächtige Stütze, erlebten die Mitternacht nicht mehr; aber auch die Franzosen beweinten viele gefallene Brüder, und manche adlige Mutter sah ihren Sohn nicht zurück kehren. Graf Anselm von Chevreuse, welcher die Oriflamme trug, ward nicht mehr gefunden.

Es war ein theurer Sieg, mehr vom Ruhme verherrlicht als vom Glücke begleitet. Der erste Kranz der Verherrlichung aber gebührte dem Könige selbst; seine Tapferkeit hatte das Beispiel gegeben, seine gefahrverachtende Entschlossenheit das schwarze Unglücksloos in ein weisses verwandelt; mit staunenswerther Geistesgegenwart, wie sie mehrere Jahrhunderte nach ihm ein grösserer Held bei Hochkirch zeigte, hatte er sein Reich, sein Heer und seine Ehre gerettet (1304).

Der junge Graf Philipp nahm auf seiner Flucht den Weg nach Lille; er fand eine Sorglosigkeit der Besatzung, wie er sie nicht vermuthet hatte, erhielt die

Stadt durch Ueberraschung, und warf sich mit seinen Begleitern hinein. Die Flamländer sahen sich geschlagen, aber den Kampf für ihre Freiheit gaben sie nicht auf. Ihre Erbitterung stieg, dem Tode für das Vaterland weihte sich der Höchste wie der Niedrigste, und als wüchsen sie aus dem Boden der Erde empor, stand nach wenigen Wochen ein neues, wenn gleich ungeordnetes Heer von sechszig tausend Streitern vor dem Angesichte des Königs. Philipp erstaunte; eine solche Unerschöpflichkeit hatte er seinen Feinden nicht zugetraut; der unschreckbare Heldenmuth eines Volkes, das für seine Freiheit kämpft, bewegte ihn zu ernsterem Nachdenken. Vor den Thoren von Lille, wo sie sich gelagert hatten, forderten ihn die Flamländer zur Feldschlacht heraus, und mit jauchzenden Geberden begleitete der Herold seine Worte; die Franzosen schwiegen, und die Grossen des Reiches im Heere, theils ein so heldenmüthiges Volk ehrfurchtsvoll bemitleidend, theils eines Kampfes, der so viele Menschen bereits hinweggerafft, überdrüssig, gaben in lautem Murren ihren Unwillen zu erkennen. So öffnete denn der König den Vorschlägen zum Frieden sein Ohr; er ward zu Lille geschlossen. Die gefangenen Söhne des alten Veit sollten ihren Kerker verlassen, und Robert, der älteste, das Besitzthum seines Vaters in Empfang nehmen, nur Lille, Douay, Orchies und Bethüne in König Philipps Händen bleiben; das flamländische Volk erhielt seine vorigen Gerechtsame wieder, und versprach, nach Auswechslung der Gefangenen, dem Könige in verschiedenen Fristen zwei mal hundert tausend Livres als Kriegeskosten zu zahlen.

Mit siegprangendem Aufzuge in seine Hauptstadt zurück gekehrt, begab sich der König in die Kirche

unserer Frauen, wohnte einem glänzenden Gottesdienste bei, und liess sich in der Nähe des Altares ein Standbild zu Pferde errichten. Der Krieg hatte ausgetobt; nach Ruhe sich sehnend, sah man erwartungsvoll den friedlichen Jahren entgegen, und fragte, welche eine Frucht durch den Tod so vieler Söhne des Landes erkaufte worden sey? Unerschwingliche Steuern, drückende Werbungen, eine Entwürdigung des königlichen Namens durch unredliche Handlungen — und am Ende einige wenige Städte der ganze Gewinn! Man äusserte sein Missbehagen ziemlich offen, und doch schwieg ein ganzer Kreis, in welchem der Unwille seine tadelnde Stimme führte, augenblicklich still, sobald ein einziger Mund den Namen *Mons en Puelle* aussprach. Dem Könige aber verbitterten den Frieden sowohl öffentliche als häusliche Leiden. Eine Hungersnoth suchte die Hauptstadt heim, und wüthete mit dem ganzen Jammergefolge ihrer Schrecken; Philipp liess es an keiner Sorgfalt mangeln, doch das Volk erkannte seine Bemühungen nicht, man schrieb das Elend dem langen unnöthigen Kriege zu. Bald darauf starb Johanna von Navarra, die Königin, eine herrschsüchtige ränkeliebende Frau, welcher jedoch ihr Gatte mit zärtlicher Treue ergeben war, und aufmerksamer, als dem Heil seiner Krone frommte, das Ohr lieb. Das Kollegium von Navarra zu Paris war ihre Stiftung.

Glücklicher, als aus dem flandrischen Kriege, trat Philipp aus dem Kampfe mit der römischen Priestermacht hervor. Ihn haben viele Fürsten Europa's unternommen, wenige mit einer so unwandelbaren Beharrlichkeit fortgesetzt, keiner bis zu solcher Fülle des Erfolges gewonnen. Mit dem Untergange des Papstes,

den sie bekämpften, traten sie, sich begnügend, zurück; Philipp überwältigte das Pabstthum, und gab ihm eine verwandelte Lage, wie sie seinem eigenen Vortheil frommte.

Elf Tage nach dem Hinscheiden des Bonifaz verkündigte das Tedeum die Wahl des Nicolaus Boccasini, eines Dominikaners, Kardinalbischofs von Ostia, der als Benedikt der elfte den Stuhl des Apostels bestieg. Er dachte anders als sein Vorgänger; es graute ihm vor dem Abgrunde, an dessen Rande dieser die Kirche hinterlassen, und so eilte er, die friedliche Stellung gegen Frankreich mit so wenigen Aufopferungen als möglich wieder zurück zu rufen. Er erhielt sogleich drei Gesandte vom französischen Könige, welcher für ihn eben so viel Ehrfurcht als gegen seinen Vorgänger Verachtung an den Tag legte, und ernstlich auf bessere Wege hindeutend, seine unwandelbare Ergebenheit dem apostolischen Stuhle betheuerte, während er sich und die französische Kirche dem päpstlichen Schutze empfahl. Der sanfte besonnene Pabst willfahrte ihm von selbst. Eine Bulle verzieh den französischen Prälaten und Doktoren, so auf des Pabstes Ruf sich in Rom nicht eingefunden, ihren Ungehorsam; eine zweite setzte die Kanzler der französischen Universitäten wieder in ihre Rechte zu Ertheilung akademischer Würden ein; eine dritte hob die geistlichen Strafen gegen Philipp, gegen sein Reich und seine Unterthanen auf, mit dem bemerkenswerthen Zusatze, dass der König nicht erst darum habe bitten müssen; eine andre verhüllte die vatikanischen Blitze zur Schonung aller Derjenigen, die gegen Bonifaz gehandelt hatten. Unerbittlich aber blieb Benedikt gegen „die Kinder der Ungerechtigkeit,” wel-

che an des Pabstes Person und Schätzen sich vergriffen hatten; er liess sie im Kirchenbanne senfzen, und war gesonnen, sie vor seinen Richterstuhl zu laden. Wilhelm von Nogaret wurde namentlich erwähnt, und zu unverzüglicher Erscheinung aufgefordert. — Auch rief Benedikt, auf Verwendung des Königs, die Colonna zurück, und ein feierliches Dekret des römischen Volkes gab ihnen die Güter wieder, deren sich die Häuser Orsini und Gaetano bemächtigt hatten. Die beiden Kardinäle dieses Hauses sahen sich wieder im Besitz ihrer Würde, empfangen jedoch den Befehl, sich des Scharlachmantels zu enthalten. Sciarra Colonna ward von der allgemeinen Versöhnung seiner Familie mit der Kirche ausgeschlossen, und mit Nogaret vor Petri Richterstuhl beschieden. Beide erschienen nicht, wurden mit dem Kirchenbanne belegt, und mit ihren Helfershelfern, der Sprache jener Zeiten gemäss, dem Satan übergeben. Aber schon nach acht Monaten war Benedikt, wahrscheinlich durch Gift aus dem Wege geräumt, nicht mehr, und nun erfolgte eine der denkwürdigsten Pabstwahlen. *)

Zu Perugia an der Tiber, im nördlichen Kirchen-

*) Da er zu Perugia Mittag gehalten, soll ein junger, als Frauenzimmer gekleideter Mensch in's Zimmer gekommen seyn, sich als eine Dienerin des Nonnenklosters in der Stadt angekündigt, und ihm im Namen der Aebtissin eine silberne Schüssel mit frischen Feigen überreicht haben. Es heisst, die Feigen — der Pabst liebte dieses Obst vor allem andren — waren mit Gift getränkt, ungewiss, ob von der Familie des Bonifaz oder von den Florentinern, deren Stadt er mit dem Interdikt belegt hatte, weil anders den Mordereien der Bianchi und Neri nicht abzuholffen war. — Aus armem Stande, wollte Pabst Benedikt seine Mutter, da sie in glänzendem Pompe ihn besuchte, nicht erkennen; am andren Tage aber, da sie in einfacher Kleidung sich ihm zeigte, begegnete er ihr mit ehrfurchtvollster Kindlichkeit. (Leander de viris illustr. ord. Praedic. I, 3.)

staate, wo der Pabst aus dem Leben gegangen, versammelten sich die Väter des Conclave. Aber neun Monate sass man bei einander, und noch stand Petri Kirchenthron leer da. Denn den Colonna und der französischen Parthei wirkte die italiänische, vorzüglich die Anhänger und die Verwandten des Bonifaz, mit aufmerksamem Argwohn entgegen. An der Spitze der letzteren standen der Kardinal Matthäus Rossi, ein Ursini, und Franz Kajetan, ein Neffe des berüchtigten Bullenschleuders, welche durchaus einen Italiäner nach ihrem Sinne wollten; die erstere suchte entweder einem geborenen Franzosen oder wenigstens einem Freunde des Königs Philipp und der Colonna die Tiara aufzusetzen. Endlich trat der Bischof von Ostia, Kardinal Nicolaus von Prato, welcher vom jüngst gestorbenen Pabste zum Kardinal erhoben worden und dem Philipp ergeben war, mit dem Vorschlag auf, die Gegenparthei sollte drei Männer nach ihrem Behagen nennen, worunter jedoch kein Italiäner seyn dürfte; von diesen aber wollte die Seinige in jedem Falle einem die Stimme geben. Jene, sich auf diese Weise des Spieles Meister dünkend, stellten drei Kandidaten auf, die alle als geschworene Gegner Philipps sich gezeigt hatten, und so wählte die französische Parthei den Bernhard de Got, Erzbischof von Bordeaux, welcher, von Bonifaz mit dem Pallium bekleidet, bei dem Feldzuge der Franzosen in Guienne sehr gelitten, und wegen Misshandlung seiner Verwandten seit mehreren Jahren ein erklärter Feind des Königs geworden war. In Berücksichtigung dieses Grolles hatte ihn die italiänische Parthei hoffnungsvoll aufgestellt, und einen zweiten, aber glücklicheren Bonifaz zu erschaffen geglaubt; doch der Bischof von Ostia kannte

die ehrstüchtige Eitelkeit dieses Prälaten, und gab auf der Stelle dem Könige von Frankreich Nachricht.

Da hiess ein königlicher Eilbote den Erzbischof plötzlich nach Saint Jean d'Angely, einem Städtchen an den Grenzen von Poitou, eilen und in der dortigen Abtei ein hohes Haupt erwarten. De Got findet erstaunt den König; auf der Stirn des Monarchen schwebt ein viel-sagendes Geheimniss. Schon durch die erste Frage, ob der Erzbischof sich wohl mit dem Grafen von Valois wieder versöhnen möchte, fühlt der Priester sich geschmeichelt. Nachdem aber beide Messe gehört und einander verschwiegene Treue geschworen hatten, entdeckte der König, er sey gesonnen, ihn auf Petri Stuhl zu setzen. De Got fällt ihm vor Ueberraschung zu Füßen, er bittet wegen des murrenden Ungehorsams, womit er sich gegen einen so liebevollen Fürsten ver-sündigt, um Verzeihung, und versteht sich in seiner Freude ohne Sträuben zu allen Bedingungen. Doch musste er diese noch durch einen Eid bei'm Abendmahl beschwören, und dann erst erfuhr er sie. Nach einer vollständigen Lossprechung und Aufhebung aller kirch-lichen Strafen sollte er die Beschlüsse des Bonifaz ver-nichten, und sein Andenken öffentlich verdammen, sollte die beiden Kardinäle vom Hause Colonna wieder in das Kollegium aufnehmen, und die erledigten Hüte nur solchen ertheilen, die der König ihm empfehlen würde. „Die sechste Bedingung eurer Wahl,” schloss der schlaue Philipp, „sollt Ihr zu bequemerer Zeit und an gelegne-rem Orte erfahren”. — Der Erzbischof empfand sehr wohl, wie das neue Scepter, das er führen sollte, ei-gentlich in Philipps Händen sich befinden würde; ihm jedoch waren die seinigen gebunden, er übergab dem

Könige seinen Bruder und zwei Neffen als Geisseln, und so schieden beide, der König frohlockend, der Erzbischof, sein neues Glück in fassungslosem Taumel zu überdenken suchend, aus einander. *)

Die Bonifazische Rotte zu Rom äusserte über die Wahl eine selbstgefällige Freude; sie sah den König von Frankreich bereits um alle Früchte seiner Anstrengungen gegen die Kirche betrogen. Aber wie erstaunte sie, da der Erzbischof, welcher in der Nähe von Poitiers zu Lusignan die feierliche Wahlgesandtschaft empfangen hatte, sich nach Bordeaux begab, und statt zur Krönung den Ufern der Tiber zuzueilen, nach Lyon reiste, und als Klemens der Fünfte dorthin die Kardinäle beschied. Die italiänische Parthei murrte, doch musste sie sich einstellen; **) in Gegenwart Philipps und des ganzen französischen Hochadels ward der neue Statthalter Christi gekrönt. Der französische König schritt neben dem reitenden Pabste, und führte eine ganze Strecke hindurch das geschmückte Pferd; nach ihm verrietheten Karl von Valois und der Herzog von Burgund diesen Ehrendienst. Indessen wurde die Feierlichkeit durch ein Unglück seltsamer Art getrübt. Eine alte, mit gedrängten Zuschauern besetzte Mauer stürzte während des Festzuges ein; mehrere vornehme Herren, wie der Herzog Johann von Bretagne und ein Bruder des Pabstes, kamen dabei um's Leben, viele Andre, wie

*) Berthier Discours sur le Pontif. de Clem. V. vordem 13. Bande v. Brumoi's Hist. de l'eglise Gallicane.

**) Bis auf zwei, die sich mit ihrem Greisenalter entschuldigten, gehorchten Alle dem Befehle. „Das Vorhaben, den päpstlichen Hof jenseit der Gebirge zu versetzen,“ soll der Kardinal Matthäus Rossi gesagt haben, „ist erreicht; ich kenne die Gaskogner, so geschwind sehen wir keinen Pabst in Italien wieder.“

der Graf von Valois, wurden beschädigt, und Klemens selbst vom Pferde geworfen; die päbstliche Krone fiel zur Erde, ein kostbarer Rubin ging aus ihr verloren, ward jedoch einige Tage darauf von einem Handwerker gefunden und zurück gebracht. *) Natürlich, dass der Aberglaube, in diesem Unfall das traurigste Vorzeichen für Petri Stuhl erblickend, die kläglichste Zukunft predigte. **) Auch sah er nach wenigen Jahren seine Besorgnisse gewissermassen gerechtfertigt. Denn Klemens hielt eine Zeitlang bald zu Lyon, bald zu Poitiers oder Bordeaux seinen Hof, und schlug endlich, entweder weil er den grollenden Römern nichts Gutes zumuthete, oder weil Philipps Vorschriften so geboten, zu Avignon am Einfluss der Durance in die Rhone, welches die päbstliche Krone bereits vor fünfzig Jahren durch Kauf gewonnen hatte, seinen bleibenden Wohnsitz auf. (1309.)

In dieser provenzalischen Stadt sassen die Päbste siebenzig Jahre hindurch; die Anhänger der römischen Kirche pflegten diese Zeit die babylonische Gefangenschaft derselben zu nennen. Die Folgen gaben sich sehr bald zu erkennen. Von den Beamten des französischen Königs umgeben, wurden die Päbste

*) Steph. Baluzii Vitae Papar. Avenionens. Par. 1693. — Dieser Schriftsteller bemüht sich auch vorzüglich, die Vorwürfe, die von den Italiänern bei Verlegung des päbstlichen Sitzes den Franzosen gemacht wurden, auf sie zurück zu wälzen.

**) Ein zweites Unglückszeichen folgte sehr bald dem ersten. Am Tage des heiligen Klemens — am drei und zwanzigsten November — hielt der Pabst ein feierliches Hochamt, und gab alsdann seinen Kardinälen einen köstlichen Schmaus. Bei diesem geriethen seine Diener mit den ihrigen in Streit, und es erfolgte ein blutiges Gefecht. Dagegen hat König Eduard, wie Matthäus von Westmünster berichtet, dem Pabste alle Geräthschaften für Haus und Tafel von edlem Metall zugesandt.

die Sklaven eines weltlichen Herrschers, dessen Wille ihnen ein Gesetz, dessen Gesuch ihnen ein Gebot galt; der Verlust der Selbstständigkeit brachte sie um die Ehrfurcht der Völker, ihre Verordnungen klangen wie zugesandte Vorschriften, ihre Strafwaffen verloren alle Furchtbarkeit; in Italien sank ihr Ansehen noch weit tiefer, Missvergnügen und Empörungen drohten ihrer Herrschaft und zerrten an ihrem Besitzthum. Die Jahrhunderte der römischen Allgewalt waren vorüber, die Christenheit erschrak vor der zürnenden Stimme Petri nicht mehr, und endlich entwickelte sich aus diesem Uebelstande ein grösserer, die Trennung in der Kirche, das mehrfache Pabstthum, welches erst ein Jahrhundert später, auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz, seine Abstellung finden konnte. Zugleich stieg, wo möglich, die Sittenverderbniss am päpstlichen Hofe; aber hierüber sprechen die italiänischen und die französischen Schriftsteller in ganz entgegengesetztem Tone. Jene nennen den Aufenthalt zu Avignon eine Verwüstung des göttlichen Hauses, ein Aergerniss der Christenheit, mittelst dessen französischer Leichtsinn und französische Gottlosigkeit in die heiligen Hallen sich eingeschlichen; diese versichern, dass durch die Bekanntschaft mit den Italiänern die Sitten in Frankreich sich verschlimmert, dass das Land mit der Simonie, mit der Chikane und so manchem andren Uebel vertraut geworden, wofür es bis dahin nicht einmal einen bezeichnenden Ausdruck gekannt hatte.

Es zeigte sich schnell, durch welchen Arm Klements der Fünfte auf den päpstlichen Stuhl gesetzt worden. Er söhnte den König nicht nur völlig mit der Kirche aus, und sprach den drei heftigsten Bullen des

Pabstes Bonifaz alle geistliche Kraft ab, sondern bewies sich auch in jeder Rücksicht seinem königlichen Schutzherrn gefällig, und erlaubte ihm sogar, auf fünf Jahre von allen Geistlichen in seinem Reiche sich den Zehnten entrichten zu lassen. Zugleich wurden zehn neue Kardinäle ernannt, und kein Einziger unter ihnen war in der apenninischen Halbinsel geboren; neun Franzosen und ein Engländer erhielten den Purpur. *) Darauf begab sich der König, welcher so eben die Juden, deren Vermögen ihn reizte, aus seinen Staaten verjagt hatte **), nach Poitiers, und hielt daselbst mehrere Tage hindurch mit seinem Pabste Zusammenkünfte und Unterredungen. Er erschien in Begleitung seiner Söhne und seiner Brüder; verschiedene Ritter von vornehmer Geburt verherrlichten seinen Zug. Auch Robert, der nunmehrige Graf von Flandern, fand sich daselbst ein, und Klemens bestätigte seinen Vertrag mit dem Könige durch priesterlichen Segen. Zugleich geschah des Streites mit Eduard dem zweiten, der bereits die Krone von England trug, Erwähnung. Dieser beklagte sich über Philipp, weil er seiner Tochter, der Isabella, die vertraggemässe Morgengabe noch immer nicht ertheilt hatte; der französische König behauptete, mit dem

*) Auch bekamen die beiden Kardinäle Colonna ihre ungeschwächte Würde zurück, und wurden selbst der päpstlichen Würde fähig erklärt.

**) Es ward vorgegeben, Kaiser Albrecht habe auf die Juden von Frankreich, indem sie zu seiner Kammer gehörig, Ansprüche gemacht, die Rechtsgelehrten hätten diese Forderung für gegründet erkannt, und so sey der König genöthigt worden, sämtliche Juden aus seinem Staate zu entlassen. Dass er ihnen vor dem Abschiede das Ihrige nahm, galt für ein öfter angewandtes Erwerbmittel, das keiner Rechtfertigung bedurfte. Sie durften nach Philipps Tode wieder heimkehren, und erhielten den dritten Theil ihres Vermögens zurück. (J. M. Jost Gesch. der Israeliten. Th. 6.)

Herzogthume Guienne ihr Alles gegeben zu haben, was die Billigkeit verlangen könne. Er, der wenige Jahre früher jedes Dazwischentreten eines Pabstes mit flammender Entrüstung zurück gewiesen, legte die Streitsache in Klemens Hände. Eduard erfuhr, wie die Zeiten sich geändert hatten. Er musste sich begnügen, kam im nächsten Jahre darauf nach Boulogne in der Picardie, hielt seine Vermählungsfeier mit Philipps Tochter, und leistete, ein geschmeichelter Schwiegersohn aber ein betrogener Vasall, den Eid der Huldigung.

Doch der vorzüglichste Beweggrund, welcher den König nach Poitiers gezogen, war die Verdammung des Pabstes Bonifaz. Der Tod, der allgewaltige Schiedesrichter, der plötzlich, alle Verhältnisse zertrümmernd, die Leidenschaften des menschlichen Herzens erstarren zu lassen pflegt, konnte den Hass dieses Königs nicht dämpfen. Noch immer sprühte die Entrüstung aus seinen Augen, wenn man ihm den Namen des Priesters nannte, dessen Hochmut ihm die Edelsteine aus seiner Krone zu reißen getrachtet hatte, dessen verstummte Anmassungen aber schon die Grashalme des Grabes bedeckten. Aus diesem Grabe sollte er hervor gezogen, und seine Gebeine, wie die Gliedmassen eines verruchten Ketzers, unter förmlicher Beschimpfung, zu Asche verbrannt werden. Es war eine beschworene Bedingung, und mit gebietrischem Ernste verlangte der König die Erfüllung. Klemens sah sich in ein beklemmendes Drangsal hinein gerathen. Dem Könige Gehorsam leisten, hiess seine entehrende Sklavenschaft zur offenen Schau hinstellen, bei der Welt sich verachtet machen, und in Italien das letzte Wohlwollen, das noch für ihn sprach, auf's Spiel setzen; in einem Pabste, der ei-

nem

nen so grossen, wenn auch nicht fleckenlosen Namen sich gewonnen, schändete man die apostolische Stuhlwürde, und alle Kardinäle, die ihn gewählt oder zu seinen Beschlüssen ihre Stimme gegeben hatten, mussten die angesprochene Verbannung ihres Meisters theilen. In dieser Noth wandte sich der heilige Vater an den schlaunen Bischof von Ostia, und von diesem unterstützt, gelang es ihm, durch Versprechen und Vorbereitungen den ungestümen König hinzuhalten. Wenn Bonifaz, erklärte er, als ein Ketzer der Verdammniss preisgegeben würde, so habe auch er, von diesem Pabst zum Erzbisthume befördert, das Pallium mit Unrecht getragen; folglich sey seine Wahl zum Papste nicht gültig, und die Bullen, die er zu Philipps Gunsten habe erscheinen lassen, verlören plötzlich ihre Kraft; auch könne ein Pabst nur von einem rechtmässigen Concilium, nach förmlicher Anklage, verurtheilt werden. Auf der nächsten Kirchenversammlung, kam man endlich überein, sollte die Verdammung des lasterhaften Pabstes vollzogen werden; dort würde die Handlung von desto glänzenderer Feierlichkeit begleitet seyn, der König eine vollere Genugthuung erhalten. So drängend ihn auch die Ungeduld beherrschte, ergab sich Philipp dennoch endlich dieser Vorstellung; doch erpresste er von Klemens eine Bulle der Rechtfertigung, in welcher für sein Benehmen gegen den Pabst die passendsten Entschuldigungen aufgestellt wurden; Bonifaz, hiess es darin, sey öffentlich als ein Ketzer anerkannt worden, und so habe der König von Frankreich, nicht weniger Schutzherr der Kirche als der deutsche Kaiser, zu keinen andern Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen können.

Philipp kehrte nach seiner Hauptstadt zurück, und

sandte seinen ältesten Sohn, Ludwig, Grafen von Champagne, nach Navarra, um von dem Königreiche seiner gestorbenen Mutter Besitz zu nehmen. Der junge Fürst ward zu Pampelona gekrönt, stattete den vornehmsten Ständen des Landes seinen Besuch ab, und hiess verschiedene Edelleute in den Kerker wandern, weil sie sträfliche Gesinnungen gegen die französische Krone gezeigt hatten. In Frankreich zurück gekehrt, fand er seinen Vater mit neuen Unternehmungen beschäftigt.

Von den Händen seines Neffen hatte Kaiser Albrecht sein blutiges Ende gefunden. Philipp enthüllte nun dem Pabste die sechste verschwiegene Bedingung seiner Wahl; Valois, des Königs Bruder, sollte das Oberhaupt des deutschen Reiches werden. Klemens erschrak; zum zweiten Male beweinte er seine Ohnmacht. Ein französischer Fürst auf dem deutschen Kaiserthron, und die Selbstständigkeit der Kirche war für immer dahin. Der König aber drohte mit einschüchterndem Unwillen; sechs tausend Reiter standen gewaffnet da, unter Valois Anführung nach Avignon aufzubrechen. So wanderten denn päpstliche Botschafter nach Deutschland, und führten das Wort für Karl von Valois. Aber andere Boten warnten indessen die Churfürsten vor den Folgen einer solchen Wahl, und empfahlen Heinrich, den Grafen von Luxemburg, zum Oberhaupte des Reiches. Die fürchtenden Wahlfürsten vereinigte der zugeflüsterte Wink mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, Heinrich ward der siebente Kaiser dieses Namens, und der listige König sah sich überlistet. Er vergass es dem Pabste nicht, und das Vertrauen zwischen beiden gelangte nie wieder zu der früheren Ungezwungenheit. Ein schwa-

cher Trost war's, der diese Kränkung in seinem Herzen milderte, die Erwerbung der mächtigen Stadt Lyon. Bei einem Streite zwischen dem Erzbischof und den Bürgern daselbst hatte Philipp die Gemeinde in Schutz genommen. Peter von Savoyen, ein neuer Erzbischof, fand die Bürger von kecker Widerspenstigkeit beseelt und den Einfluss des Königs unwiderstehlich; er verlor den Muth, und unterwarf die Stadt der französischen Krone, von welcher sie seit dem Erlöschen des karolingischen Herrschergeschlechtes getrennt gewesen.

Nun aber beharrte Philipp desto ernstlicher auf die Verdammung des Bonifaz, auf Anstalten zu einer Kirchenversammlung. Klemens, von allen ferneren Ausflüchten verlassen, wählte die Stadt Vienne im Delphinate, welche wenigstens nicht unter französische Herrschaft gehörte. Doch der König bestand darauf, dass die Führung dieser Rechtssache, die Anhörung der Kläger und die Vergleichung der schriftlichen Zeugnisse, noch vor der Versammlung zu Ende geführt seyn müsste, und erzwang eine Bulle, die jedem gewichtvollen Kläger in Avignon zu erscheinen erlaubte. Fünf Männer von Bedeutung, unter ihnen Nogaret und dü Plessis, stellten sich auf diesen Ruf, und bestätigten durch Zeugnisse die Ketzerei des gestorbenen Pabstes. Klemens erbangte in trostloser Bestürzung. Umsonst führte der Kardinal Kajetan für seinen Oheim das Wort der Rechtfertigung; umsonst suchte Valois, auf des Pabstes Flehen, den König von jenem unseligen Vorsatze abzubringen; Philipp hatte kein Ohr. Ganz Europa richtete seine Augen auf Avignon, unzählige Schriften traten an's Licht der Welt, von allen Seiten liefen Briefe ein, und die meisten vertheidigten die Ehre des beschimpf-

ten Kirchenhauptes. Philipp erhielt sie zur Durchsicht, er sah die Völker der Christenheit alle gegen die Wünsche seines Grofles gestimmt, und vermied, sich den allgemeinen Hass aufzubürden. Eine neue Unternehmung, die seine Thätigkeit weit dringender in Anspruch nahm, machte ein ungetrübtes Einverständniss mit der Kirche nothwendig; so gebot er endlich den Zeugen, die Anklage fallen zu lassen, und stellte die Sache dem heiligen Vater und den Kardinälen frei, zufrieden damit, dass der Pabst in einer schmeichelhaften Bulle die Unterdrückung seines Hasses zum Friedenswohle der Christenheit als die Musterhandlung eines mächtigen Königs aufstellte *). Zugleich aber erschien eine päpstliche Verordnung, welche alle, die Untersuchung gegen Bonifaz behandelnde Schriften zu vernichten befahl **).

Im eilften Jahre des neuen Jahrhunderts nahm endlich am sechszehnten October die berühmte Kirchenversammlung von Vienne ihren Anfang. Die Menge und die Würde der Mitglieder machten sie zu einer der ausgezeichnetsten; unter drei hundert Bischöfen und Aebten erblickte man die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien. Denn die Schaaren des Abendlandes sollten noch einmal zur Befreiung des heiligen Grabes gegen die Bekenner des Mahomet fechten.

*) Die Urschriften dieses Prozesses gingen daher alle verloren, und aus dieser Ursache zweifeln Viele an der Echtheit des Manuskriptes, welches im J. 1655 zu Paris in der Bibliothek Saint Victor an das Licht hervor gezogen worden.

**) Voll freudiger Dankbarkeit erlöste Klemens bei dieser Gelegenheit den Nogaret endlich vom Kirchenbanne, und gebot ihm bloss, als bewaffneter Streiter nach Palästina zu ziehen, bis der heilige Stuhl ihn zurück rufen würde. Nogaret starb jedoch noch vor Erfüllung der Busse, nachdem ihn sein König der glänzendsten Ehre gewürdigt, und zum Kanzler des Reiches ernannt hatte.

In voller Pracht erschien der französische König, und nahm zur Rechten des Pabstes, auf einem etwas niedrigeren Sessel, seinen Sitz. Mit eigenen Ohren überzeugte er sich hier, wie Alles zu Gunsten seines todten Feindes dachte; wie man das Decret, welches den Bonifaz für einen reingesinnten Christen erklärte, mit einmüthigem Beifall aufnahm; mit welchem Eifer drei ernannte Doktoren diese Erklärung rechtfertigten, und endlich zwei katalonische Ritter in vollständiger Rüstung auftraten, einen Jeden, der verwegen genug wäre, das Gegentheil zu behaupten, zum blutigen Zweikampfe herausfordernd. Philipp begnügte sich, seinen Namen von jenem Tadel gereinigt, seine Schritte gegen die Kirche entschuldigt, und sämtliche Bullen, welche den Rechten der französischen Könige Eintrag thun konnten, widerrufen zu wissen *). Er würde aber, bei seinem Starrsinn, einer solchen Wendung der Sache unfehlbar zuvor geeilt seyn, und den Lieblingswunsch seiner Rachsucht so nachgiebig nicht aufgeopfert haben, wenn nicht ein Vorsatz von bedeutenderem Umfange, wie bereits angemerkt worden, ihm der Berücksichtigung werther erschienen hätte. Dieser Vorsatz bestand in der Aufhebung des Tempelherrnordens.

Neuntes Kapitel.

Der Orden der Tempelherren verdankte seine Entstehung den Kämpfen des Abendlandes mit den

*) Doch befahl er, das sechste Buch der Decretalen, welches nach Anweisung des Bonifaz zusammen gestellt worden, aus dem Codex des geistlichen Rechtes in Frankreich zu streichen; in keinen Angelegenheiten sollte davon Gebrauch gemacht werden können.

Saracenen. Unzählige Krieger und fromme Pilger strömten zur asiatischen Küste hin, eine fremde Flur betretend, wo den Ermatteten keine Brudersorgfalt erquickte, für die Schmerzen des Verwundeten keine lindernde Hand sorgte, kein treuer Rath den Verirrten zurecht wies. Gar Mancher, dessen Geist nach glänzenden Thaten zur Ehre des Glaubens strebte, erlag dem Ungemach einer beschwerlichen Reise, starb aus Mangel an ärztlicher Hülfe, oder gerieth in die Gewalt der Ungläubigen, und sah die Heimath nicht wieder, deren Segen er im Bewusstseyn frommer Verdienste zu genießen hoffte. Die wenigen gottesfürchtigen Mönche, die im Morgenlande sich anhielten, waren weder an Zahl so bedeutend, noch konnten sie eine so nachdrückliche Schutzesmacht aufstellen, um sich der unglücklichen Glaubensbrüder mit Erfolg anzunehmen; der gewöhnliche Krieger hingegen besass weder weiches Mitgefühl noch ruhige Sorglosigkeit genug, um sich der stillen, gar vielfache Geduld erfordernden Schirmpflicht anzunehmen. Auf diese Weise erzeugte das allgemein gefühlte Bedürfniss jene Gesellschaften, in denen der aufkeimende Rittergeist mit dem glühenden Glaubenseifer sich verband, zur hochherzigen Tapferkeit die fromme Schwärmerei trat; der Verfechter der Religion wurde der Pfleger der Leidenden, die Hand, welche das Schwerdt führte, faltete zugleich die Wundenbinde, in einer Person weihte der Krieger und der Mönch sich dem Besten der Christenheit. Die entstandenen Gesellschaften lebten bald nach beschworenem Gelübde, erhielten Regeln und Vorschriften, erkannten einen Meister als ihr Oberhaupt, und wurden von den Päbsten bestätigt. So die Hospitalsritter, welche, vom

Pabste Paschalis dem Zweiten anerkannt, unter ihrem Ordensmeister Raimund de Puy im Anfange des zwölften Jahrhunderts eine geregelte Verfassung erhielten, und auf einem schwarzen Mantel ein achteckiges weisses Kreuz trugen; so der Orden der Tempelherren, eine Nachahmung der ersteren.

Im Jahre tausend ein hundert und achtzehn traten neun französische Ritter, unter ihnen vorzüglich Hugo von Pajens und Godefroi von Saint Aldemar, in einen heiligen Bund zusammen; sie machten neben dem Kampfe gegen die Ungläubigen und der Beschirmung der Pilger die Wartung der Fremden und Kranken unter gemeinschaftlichem Gottesdienste sich zur Pflicht. Von ihrem hohen Berufe mit warmem Eifer erfüllt, legten sie das feierliche Gelübde desselben in die Hände des Patriarchen von Jerusalem nieder, verpflichteten sich zur Ehelosigkeit, zu Armuth und Gehorsam, und erfüllten, nach der Weise regulirter Domherren lebend, anfangs in weltlicher Kleidung ihren Beruf. Der König des neueroberten Palästina, Balduin der Zweite, wies ihnen ein Gebäude in der Nähe des alten Tempels an, und desshalb erhielten sie den Namen der Tempelherren — Tempelbrüder oder Templer —. An Mitgliedern wachsend, bildete der Verein die Gesetze seiner Bestimmung immer deutlicher aus; zehen Jahre nach seiner ersten Entstehung ward er auf der Kirchenversammlung zu Troyes vom Papste Honorius dem Zweiten öffentlich als ein geistlich-kriegerischer Orden anerkannt. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, verwandte sich eifrig für die neue Gesellschaft. Pabst Eugen der Dritte genehmigte ihre Statuten, und schrieb den Mitgliedern ein achteckiges rothes Kreuz

auf einem weissen Kleide vor *). In solcher Tracht erschienen die eigentlichen Ritter, welche von ebenbürtigem Adel seyn mussten, die vorzüglichsten Würden im Orden bekleideten, und die eigentlichen Besitzer seiner Güter waren; die dienenden Brüder trugen eine graue, die geistlichen eine weisse kreuzlose Kleidung. Das christliche Morgenland segnete eine Gesellschaft, deren wohlthätige Sorgfalt so viele Hülfbedürftige empfanden; sie stand in allgemeiner Achtung, und als Palästina wiederum in den Besitz der Saracenen gerathen, nahm man auf Empfehlung des Pabstes Bonifaz des achten, mit gastlicher Bereitwilligkeit die frommen Ritter in Cypern auf (1291), wo sie zur See vorzüglich den Kampf gegen die Ungläubigen fortsetzten, und zu der Zeit, von welcher wir sprechen, den fünf und zwanzigsten Ordensmeister, den Jacob von Molay, an ihrer Spitze hatten.

In den ersten Zeiten lebte der Orden von Almosen und gottseligen Spenden. Frommsinnige Pilger, welche im Morgenlande ihren Tod fanden, ernannten ihn zu ihrem Erben, und mancher kinderlose Mann in Europa hinterliess ihm seine Besitzthümer. So gelangten die Tempelherren allmählig zu bedeutenden Gütern, und besaßen vorzüglich in Frankreich eine ungeheure Masse an liegenden Gründen; am Ende zählten sie daselbst in zwölf Ordensprovinzen neun tausend Comthureien, und bezogen jährlich zwei Millionen Thaler an Einkünften. Sie bildeten einen Staat im Staate; denn durch päbstlichen Ausspruch war der Orden von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig, und erkannte

*) Karl Gottlob Anton Vers. einer Gesch. des Tempelherrnord. 2. Aufl. Leipz. 1781. 8.

den heiligen Vater allein als seinen Schutzherrn, dem er den Zehnten abtrug. Der Grossmeister, das Oberhaupt des ganzen Ordens, hatte fürstlichen Rang, und achtete sich den Volksgebietern in Europa an Würde gleich. Aber dieser Staat im Staate verschlang einen grossen Theil der französischen Nationalkraft und leistete, im Genuss ansehnlicher Vorrechte, zum bürgerlichen Wohle des Landes keinen Beitrag.

Mit dem Reichthum war indessen auch zugleich die frühere Einfachheit verschwunden; die Tapferkeit erstickte im Wohlleben, an die Stelle der wirksamen Thätigkeit war ein üppiger Müssiggang getreten; unter Männern, deren Leidenschaften in der Liebe einer Gattin keinen Zügel fanden, erzeugten sich bald verderbliche Missbräuche, und da ihrer Geschäftslosigkeit kein Ersatz im Umgang mit den Wissenschaften entgegen kam, entwickelte sich in ihrer Mitte ein sittenloser Wandel, von welchem die Zeitgenossen endlich mit Abscheu sprachen *).

Schon früher hatte sich bei einem Aufruhre zu Paris, welcher wegen der schwerlastenden Abgaben und der öfteren Veränderung der Münzen empor brach, das Gerücht verbreitet, die Tempelherren, deren eine grosse Anzahl in Frankreich lebte, wären die Urheber des Missvergnügens, die Beförderer der unruhigen Auftritte gewesen. Indessen haftete in dieser Hinsicht keine Schuld an ihnen. Man wollte durch das erkünstelte Gerücht das Volk glauben machen, dass die Unzufriedenheit mit der Regierung nicht in den ungerechten

*) Daher hatte schon Gregor der zehnte auf der Kirchenversammlung von Lyon den Vorsatz, den Orden der Tempelherren mit den Hospitalrittern in einen einzigen zu verwandeln.

Schritten der Krone, sondern im Uebermuthe eines reichen Ordens ihre Ursache habe. Die Ritter, bei ihrem Eintritt in den Orden von der ganzen übrigen Welt scheidend, gehörten ihm mit Leib und Leben, mit Kräften und Wünschen an; daher seine Stärke, sein trotzendes Selbstgefühl. Indem Mancher, welchem weltlicher Glanz und Wohlleben wärmer als das Reich Christi am Herzen lag, im französischen Staate politischen Einfluss sich zu erwerben suchte, indem die Gesellschaft sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgab, und in schweigsamer Verächtlichkeit auf die übrigen Christen herabsah, zog sie sich den allgemeinen Hass zu, weckte sie den Argwohn. Sie gerieth in den Verdacht des Unglaubens, und bald hiess es, ihre Ehrsucht, im Schoosse der Ueppigkeit erzeugt, gehe mit gefährlichen Entwürfen gegen die Könige Europa's um; sie trachte die bestehende Ordnung zu unterwühlen, und wolle die Staaten in ein Gemeinreich verwandeln, an dessen Spitze ein aristokratischer Adel stände. Daher suchte man, durch jene Beschuldigung die priesterlichen Ritter selbst bei den Bürgern verhasst zu machen, und die späteren Unternehmungen gegen sie vorzubereiten; denn nicht verkennen lässt es sich, dass König Philipp und seine Räte den gütergesegneten Orden schon damals mit eifersüchtigen Augen betrachteten, und einen kühnen Plan gegen ihn im Schilde führten. Das Ereigniss aber, mittelst dessen dieser längst gehegte Plan plötzlich an's Licht der Welt trat, und seine Erfüllung erhalten sollte, wird von den Geschichtschreibern verschieden angegeben.

Zwei Mitglieder des Ordens, erzählt der florentinische Geschichtschreiber Giovanni Villani, der eine

aus Languedok, der andere ein Stadtgenosse des Berichters, jener der Ketzerei angeklagt, dieser um anderer Schuld willen vor Gericht geladen, wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, und geriethen auf den Gedanken, durch Eröffnungen, welche sie über furchtbare Geheimnisse des Ordens versprachen, eine Befreiung von ihrem traurigen Schicksale zu erzielen. Ihre Bitte fand Erhörung, ihre Geständnisse erfüllten die Anwesenden mit schauerndem Staunen. Dagegen heisst es in einer Lebensbeschreibung Klemens des Fünften *), ein Bürger von Beziers habe sich im königlichen Schlosse zu Toulouse mit einem abtrünnigen Tempelherrn als gefangener Verbrecher befunden; die Stunde ihrer Hinrichtung erwartend, hätten beide, wie es in Todesgefahren die Sitte der Leute, einander ihre Sünden gebeichtet und Trost zugesprochen; der Bürger aber sey über das, was er vernommen, in Staunen gerathen, habe eine Gerichtsperson zu sprechen verlangt, und derselben versichert, er sey im Besitze wichtiger Geheimnisse, die er jedoch ausser dem Könige Philipp keinem Sterblichen auf Erden vertrauen könne; er sey darauf in der That nach Paris gebracht worden, und habe mit dem Könige eine lange Unterredung gehabt.

Unverzüglich begab sich der König nach Poitiers zum heiligen Vater, und theilte ihm seine Erfahrungen mit. Klemens erschrak; er ahnte Philipps Absichten, und zitterte, auf's Neue das Werkzeug eines verwerflichen Beginns werden zu müssen. Er widerstand daher der Zudringlichkeit seines Schutzherrn, und be-
thenerte, von einem geistlichen Rittervereine so ungeheure

*) Amalrich Auger. v. Berry Vit. Clement. V. in L. A. Muratori Script. rer. ital. tom. III. part. 2.

Frevel nicht glauben zu können. Philipp aber liess ihn wieder, wie einst, sein zornblitzendes Auge sehen; der unselbständige Priester neigte sich, und beschloss durch seine Kardinäle eine sorgfältige Untersuchung der Sache *). Bei diesem Prüfungsgeschäfte aber war der Einfluss des Königs unverkennbar, die Räthe seines Hofes schienen ihre gebietende Hand mit im Spiele zu haben. Die Geheimnisse, zu deren Enthüllung man gekommen seyn wollte, sprachen jeder Glaubwürdigkeit Hohn; es klangen die Anklagen weit abentheuerlicher noch, weit phantastischer als Alles, was man gegen Saisset und Bonifaz ersonnen hatte. Während die unnatürlichsten Laster fast alle Mitglieder des Ordens angesteckt hätten, sollte eine vollkommene Verleugnung des Heilands ihr vorzüglichster Grundsatz seyn; starb ein Tempelherr, ergab sich aus den Untersuchungen, so verbrannten die Uebrigen den Leichnam, und mischten die Asche in ihr Getränk, um in der gegenseitigen Treue stark und in Gefahren beherzt zu werden; es wurde in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, ein scheusslicher Riesenkopf, der Bafometus, angebetet, und bei gewissen Festen mit dem Fette gesalbt, welches man aus dem gebratenen Kinde eines Tempelherrn erlangte **); die Neulinge waren gezwungen, dem

*) Ein gefangener Tempelherr von Rang soll heimlich von Philipp selbst verhört worden seyn, und die wichtigsten Punkte der Beschuldigung eingestanden haben. Der König sandte ihn augenblicklich an den Pabst; dieser verhörte ihn mit fünf Kardinälen, und vernahm dasselbe Geständniss. — Auch erzählt man, dass ein Tempelherr, der sich am Hofe des Pabstes aufhielt, in der Ueberzeugung, die Ausschweifungen des Ordeus würden nun nicht länger verschwiegen bleiben, dem heiligen Vater sie freimüthig bekannt und vollkommene Lossprechung erlangt habe.

**) Nach Einigen, z. B. Silvestre de Sacy, sollte Bafomet den Mahomed bedeuten.

Grossmeister oder dem Ritter, welcher in den Orden sie aufnahm, eine abgöttische Verehrung zu bezeugen, und diese Vorschrift unter den unzünftigsten Gebräuchen zu vollziehen; die Ritter, denen der Gottesdienst aufgetragen, liessen bei der heiligen Messe die Worte der Konsekration aus, die Verleugnung des Christenthums aber sey durch einen Grossmeister eingeführt worden, der von einem Sultan gefangen, für den Schwur der Abtrünnigkeit seine Freiheit zurück erhalten habe *). Vernunftgemässer lauteten die Vorwürfe, dass die Ritter ihre ursprüngliche Bestimmung ganz und gar vergessen hätten, dass sie durch unrechtliche Kunstgriffe ihre Besitzungen zu erweitern trachteten, dass sie zu Ptolomais die Gelder des Königs Ludwig unterschlagen, und den Staaten, darin sie sich aufhielten, zur verzehrenden Last, zum unleugbaren Verderben gereichten.

Nun bot die geistliche Macht der weltlichen ihre Hand, und der Untergang des Ordens wurde beschlossen. Unter dem Vorwande, über einen neuen nachdrücklicheren Kreuzzug und die Vereinigung der bestehenden Ritterorden mit einander Rath zu pflegen,

*) Es sind Einige der Meinung, dass man eine goldene Reliquienkapsel, welche die Tempelherren nach Art rechtgläubiger Katholiken küssten, für den Götzenkopf Bafometus verschrieen habe; dass die Verleugnung des Gekreuzigten und die Verhöhnung seines Bildes als ein Beweis des Gehorsams, des aufgegebenen Eigenwillens von den Neulingen gefordert worden; dass die Tempelherren aber bei dem allmählichen Sinken des christlichen Reiches in Asien allerdings manchen sträflichen Schritt gethan, und besonders durch Verträge mit den saracenischen Fürsten ihre Besitzthümer sich zu sichern suchten. — In einem Zeitalter, wo man das Verderben eines Pabstes durch den Vorwurf der Ketzerei zu vollenden strebte, ist es kein Wunder, wenn solch eine Anklage, bei einzelnen Rittern vielleicht begründet, sich gegen den ganzen Orden mit Nachdruck gebrauchen liess.

berief Klemens den Grossmeister der Tempelherren, Jacob von Molay, zu sich, und sandte, nachdem dieser die Insel Cyprus verlassen hatte, dem Beherrscher derselben den Befehl, die dortigen Ritter sämmtlich zu überfallen, und sie in Fesseln geschlagen ihm zuzuschicken. Aber nur funfzehn der Vornehmsten erlagen der List; die übrigen entkamen, und erharreten in Verborgenheit das Schicksal des Ordens. Indessen hatte auch Philipp, der Erreger des Sturmes, seine Maassregeln ergriffen. Es ergingen an die Statthalter und Beamten im ganzen Reiche versiegelte Befehle, welche sie bei Lebensstrafe erst an einem bestimmten Tage eröffnen durften; einstweilen sollten sie bewaffnete Mannschaft zu Gebot halten, und sich zur Ausführung eines wichtigen Beginnens bereiten. Das Blatt selbst enthielt die Vorschriften des Ueberfalles, das Verfahren mit den Eingezogenen, die Orte, wohin sie zu senden. Wo ein Tempelherr in Frankreich sich befand, hing ihm das Schwerdt der Vertilgung an dünnem Faden über dem Haupte; fürchtende Verschwiegenheit verdeckte die Mine, die List eines habsüchtigen Königs sah ihre Wünsche erfüllt.

Am dreizehnten October des Jahres tausend drei hundert und sieben wurden alle Tempelherren Frankreichs in ihren Häusern überfallen, und in Bande geschlagen, von bewaffneten Söldlingen zum Kerker geschleppt. Den Grossmeister selbst, welcher sich bereits zu Paris im tempelherrlichen Pallaste befand, traf das nämliche Loos; die Hauptstadt allein sah hundert und vier Ritter in Ketten. Der König betrat gleich darauf in eigener Person den Pallast des Tempels, das Haus, in welchem der unglücklichste seiner Enkel, Ludwig

der Sechszehnte, so viele thränenreiche Tage verseufzt hat; hier bemächtigte er sich der Papiere des Ordens, liess den königlichen Schatz und die Schriftensammlung des Reiches in das verlassene Gebäude nieder legen, und schlug auf einige Zeit seinen Wohnsitz darin auf. Wenige Tage nachher wurde in Paris unter Trompetenschall die künftige Auflösung des Ordens kund gethan, und die Gründe dem Volke mitgetheilt.

Jetzt sollte das gerichtliche Verfahren öffentlich seinen Anfang nehmen. Indessen war der Pabst, keinesweges mit den raschen Schritten des Königs zufrieden, herzhast genug, ihm durch zwei Kardinäle jeden Eingriff in seine geistlichen Gerechtsame untersagen zu lassen. Ueber eine solche Sprache, je weniger er daran gewöhnt, um desto heftiger empört, stand der König schon im Begriff, dem Nachfolger Petri zu zeigen, von wem er seine Würde erhalten, als er plötzlich auf einem anderen Wege sein Ziel zu gewinnen beschloss. Er that über das Verfahren gegen die Ritter bei den Doctoren der pariser Universität Anfrage, und stutzte beleidigt, da sie, diessmal für die Wünsche des durchdringenden Monarchen kein Auge habend, den Bescheid ertheilten, es entgehe ihm als weltlichem Richter die Befugniss, einen geistlichen Orden der Verdammniss zu übergeben; auch heische die rechtliche Gewissenhaftigkeit, die Güter desselben zu dem nämlichen Zwecke, für welchen sie bestimmt gewesen, anzuwenden. Dieser Wink frommte dem Pabste. Philipp liess zwei und und siebzig Ritter nach Poitiers bringen, damit sie von Klemens über ihre Verbrechen befragt würden. Es geschah, und der heilige Vater, so lautete der Bericht, konnte von seiner Bestürzung über ihre Geständnisse kaum sich

erholen. Doch wurden diese Aussagen, nachdem man sie niedergeschrieben hatte, zum zweiten Male von den Rittern bekannt, und in Gegenwart vieler hohen Männer bestätigt; die Mittheilung von geheimen und öffentlichen Statuten des Ordens hob manchen Zweifel, und beschwichtigte die Ungläubigen. Von der Verderbniss des Vereines überzeugt, ertheilte Klemens dem Könige endlich volle Freiheit zu handeln, seiner eigenen Verurtheilung nur den Grossmeister und einige andere Ritter von höchster Bedeutung vorbehaltend. Desto behutsamer gedachte der Pabst mit den Gütern des Ordens zu verfahren; strenge Bullen erschienen zu ihrer Sicherheit, verlässige Männer wurden zu ihren Verwaltern ernannt. Aber auch hier lenkte Philipps Unwille die Bahn der Begebenheiten; eine andere Bulle schützte ihn in den Gerechtsamen seiner Krone, und was bei verfallenem Gute eines Verbrechers innerhalb derselben lag, war nicht eben klar bestimmt.

Der König beauftragte, das Schlussverhör durchzuführen, mehrere Ritter von tadellosem Namen; zum rathenden Haupte ward ihnen der Dominikaner Wilhelm von Paris, der Beichtvater des Monarchen, gesellt. Unter hundert und vierzig Rittern sollten nur drei die vielfach besprochenen Verbrechen geleugnet haben. Da nun auch die Aussagen in den Provinzen ziemlich gleichlautend einliefen, versammelte Philipp zu Tours die Stände seiner Staaten, führte in eigener Person den Vorsitz daselbst, liess durch seinen Kanzler die Anklagen und die Zeugnisse verlesen, und gab seine Zustimmung, als man zur Strafe für solche Frevel den Flammentod festsetzte. Der Pabst indessen liess seinen Aufruf in alle Länder Europa's ergehen; er verlangte die Gefan-

Gefangennehmung aller Ritter in England und Schottland, in Deutschland und Italien; die Könige von Spanien und Ungarn wurden befehligt, dem erstgeborenen Sohne der Kirche in ihren Ländern nachzuahmen, und die Pest der Verderbniss auszurotten. Es ward ihm ziemlich überall Gehorsam geleistet, und der Orden hier schuldig, dort fleckenlos gefunden; König Eduard der Zweite aber nahm sich seiner an, und suchte manchen andern Fürsten eben so zu stimmen.

Während aber in verschiedenen Ländern ein verschiedenes Urtheil über ihre Schuldigkeit gefällt ward *), wanderten die Ritter in der Hauptstadt Frankreichs bereits zum Scheiterhaufen. Vor dem Thore Saint Antoine loderten die Flammen, eine unzählige Menge Volkes war herbei geströmt, die Priester bereiteten die Schlachtopfer zum Tode, die Henker standen ihres Amtes gewärtig. Da widerriefen die Unglücklichen alle ihre Geständnisse; die Folter habe sie ihnen erpresst, der Schmerz sie zu Verleumdern ihres Ordens gemacht. Das Volk schauderte, der allgemeine Unwille schmähete die Richter, in lauten Vorwürfen ergoss man sich gegen König und Staatsrath. Die Richter, in ängstlicher Verlegenheit schwebend, hiessen die Scheiterhaufen dämpfen, und betrachteten die widerrufenden Ritter als dop-

*) In Magdeburg z. B. wurden sie sämmtlich in's Gefängniss geschleppt. Die Tempelherren hatten in Deutschland überhaupt viele Feinde, weil man wusste, dass sie aus neidischer Eifersucht gegen Kaiser Friedrich den Zweiten, nachdem der Sultan von Aegypten ihm das Reich Jerusalem abgetreten, diesem heimlich den Tag verrathen hatten, an welchem der Kaiser mit schwacher Begleitung eine Wallfahrt zum Taufplatze Jesu an den Jordan thun würde; der Sultan aber schickte das verrätherische Schreiben dem Kaiser selbst zu. — Dagegen wurden sie auf den Synoden von Mainz und Salamanka für verbrechenfrei befunden.

pelt sträfliche Zurückgefallene. Darauf fand eine Kirchenversammlung zu Paris statt, in welcher man übereinkam, den Besseren nach Auferlegung bestimmter Busse ihre Freiheit zurück zu geben, die willfährigen Verbrecher, so ihre Laster bekennen würden, zu ewigem Kerker zu verurtheilen, die Andren hingegen, die hartnäckig auf ihren Widerruf beständen, mit dem Tode zu bestrafen. Neun und funfzig aber verharrten bei ihrem Widerrufe; mit heldengrosser Seelenruhe bestiegen sie den Scheiterhaufen, kein Einziger suchte durch ein Geständniss der Verbrechen die angebotene Strafflosigkeit zu benutzen; in den Flammen priesen sie mit lauten Stimmen den Namen Gottes, durchrieselten die Gemüther der versammelten Zuschauer mit heiliger Ehrfurcht, rührten sie zu Thränen, erfüllten sie mit seltsamen Gefühlen. Wie in der Hauptstadt, loderten die Flammen in den Provinzen; überall dieselbe bewundernswürdige Unerschütterlichkeit, überall dieselbe lebhaft Theilnahme des Volkes. Und um dieser Theilnahme, die sich bereits in bedenklichen Bewegungen aussprach, einen Brocken der Zufriedenstellung hinzuwerfen, wurden einigen Rittern das Leben und die Freiheit geschenkt, und die Begnadigten zur öffentlichen Schau aufgestellt.

Die Zweige des Ordens waren zum grössten Theile ausgerottet; es kam nun darauf an, die mörderische Axt auch an den Stamm zu legen. Der heilige Vater sandte acht ausgezeichnete Prälaten nach Paris; sie sollten den ganzen Orden in Frankreich auf einen bestimmten Tag zur Erscheinung im bischöflichen Saale einladen, und daselbst ihren Richterstuhl aufschlagen. Während dessen begab sich der Bischof von Paris nach Chinon an der Vienne, woselbst der Grossmeister des Ordens in fin-

stern Mauern schmachtete; er trat zu ihm hinein, stärkte ihn mit theilnehmenden Trostesworten, und forderte ihn auf, gleichfalls vor seinen geistlichen Richtern zu erscheinen. Der Gefangene fand eine solche Zumuthung anfangs unter seiner Würde; sobald er aber von den Bekenntnissen der Ritter erfahren, bat er selbst um eiligen Aufbruch, und erschien in Ketten vor den Prälaten. Jacob von Molay führte einen Namen, welchen die Verleumdung vergebens zu schwärzen suchte; ohne Bildung und Wissenschaft, einfach und offen in seinen Sitten, sah er seine Tapferkeit gepriesen, seinen redlichen Wandel von der Welt wie von seinem Orden anerkannt. Besorgnisslos und gefasst stand er auf der fürchterlichen Stelle, wo sein Schicksal sich entscheiden, sein Orden gerechtfertigt oder schimpflich aufgehoben werden sollte.

Da man ihn fragte, ob er die Vertheidigung seines Ordens übernehmen wolle, erwiederte er, der Grossmeister müsste ein Schurke sein, welcher die Unbescholtenheit der Seinigen nicht bis zum letzten Athemzuge verträte; er aber sey ein Gefangener des Königs und des Pabstes; wie könnten seine Beweisreden Kraft haben, wo die weltlichen und die geistlichen Donner zusammen hallend seine matte Stimme überbrausen; wundern aber müsse er sich über die Eile, mit welcher man verfare, über die unbegreiflich rasche Strenge, die einem sterbenden Orden nicht einmal die letzten Züge gestatte. — Darauf überreichte man ihm eine Schrift, welche die Geständnisse der Ritter und die Bekräftigungen der Zeugen enthielt. Da er jedoch versicherte, dass er weder zu lesen noch zu schreiben verstände, wurden die einzelnen Punkte der Reihe nach ihm vorgetragen. Molay

hörte verwundert den Inhalt der Schrift, mit jeder Zeile wuchs sein Staunen, sein empörter Unwille. Der ruhigen Besonnenheit nicht mehr Meister, nannte er das gerichtliche Verfahren ein Blendwerk der Hölle; er schrie über teuflischen Betrug, konnte die Mittel nicht begreifen, durch welche man seine Ritter zu so unnatürlichen Erdichtungen gebracht habe, und fragte, wie ein Herrscher auf einem christlichen Throne, wie ein Stellvertreter des Apostels zum Verderben eines gottseligen Ordens solche Lügen hätte erpressen können? Die geistlichen Richter sahen sich durch die laute Sprache des einfachen furchtlosen Mannes im Vorfolg ihres Amtes gehemmt; vergebens ermahnten sie ihn, seine Ausdrücke zu mildern, vergebens wünschten sie, seine Betheuerungen als Ausbrüche des Wahnsinns darstellen zu können; ein priesterlicher Krieger stand vor ihnen, der seine Wahrheit mit unschreckbarem Muthe vertheidigend, das Bewusstsein seines Werthes im Gefühle der Unschuld zwiefach zu erkennen gab. Er behauptete, dass es in Frankreich keinen Richter für ihn gäbe, und gebot, dem heiligen Vater vor's Auge geführt zu werden. Zugleich berief er sich auf die Tapferkeit, mit welcher der Orden noch jetzt, wenn die trägen Fürsten Europa's ihm nur Gelegenheit verschafften, für den Glauben sein Blut vergösse; auf die Schönheit des Gottesdienstes, auf die Heiligkeit der festlichen Gebräuche in seinen Kirchen; auf die Summe der Almosen, welche, aus den Händen der Tempelgesellschaft strömend, das Elend überall erleichterten. Er fragte, wie es möglich sey, dass mehrere Jahrhunderte hindurch die Christenheit von so ungeheuren Verbrechen nicht den leisensten Wink erhalten, dass kein Neuling, vor den scheuss-

lichen Gebräuchen zurück schauernd, augenblicklich der Gesellschaft entronnen, und ihre Frevel aller Orten verkündigt, dass Männer, die aus dem Orden getreten, über seine Abscheulichkeiten ein ewiges Stillschweigen beobachtet hätten — Fragen, die allerdings die Verfolgungssucht aus ihrer Fassung zu rütteln vermochte *).

Wilhelm von Nogaret, auch in dieser Angelegenheit seinem Herrn mit nie ermattender Geschäftigkeit ergeben, trat darauf hervor, und berichtete aus der Chronik von Saint Denis, wie der Sultan Salaeddin von Babylonien, der vom Grossmeister und den Tempelherren die Huldigung empfangen, bei einem Unglücke, welches sie nachher im Felde getroffen, gesagt habe, es ereile sie ein gerechtes Schicksal, denn sie hätten treulos an ihrem Glauben gehandelt, und sich der ehrenlosesten Schändlichkeiten schuldig gemacht. — Verwundert über eine solche Aeusserung, erklärte Molay, in wie fern, wenn der Orden seine Grenzfesten nicht einbüssen wollte, jene Huldigung unumgänglich habe stattfinden müssen. Zugleich aber fragte er, ob man einem saracenischen Volksgebieter mehr Glauben als dem Oberhaupte eines christlichen Ordens beimessen wollte. Da er indessen bald gewahr ward, mit wie halbem Ohre der Hass auf seine Betheuerungen hinhörte, ersuchte er um ein Gotteshaus, um die Verstattung eines geistlichen Beistandes, und trat aus der Versammlung, mit seiner Zukunft vertraut.

Dennoch war man, das Urtheil der Menschen schenkend, der Meinung, durchdringendere Vorkehrungen ver-

*) Vers. üb. d. Beschuld., welche dem Tempelherrnorden gemacht word. sind und üb. dess. Geheimniss v. Fr. Nicolai, Berl. u. Stett. 1782. — Alex. Pereira Mem. da celebre orden d. Templ. Lisb. 1735.

anstalten zu müssen. Zu diesem Ende wurden alle Ritter, welche die Vertheidigung des Ordens zu übernehmen gedächten, nach der Hauptstadt berufen. Vier und siebenzig Mitglieder fanden im bischöflichen Saale sich ein, und liessen unter der Leitung des Pierre von Boulogne, des geistlichen Vorstehers der Gesellschaft, eine Schutzschrift erscheinen, in welcher sie den Orden gegen jede glaubenswerthere Anklage zu rechtfertigen sich bemühten, die Abgeschmacktheit der übrigen Beschuldigungen in ihrem ganzen lächerlichen Unsinne darstellten, und die gemachten Geständnisse, als Erfindungen einer kleinmüthigen Angst, für nichtig erklärten.

Um diese Zeit sass bereits zu Vienne die Kirchenversammlung. Sie begehrte die Verhandlungsschriften in der Rechtssache der Tempelherren zu vernehmen, und so wurden sie vorgelesen. Da bestanden fast alle Prälaten auf eine nähere Untersuchung; nur vier Erzbischöfe, die Kirchenhorte von Rheims, Sens und Rouen nebst einem italiänischen, unter diesen der gelehrte Wilhelm Dürant, verfochten die entgegengesetzte Meinung, und erklärten jede neuere Bemühung für überflüssig, indem die Vertheidigung des Ordens bereits den Rittern selbst gestattet worden *). Der Handel zog sich in die Länge; man benutzte die Zwischenzeit, um die Geistlichen, deren Einfluss auf die Uebrigen am sichtbarsten, für die Wünsche der Krone zu stimmen. Endlich langte König Philipp selbst zu Vienne an. Eine Unterredung mit dem Pabste benahm diesem die letzten Zweifel, machte ihn jedem Ansinnen geschmei-

*) Christ. Tomasius diss. de Templiar. equit. ord. sublato. Hal. Magdeb. 1705. 4.

dig, und bestimmte ihn zur äussersten Entscheidung. So verabredet begab man sich in jene glänzende Tag-satzung, wo der König des mächtigsten Reiches dem untrüglichen Oberhaupte der Kirche zur Seite sass, wo man die fürstlichen Sprösslinge des Kapetingischen Hauses neben den Kardinälen im Purpurmantel, die Blüthe des ritterlichen Adels neben den ausgezeichnetsten Prä-laten erblickte. Kaum hatten sich die Augen vom Glanze der zwiefachen Majestät erholt, so ward die Bulle zur Vernichtung des Tempelherrnordens verlesen. Klemens der Fünfte hob aus apostolischer Machtvollkommenheit, nicht durch ein Endur-theil *), den Namen, das Wesen und die Verfassung dieses geistlichen Rittervereines auf, behielt sich aber die völlige Entscheidung für einen künftigen Ausspruch vor. Die Versammlung schwieg, Niemand wagte zu murren.

Darauf wurden zwei Kardinäle nach Paris gesandt, damit sie über den Grossmeister das letzte Gericht halten möchten. Neben ihm sassen der Kommenthur Veit von Auvergne, Hugo von Peraldo, der Gross-visitor von Frankreich, und noch ein Dritter, gleich-falls eins der wichtigsten Mitglieder im Orden; das Schicksal des Meisters sollte auch das ihrige werden. Aber schon war von einem gesetzlichen Rechtsverfahren nicht mehr die Rede; Philipp und Klemens hatten geboten und entschieden, ihre Diener schlossen der Ge-rechtigkeit Ohr und Auge. Kein Verhör, keine Ver-gleichung der Zeugen, kein Gegenüberstellen der Kläger

*) Per provisionis potius quam condemnationis viam. — Reynouard Monum. hist. relat. à la condemn. des Chev. du Temple.

und der Angeklagten — im Vorhofe der Kirche Notre Dame lärmte es die Nacht hindurch von Bretern und Hämmern, am Morgen stand ein finsternes Schreckengerüst da, und ehe noch die Nachricht sich durch die unübersehliche Hauptstadt verbreitet hatte, stiegen vier edle Männer hinauf zum Hochgerüste, um für Verbrechen zu bluten, die sie nicht kannten, um durch ihren Tod die Sterbestunde eines Ordens zu bezeichnen, dessen Macht und Reichthum die Eifersucht und die Habsucht gereizt hatten. Als man oben angekommen, wurden die Befehle des Pabstes und die Aussagen der vier hohen Sträflinge selbst vorgelesen; sie aber baten mit Ungestüm um Erlaubniss zu reden, schwuren den versammelten Zuschauern, dass sie nie Etwas dieser Art gestanden hätten, oder sey über ihre Lippen etwas Ehrenrühriges gegen den Orden getreten, so habe es fluchwürdige List ihnen zu entlocken verstanden. Die Vollzieher des Urtheils geriethen aus dem Geleise, und wussten sich nicht zu helfen; das Volk lief durcheinander, man gestand sich sein Mitleid mit den trefflichen Männern, zu deren Verderben die Bosheit eigens ein Beil geschliffen habe; die Entrüstung gesellte dem Namen des Königs widerwärtige Bezeichnungen, verdamnte die Richter, die um des eigenen Vortheils willen die frevlen Lüste ihres Herrn aus dem Schlummer weckten, und bspöttelte mit bitterm Hohne einen Pabst, der nach den Blitzen der französischen Krone die Edelsteine seines eigenen Diademes leuchten lasse.

Indessen hatte man die vier Männer eiligst in's Gefängniss zurück geführt, und dem Könige Bericht erstattet. Erbittert, durch die wiederholte Zurücknahme der Geständnisse sein Verfahren dem allgemeinen

Schmähtadel preisgestellt zu finden, liess Philipp einen leidenschaftlich jähren Befehl ergehen, und noch am nämlichen Tage, da dieser zu Paris angelangt, wurden Jacob von Molay und Hugo von Peraldo auf einer Insel in der Seine, zwischen den königlichen Gärten und dem Kloster der Augustiner, den Flammen übergeben, ohne dass man die beiden Kardinäle weiter darum befragt hätte (18. März 1314). Aber auch hier, erschien der Grossmeister mit dem Muthe, welchen er bisher so ritterlich behauptet hatte; nicht mit jener scheinbaren Beherztheit, wie die Gleichgültigkeit der Verzweiflung sie an manchem Missethäter bewundern lässt, ruhig und besonnen widerrief er auch hier und sprach seinen Orden von allen Abscheulichkeiten frei. Die Sage ging, er habe in den Flammen den Statthalter Christi und den König der Franzosen, „den ungerechten Richter und den grausamen Henker“, im laufenden Jahre noch vor den Richterstuhl des allerhöchsten Gottes gefordert *). Die Umherstehenden weinten, und Viele sammelten die Asche des unglücklichen Ritterhauptes. Veit von Auvergne aber und der vierte Ritter liessen an diesem Tage kein Wort mehr hören; man nahm ihr Schweigen für einen Widerruf, entfernte sie von den Flammen, und übergab sie einer ewigen Haft.

Klemens der Fünfte hatte sich ein entscheidendes Endurtheil über die Aufhebung des Tempelherrnordens vorbehalten; aber auch ohne dieses war er bereits von der Erde verschwunden. Denn kein Ritter durfte sich mehr im weissen Mantel mit dem rothen Kreuze er-

*) Hist. Templarior. observ. ecclesiast. auct. Nic. Gütleri ed. 2. Amst. 1703. 8. — Mezeray Hist. de Fr.

blicken lassen; wer auf Leugnung der Verbrechen bestand, sollte dem Henker übergeben werden, wer sie bekannte und Reue darthat, hatte die Erlaubniss, von den Einkünften der Gesellschaft, doch ohne jedes äussere Zeichen, in den verödeten Ordenshäusern seine Tage zu verleben, und wenn auch in einem Lande ihre Unschuld siegreich aus dem Kampf hervor trat, durfte man sie doch, aus Furcht vor den päbstlichen Verordnungen, durch kein öffentliches Zeichen rechtfertigen; in andere Ordensgesellschaften musste man sie unterzubringen suchen *). Ihre Schätze und liegenden Gründe wurden den Hospitalbrüdern oder Johannitern zugesprochen, welche von ihrem Aufenthalte später Rhodiser-, endlich Maltheser -Ritter hiessen, und wegen ihrer Heldenherzigkeit in den morgenländischen Kriegen würdig erachtet wurden, die Erben der aufgelösten Tempelherren zu seyn. Zwar erhoben sich, und es leuchtet bald ein, von welcher Seite, verschiedene Stimmen, die einen solchen Ausweg als unklug tadelten; man würde die Johanniter, erklärten sie, durch einen gleichen Reichthum mit den Tempelherren einer gleichen Verderbniss zuführen. Doch scheute man sich, die geistliche Ritterhabe auf eine andere Weise zu verwenden; ihre Warnung fand kein Ohr, die Könige bequemen sich, den Wünschen des heiligen Stuhles zu willfahren, und Philipp

*) Auch König Eduard, der anfangs sich für sie erklärt hatte, liess sie nachher gefänglich einziehen, und auf der Kirchenversammlung zu London sollen Alle die aufgestellten Verbrechen als unerdichtet zugegeben haben. (F. G. Daniel l. c.) — In Deutschland gab es zu Görlitz noch im vierzehnten Jahrhunderte Tempelherren. — In der Synode von Salamanca wurden sie für unschuldig erklärt. In Arragonien leisteten sie Widerstand, vertheidigten sich in den festen Schlössern des Ordens, mussten sich aber endlich ergeben und geriethen in Gefangenschaft. (Helyot Gesch. d. geistl. u. weltl. Orden. Th. 6.)

selbst konnte sich nicht davon ausschliessen *). Doch wussten seine Beamten für den königlichen Schatz dabei zu sorgen, und was der eine Orden hinterlassen hatte, gelangte keinesweges in seinem ganzen Umfange zum Besitz des andern **).

Mit so schaudervoller Auflösung endigte der Orden der Tempelherren. Wie die gerichtlichen Verhandlungen, die seinen Untergang herbeizogen, für die fernstehende Nachwelt von gar manchem Geheimniss verschleiert da liegen, mussten die Meinungen der Geschichtschreiber und Philosophen sehr verschieden über den Gegenstand ausfallen. Daher kommt es, dass viele, unter ihnen vorzüglich die französischen Geschichtschreiber, alle Verdamulichkeit auf die Rechnung der Ritter setzen, während andere, wie Hume und Voltaire, die ganze Verderbniss des Ordens in der listigen Bosheit seiner Verfolger erblicken zu dürfen glauben, und besonders auf die verschiedene Behandlungsweise aufmerksam machen, durch welche man Geständnisse belohnte, und die leugnende Standhaftigkeit bestrafte. Eine dritte Parthei hält eine genugthuende Entwicklung dieser ausserordentlichen Begebenheit für nicht denkbar, und nennt sie, wie Griffet **), ein geschichtliches Räthsel. Und in der That, wer möchte heut behaupten wollen, dass ein ganzer Verein von edlen Rittern, eine

*) Einige Fürsten in Spanien erhielten die Erlaubniss, die Einkünfte der Tempelgüter so lange zu geniessen, bis sie die Mauren aus ihren Staaten vertrieben hätten.

**) Phil. Grouvelle Mem. sur les Templiers. Uebers. v. C. Fr. Cramer.

***) De l'abolition de l'ordre des Templiers, eine Abh., die sich hinter der Gesch. Philipps des Schönen im fünften Theil des Daniel befindet.

geistliche Kriegergesellschaft, an deren Spitze ein Molay gestanden, von so abscheulicher Entartung verpestet gewesen, und so unnatürliche Laster unter sich geduldet hätte? Wer möchte aber auch leicht sich überreden, dass der Hass und die Habsucht eines Königs Schurken genug gefunden, um durch bezahltes Zeugniß einen schuldlosen Orden in so vielen Untersuchungen als den frevelhaftesten Auswurf des menschlichen Geschlechtes darzustellen? Und sollte es möglich seyn, dass Philipp, dessen Unversöhnlichkeit gegen den Schatten des Bonifaz allerdings bis zum Unglaublichen gestiegen, den Rittern unwiderrufliches Verderben geschworen, weil sie diesem Priester zum Kampfe gegen ihn Gelder zugesandt hatten? Unser Mitleid den unglücklichen Rittern, dem gehässigen Verfahren ihrer Vertilger unsern Abscheu, die Lösung des Knotens sey einem Andern aufbewahrt.

Zehntes Kapitel.

Die Vernichtung des Tempelherrnordens war der hauptsächlichste Gegenstand gewesen, mit welchem die Kirchenversammlung zu Vienne sich beschäftigt hatte. Aber auch die Gesetzwidrigkeiten im Leben und Treiben des geistlichen Standes, mit jedem Jahrzehend zum immer fühlbareren Aergerniss sich steigend, nahmen mit den Missbräuchen in der kirchlichen Verwaltung die Thätigkeit in Anspruch; daneben gedachte man die streitfähige Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge zu bewaffnen. König Philipp versprach, das heilige Zeichen zu nehmen; aber der Eifer für die Kämpfe im Morgen-

lande war mit seinem Grossvater in's Grab gesunken, Jerusalem rief kein gewaffnetes Christenheer mehr über den Bosphorus, ein geringfügiges Ereigniss reichte bereits hin, die Waffen, über welche der heilige Vater gegen die Saracenen den Segen gesprochen hatte, auf einen christlichen Feind in Europa zu wenden. So brachten denn auch hier Zwistigkeiten, die in Guienne zwischen Franzosen und Engländern sich erhoben hatten, den heiligen Vorsatz in Vergessenheit.

Doch weder Philipp noch Eduard waren jetzt geneigt, den Hader ihrer Unterthanen durch's Schwerdt zu schlichten. Es erging eine freundschaftliche Einladung an den König von England, und fand bereitwilliges Gehör. Zu Poissy sahen sich die beiden Fürsten; sie kamen ihren gegenseitigen Wünschen fast zuvor, und gleichten bei fröhlicher Eintracht in wenigen Stunden jede Unbill aus. Beide begaben sich darauf nach der benachbarten Hauptstadt; der Einzug des Königs mit seinem Gaste weckte die allgemeine Freude, eine glänzende zahlreiche Versammlung feierte, um die beiden Fürsten geschaart, das Pfingstfest. Die Geschichtschreiber wissen die Farben nicht blendend genug zu wählen, wenn sie die Herrlichkeit jener Tage schildern wollen. Nachdem König Philipp seine drei Söhne nebst vielen andern jungen Edelleuten zu Rittern geschlagen, sollte Eduard durch Feste berauscht werden, wie sie keinem engländischen Könige vor ihm in Frankreich bereitet worden. Das Volk empfand es; denn einer alten Sitte zufolge war der Ritterschlag des Kronerben mit einer Steuer verbunden; doch im Glanze seines Beherrschers sich selbst verherrlicht fühlend, begaffte es die kostbaren Anstalten mit stolzem Wohlgefallen.

Die Kreuzzüge hatten die Völker des Abendlandes mit einem neuen Geiste beseelt; im Denken und Treiben stempelte sich ein erhöhter Schwung, eine jugendliche Aufwallung. Das Beginnen selbst, die Geburtsstätte des heiligen Glaubens aus den ungerechten Händen der Mahometaner zu befreien; die niegesehenen Erscheinungen, welche der ferne fremde Himmelstrich darbot; das reiche wundersame Land des Sonnenaufgangs, dessen Gemälde die Eitelkeit und der Aberglaube nach und nach mit den seltsamsten Zaubergestalten bereicherten; die gesetzliche Verehrung der Frauen, deren Schleier keine saracenische Hand zu lüften sich erdreistet; der erkämpfte Ruhm und die überstandenen Abenteuer, vom heimgekehrten Krieger mit wortreicher Selbstgefälligkeit berichtet, mit schaurigem Entzücken vom jüngeren Geschlechte vernommen; die Verbindung der Gottesfurcht mit der Tapferkeit, welche das Schwerdt mit dem Kreuze schmückend, eine heldensinnige Schwärmerei erzeugte, wie sie bis dahin in der Christenheit noch nie sich verkündigt hatte — diese Momente bereiteten den Geist des Mittelalters, wo die Völker, überwogende Kräfte fühlend und dem Zuge der Phantasie folgend, gleich rohen, aber vielversprechenden Jünglingen, neben den zartesten Empfindungen den gewaltsamsten Ausbrüchen der Leidenschaften sich dahingaben, das Fest der Freude nur mit übersprudelndem Ungestüm zu feiern liebten, und den Frauen bereits mit zartsinniger Ehrfurcht ergeben, neben dem Heiligsten sich an dem niedrigen Alltäglichen ergetzten, oder an Tagen der Lust das Ehrwürdige mit dem Lächerlichen zusammen treten liessen. — Aus diesem Gesichtspunkte wollen alle Feierlichkeiten jener Zeit betrachtet seyn; was uns un-

begreiflich oder unsern Geschmack beleidigt, lag damals in der allgemeinen Denkweise, und entsprach dem Bedürfnisse. So die Feste, mit welchen man König Eduard den Zweiten an der Seine zu unterhalten suchte. Da waren die Strassen mit bunten Teppichen belegt, und des Abends blitzten unzählige Fackeln vor den Fenstern vorüber; was bei den stattlichen Versammlungen im Pallaste der Könige sich einfand, erschien in neuen reichbeborteten Kleidern, und oft liessen sich die vornehmen Gäste in dreien verschiedenen Trachten des Tages sehen. Die Bürger aber legten durch mancherlei Schaugepränge ihre freudige Theilnahme an den Tag, und die Zünfte hielten, mit ihren bezeichnenden Sinnbildern geschmückt, zahlreiche Aufzüge durch die Stadt. Aber die erquicklichste Unterhaltung gewährten die Schaubühnen, auf welchen die „Feereyen“ ihr tolles Wesen trieben. Da tummelte sich der Humor in seinen drolligsten Gegensätzen; dem Gängelbände der Vernunft entronnen, erging sich die Phantasie in den buntesten Gärten, und hatte die Zuchtruthe der Bildung noch nicht genug empfunden, um ihrer kindischen Sprünge sich zu schämen; wer das seltsame Treiben gesehen, hätte nimmermehr geahnt, dass aus diesem phantastischen Wirrwar sich dereinst die dramatische Kunst der Franzosen mit ihren Wegweisern und Warnungstafeln, mit ihren Verzäunungen und Zwanggräben heraus wickeln würde. Denn was es Heiliges und Ehrwürdiges in der Vorstellung der Menschen gab, fand hier sein lächerliches Spiegelbild neben sich; ohne einander zu verwunden oder verzerrend zu entkräften, kreuzte sich mit dem Ernste der Scherz; das Niedrige prunkte spottlustig in den Formen des Höchsten. Eine tobende Spielgesellschaft neben

einer Einsiedeley mit betenden Mönchen, die Qualen der Hölle neben dem Entzücken des Paradieses; aber aus dem Schwefelpfuhle tanzte man hinüber in die Flur der Seligen, und ein Bischof, der sich in's Reich der ewigen Freude verirrt hatte, ward mit Pechfackeln zur Höhle der Verdammniss hingetrieben. Der Herr der Welten betete mit den Engeln das Paternoster, erweckte Todte, und hielt mit seinen himmlischen Kanzlern Rath, wie man die „bösen Ritter“ von den Planeten am wohlfeilsten hinab stürzen könnte — so durfte der Spott auf der Schaubühne selbst die verfänglichsten Kapitel in Philipps Regierungsgeschichte laugen. Aber die Hauptposse, ohne welche keine Vorstellung zu schliessen pflegte, sollte nicht fehlen, der Fuchs nämlich, der in schlaun Sätzen die geistlichen Rangstufen durchspringt, und endlich Pabst geworden, mit apostolischem Wohlgefallen Hühner fängt und frisst. Auf biblische Scenen folgten Prachtzüge von Thieren und Waffenspiele schwergeharnischter Kinder *).

Endlich ward auf der Ebene bei Saint Germain des Pres eine Kriegesübung der pariser Bürger veranstaltet. Ihre Rüstung war glänzend, ihre Haltung kriegerisch, ihre Bewegungen wurden mit geübter Fertigkeit ausgeführt. Die englischen Zuschauer standen verwundert dabei, und König Eduard wünschte seinem Wirthe zu solchen Bewohnern seiner Hauptstadt Glück. Hiemit aber waren die festlichen Tage vorüber, der Scherz verstummte, und der Glaube mahnte mit strengen Worten zur Pflicht. Der Kardinallegat des Pabstes näherte sich den Fürsten mit dem Kreuz in der Hand; seine

Pre-

*) Les frères Parfait Hist. du Théâtre fr. Amst. 1735.

Predigt verhiess Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit, die Manen König Ludwigs des Heiligen wurden zu Zeugen gerufen, und jeder rüstige Arm für die Kriege des Herrn gefordert. Die Fürsten liessen auf's Knie sich nieder, ihrem Beispiele folgten die Mitglieder ihrer Häuser wie der ganze gegenwärtige Adel, Alles empfing die Zeichen der heiligen Waffenschaft, und selbst die Damen gelobten sich dem Morgenlande; doch als treue Gattinnen ersuchten sie um Befreiung vom Gelübde, falls ihre Männer sich gehindert fänden, es zu erfüllen. Nun wurden die Kampfspiele verboten, der Kreuzzug in den Gotteshäusern und auf den Strassen öffentlich gepredigt, und Philipp erhielt das Recht, zu diesem Zwecke den zehnten Pfennig von der Geistlichkeit seines Landes zu erheben. Dass er von dieser Gestattung mit der lebhaftesten Thätigkeit Gebrauch machte, bedarf kaum einer Erwähnung. Aber König Eduard nahm Abschied; Niemand bereitete sich weiter zum Aufbruch gegen Osten, und die Saracenen hatten keinen streitlustigen Christen zu fürchten. Philipp hütete sich, des unterlassenen Zuges mit einem Worte Erwähnung zu thun; nicht Palästina, Flandern war's, wohin seine Aufmerksamkeit das Auge gerichtet hielt.

Graf Robert von Flandern hatte die Zahlungen, zu denen das Land im Friedensschlusse sich verpflichtet, nicht mit der sorgfältigsten Pünktlichkeit erfolgen lassen. Doch der Zwist, der hieraus sich entsponnen, fand bald seine Beilegung. Als aber der Graf sich nachmals in Paris zum Besuche befand, wiederholte der treulose König das Spiel, welches er mit dem Vater versucht hatte, und liess ihn in's Gefängniss setzen.

Doch glücklicher als der alte Veit, entkam Robert durch List seiner Haft, und verweigerte nun der französischen Krone unverhohlen jede fernere Zahlung. Philipp, der ehemalige noch an Rachlust und Herrschbegier, obwohl nicht an Kraft und Nachdruck, forderte den Grafen vor seinen Gerichtshof, und da dieser nur einige Abgeordnete mit zweideutigen Ausflüchten sandte, übertrug er die Entscheidung der Sache seinem Parlamente, die Meinung desselben sehr wohl voraus wissend. Das Parlament erklärte den flandrischen Grafen für einen Rebellen, und stellte das Urtheil auf, seine Lande wären jetzt ein an die Krone Frankreich verfallenes Lehen. So erneuerten sich die alten Zeiten; hier Werbungen und Kriegesbefehle zur Eroberung Flanderns, dort angestrenzte Rüstungen, um das väterliche Erbe zu vertheidigen. Der heilige Vater musste seinen Beistand leisten; zwei französische Prälaten wurden im Namen des Papstes mit dem Bannfluche nach Flandern geschickt. Der Kampf begann. Mit einem starken Heere rückte Philipp in das Land zwischen der Schelde und dem Lys; aber seine Waffen hatten ihren schreckenden Blitz verloren, eine zagende Vorsicht schritt dem ergrauenden Könige zur Seite; Robert hatte kluge Vertheidigungsmittel ergriffen, und der Held von Mons en Puelle, den weder der Feind noch seine eigenen Krieger wieder erkannten, trug Bedenken, in ein gefährliches Spiel sich einzulassen.

Zwar hatte er sich zum Meister von Courtray gemacht; aber bald wiederholten sich die früheren Ereignisse, das Volk erbrauste in furchtbarem Aufstande, und jagte die französischen Beamten zu den Thoren hinaus. Ein zweiter Feldzug entschied eben so wenig,

doch zeigte sich Robert zu friedlichem Uebereinkommen geneigt. Zugleich aber verkündeten sich in Frankreich immer gedrängter die Zeichen des allgemeinen Unwillens; ein Jedes schien dem Augenblick einer furchtbaren Empörung entgegen zu reifen. Eine Steuer auf Alles, was verkauft würde, hatte die Gemüther des Volkes ungemein erbittert; unter dem Adel schienen zur Wiedererlangung verschiedener Freiheiten gefährliche Bündnisse statt zu finden; die Geistlichkeit, über den Zehnten unwillig, den sie zum vorgespiegelten Kreuzzuge hatten zahlen müssen, wandte ihr Herz vom Könige weg. Seine Diener schmähte der Fluch der Bürger; Alles war entschlossen, ihre Habsucht nicht länger zu ertragen. So sah sich Philipp genöthigt, alle Schuld öffentlich auf seine Minister werfend, die verhasste Steuer zurück zu nehmen. Hiemit aber fand er sich auch ausser Stande, seinen Streitern den Sold zu zahlen; das Missvergnügen griff nun auch im Heere um sich, und die Eroberung Flanderns, der alte langgenährte Lieblingsgedanke, musste für immer aufgegeben werden. Die Vorschläge des Grafen wurden angenommen, der Friedensschluss änderte in der Lage der Dinge nichts. Robert versprach nach Frankreich zu kommen, um die hergestellte Freundschaft für ewige Zeiten zu besiegeln. Aber er sah Frankreich so wenig als Philipp jemals Flandern wieder. Unmuthig kehrte der König in seine Hauptstadt zurück, verzagt, wenn er diese Heimkehr mit jenem Siegesjubel verglich, der ihn nach den Tagen des Ruhmes an den Thoren von Paris empfangen hatte.

Mit bedenklichen Gesichtern gestanden die Höflinge einander, dass König Philipps Stern unverkennbar

zu ermatten angefangen habe. Das Misslingen der flandrischen Plane lag vor Aller Augen offen da, aber Niemand ahnte das seltsame Unglück, welches den gealterten Fürsten in seinem eigenen Hause treffen sollte. Veit von Flandern, Bonifaz und Jacob von Molay, alle Geister der Beleidigten schienen herauf gestiegen an das Licht der Welt, um Rache zu nehmen an ihrem Peiniger, und über seine Leiden ihre Kränkung zu vergessen.

Der Thronerbe Frankreichs, Ludwig, König von Navarra und Graf von Champagne, hatte sich mit Margarethen, der Tochter Roberts des Zweiten, Herzogs von Burgund, vermählt. Schon während der ersten Monde hatten dieser Ehe wenig Freuden gelächelt; der Welt ein glückliches Antlitz zuwendend, weilte das fürstliche Paar ohne Neigung und Eintracht neben einander, und blickte mit stillem Neid nach mancher ärmlichen Hütte, unter deren Strohdach die Liebe den kargen Erwerb zärtlich theilte. Der Pallast ward der Fürstin zur öden Höhle, die Ergetzlichkeiten des Hofes zu schalen Mummereien. Aber bald fesselte sie ein neues Gestirn an diesen Pallast, an diesen Hof. Die Person ihres Gemahles umgab Philipp Lanüai, ein gewandter Hofmann, seinem Herrn treu ergeben, der Gemahlin seines Herrn mit schweigendem Ernste belegend. Allmählich jedoch entdeckte er in ihrem Auge, was er in ihrer Seele erregt hatte; ungeahnte Wünsche, mehr der Ehrsucht als der Liebe ihr Daseyn verdankend, stiegen nach und nach in ihm auf; er entschloss sich, sein Glück zu benutzen; ein Fussfall in unbemerktem Augenblicke entdeckte der Fürstin, mit welchem Gedanken er sich schmeichelte, mit welchen

kühnen Hoffnungen er sich trug. Er fand Gehör, und die Zärtlichkeit, die gegen Ludwig von Navarra sich nicht zu erschliessen vermochte, kam seinem Edeldiener entgegen.

Was Philipp Lanüai bei'm Thronerben, war Walter, sein Bruder, bei Karl, dem Grafen von La Marche, König Philipps drittem Sohne. Karl hatte seine Hand der Blanca, einer Tochter des burgundischen Pfalzgrafen Otto des Vierten, gereicht, und mit ihr in friedfertiger Ehe gelebt. Aber Walter, vom verborgenen Glück seines Bruders benachrichtigt, und gleichsam aus Eifersucht nach einem ähnlichen Verhältnisse sich sehnend, fasste den Gedanken, was jenem ohne sein Bemühen geworden, durch eigene Thätigkeit zu erringen. Von der Natur mit glänzenden Eigenschaften begabt, versuchte er behutsam die Künste der List und der Schmeichelei; er schien nur für seine Fürstin zu leben, sein Aug und sein Ohr nur für sie zu besitzen. Nach langem Sklavendienste der Aufmerksamkeit gelang es ihm endlich, die Neigung der Fürstin zu bestechen, und das Ziel seiner thörichten Ehrsucht zu erlangen. Nun durfte er vor dem Bruder sich seiner Ruhmlosigkeit nicht mehr schämen, und beide bewunderten, wenn Niemand sie belauschte, die Kränze der Herrlichkeit, mit denen eine so hohe Liebe sie geschmückt hatte.

Doch der Rausch sollte nicht lange währen, ein entsetzliches Erwachen sie aus ihrer Seligkeit stürzen. Vor den Lauschern eines Hofes ist es schwer ein Geheimniss zu verschleiern; der geschäftige Verrath enthüllte ihr Verhältniss, in der nämlichen Stunde wurden die Brüder überfallen, und Kläger traten auf, welche

die beiden Schwiegertöchter des Königs vor öffentlichem Richterstuhle der ehelichen Untreue beschuldigten. Frankreich erstaunte, das Ungewöhnliche des Aergernisses konnte man kaum begreifen. Aber als wollte die Rachegöttin ihren ganzen Köcher auf Philipps Haupt leeren, tastete die Beschuldigung auch Johann an, die ältere Schwester der Blanca, die mit des Königs zweitem Sohne vermählt war. Philipp sah mit Bestürzung die Ehre seines Hauses besudelt, kaum war in der Geschichte der Fürstengeschlechter eine Schande, wie die seinige, aufzufinden. Zu Boden geschmettert von einem so ausserordentlichen Schlage, gebrach ihm die Fassung, in der Sache der Seinigen als Richter zu sprechen; mit kleinmüthiger Ergebung überliess er sie seinem Parlamente, und erwartete mit ängstlicher Verzagtheit dessen Entscheidung. Der Gerichtshof wählte seine Sitzungen zu Pontoise, nicht weit von der Hauptstadt. Die Kläger wurden noch einmal befragt, die Zeugen verhört, und die Geheimnisse, welche die Untersuchung an das Licht des Tages förderte, setzten die Richter in Erstaunen, rückten den ergrauten König dem Grabe näher; der Fürst, der jedes neue Verbrechen bei der Prüfung der Tempelherren mit freudigem Wohlgefallen begrüsst hatte, fuhr jetzt erbleichend zusammen, so oft eine neue Entdeckung ihm mitgetheilt ward.

Margarethe und Blanca wurden schuldig befunden, und konnten ihre Vergehen nicht leugnen; Johanna aber, die Gemahlin des jungen Philipp, verliess gerechtfertigt die Schranken, und erhielt ihre Freiheit wieder. Die beiden Fürstinnen wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt; doch war ihre Zukunft verschieden. Margarethe ward auf Befehl Ludwigs,

ihres Gatten, der seine Schande nicht länger am Leben wissen wollte, im Gefängnisse erdrosselt; Blanca schmachtete sieben Jahre hindurch im Verliesse, ward dann von ihrem Gatten geschieden, und in ein Uferschloss bei Coutances in der Normandie gesetzt; nach mehreren Jahren erst erblickte sie den Himmel wieder, ward Nonne in der Abtei von Maubuisson, und starb nach einem Leben voll strenger Büssungen. Entsetzlich endete das Schicksal mit den beiden Brüdern; was die Gerechtigkeit damals an gräuelvollen Strafen kannte, versuchte sie an diesen unglückseligen, zur schreckenden Warnung bestimmten Missethättern. In Gegenwart einer grossen Volksmenge ward den Lebenden die Haut abgezogen, einzelne Glieder ihres Körpers in's Feuer geworfen, und der halbtodte verstümmelte Rumpf sodann an den Schandpfahl gehängt. Unter ähnlichen Martern verloren bei diesem schmachvollen Rechtshandel auch verschiedene andere Menschen, die um die Ausschweifungen der Fürstinnen gewusst, oder ihren Sünden behülflich gewesen, das Leben.

Es mag wohl nicht dieses Unglück allein gewesen seyn, was auf König Philipp so niederbeugend wirkte. Das Gefühl, bei einem zweideutigen Ruhme den Hass seiner Unterthanen zu tragen und verdient zu haben; ein Rückblick auf das vergangene Leben, wie er mit dem ermattenden Alter unwillkührlich sich aufzudringen pflegt, und die Summe des Erlangten so winzig gegen die Anstrengungen, so unbegehrlich gegen die angewandten Mittel, gegen den vergeudeten Namen der Redlichkeit so jämmerlich erscheinen lässt; die Stimme des erwachenden Gewissens, um so lauter sprechend, je weniger sie der Mensch bereits durch Thätigkeit zu

übertäuben vermag; Edelleute, welche ungeduldig auf seinen Hintritt warteten, um unter einem jungen Könige das Reich von Neuem erblühen zu sehen — wie viele Gewichte, um einen Sinkenden nieder zu drücken! Im Frühlinge schon war Klemens der Fünfte hinüber gegangen in's Reich der Ewigkeit, um vor dem Throne des Richters, der keine Bestechungen kennt, über die Ermordung der Tempelherren Rede zu stehen; dass er den Herbst nicht überleben würde, gewährte Philipp an allen Erscheinungen des Körpers und des Geistes.

Für Frankreich aber ging sein Leben keinesweges spurlos vorüber. Unter seiner Regierung wurden der Lebensverfassung die letzten Lebenskräfte genommen; die Mächtigen im Lande verloren das Recht, in eigenem Namen Krieg zu führen. Denn indem Philipp, mancherlei List gebrauchend, den Baronen und den hohen Prälaten die Befugniss, Geld zu schlagen, nahm, und sie in ein Vorrecht der Krone verwandelte, machte er sich gewissermassen zum Herrn über das Vermögen seiner Unterthanen. Bald erhöhte er den Werth der Münzen, bald liess er bei vorhandenen schlechten plötzlich gute schlagen, und so stürzte er viele Vasallen nach und nach in eine solche Armuth, dass sie ihre Söldlinge nicht mehr bezahlen konnten. So baten sie denn am Ende selbst, die Friedenstörer als Verbrecher zu verfolgen, und leisteten Verzicht auf das letzte Zeichen ihrer Hoheitsrechte, auf die Befugniss Krieg zu führen. Zu einem solchen Grade der Unterwürfigkeit einmal gebändigt, widersetzten sie sich zuletzt auch nicht mehr, wenn er zum Vortheil der Krone in ihrem Gebiete ausserordentliche Abgaben erheben liess.

Das Parlament von Paris wurde durch Philipp den Schönen zum obersten Gerichtshof erhoben, dessen Entscheidungsrecht mit Ausnahme der Normandie, der Champagne, Flanderns und Toulouse, die ihre eigenen Tribunale behielten, in allen Ländern der Krone galt. Der häusliche Gerichtshof der Könige aus dem kapingischen Stamme hatte früherhin die innere Verwaltung ihrer Krongüter betrieben, folgte gewöhnlich der Person des Landesherrn, und wurde gehalten, zu welcher Stunde oder an welchem Orte es ihm bequem war. Die Versammlung bestand aus vornehmen Edelleuten und Prälaten. Im letzten Jahrhundert hatte sie den Namen des „Parlamentes“ erhalten. Philipps Vorgänger vermehrten die Zahl der Mitglieder durch Rechtsgelehrte; er berief deren noch mehrere, ernannte, um der Rechtsführung mehr Würde und Regelmässigkeit zu geben, einen Vorsitz, und wies der Versammlung endlich ihren bleibenden Aufenthalt zu Paris an, woselbst sie jährlich zwei Mal zusammen treten sollte. Dadurch ging die Handhabung der Gerechtigkeit besser und schneller von statten. Auf diese Weise war der König von Apellationen befreit. Indessen ward in der Verfassung manches nachher verändert, und die Sitzungen bleibend *). Das Parlament sprach anfangs in seinen Entscheidungen nach den Verordnungen Königs Ludwig des Heiligen; doch unter diesem schon kam das übertragene Gesetzbuch des Justinian in Gebrauch, und bildete die hohen Begriffe von der unumschränkten Macht des Königs aus. Wegen Entfernung der Orte errichtete Philipp zu Toulouse, Rouen und Troyes gleichfalls hohe

*) Hist. du Parl. de Paris p. Voltaire. Amst. 1769.

Gerichtshöfe. Auch schaffte er den gerichtlichen Zweikampf in allen bürgerlichen Angelegenheiten ab *).

Philipp, dem auf diese Weise die gesetzgebende wie die obrigkeitliche Gewalt in seinem Reiche eingeräumt worden, befand sich ungeachtet des heillosen Verfahrens mit dem Gelde, welches ihm den Namen des Falschmünzers zugezogen, in unaufhörlichem Geldbedürfniss. Denn theils kannte er die Sorgfalt einer geregelten Haushaltung nicht, theils verzehrten die stets erneuten Kriege seine Einkünfte; was ihm aber am meisten schadete, war die betrügerische Habsucht seiner Beamten, die mehrmals das Volk fast zu Empörungen getrieben hätte. Aber es blieb sein Gebrechen, dem schlechten Rathe nicht bloss sein Ohr zu leihen, sondern auch dem sträflichen Rathgeber, sobald er einmal seiner Anhänglichkeit versichert zu seyn glaubte, die Züchtigung gern zu erlassen. Daher die empörende Strafflosigkeit des Enguerrand de Marigny, Grafen von Longueville, der unstreitig um seines trugvollen Unterschleifes willen durch Henkershand zu sterben verdient hatte, aber erst von Philipps Nachfolger dem erbitterten Volke preisgegeben ward, und ohne sich vertheidigen zu dürfen, auf dem Hochgerichte endigte.

Seltsam ist das Gesetz, das unter Philipps Regierung den Aufwand beschränken sollte. Da lesen wir von der Kleiderzahl, welche den verschiedenen Ständen gestattet; wie den Bürgern Grauwerk und Hermelin verboten; wie die Lebensweise und die Speisen vorgeschrieben wurden; wie nur dem Adel das Recht blieb, sich im Staatswagen mit Fackeln nach

*) Mably observ. s. l'hist. de Fr. t. 3.

Hause leuchten zu lassen. Aber die Verbote fruchteten nichts, die Strafen waren umsonst. Doch einen grösseren Lärm als alles Andere verursachten die berühmten Schnabelschuhe, — *souliers à la Poulaine* — eine geliebte Staatstracht, durch welche die Eitelkeit wetteiferte; denn je höher die Würde, desto länger ragten die Spitzen hinaus, wohl bis zur Unförmlichkeit von acht Fuss getrieben. Sie waren von wunderlichen Verzierungen umflattert, und von den Spitzen der Schnäbel zogen sich Ketten hinauf bis zum Knie *). Wie viele Mittel wurden angewendet, um eine so lächerliche Sitte zu vertilgen! Bannflüche tobten von den bischöflichen Sitzen hernieder, wie Ketzer wurden die Träger der Schnabelschuhe verdammt — umsonst, erst nach der Regierung König Karls des Fünften verlor sich der Unsinn, aber, wie gewöhnlich, um einem andern Platz zu machen; denn nun wurden Schuhe von so breitem Vordertheile getragen, dass der zierlichste Frauenfuss einer Elephantentatze glich.

Philipps kränkelnde Traurigkeit ging bald in ein abzehrendes Fieber über. Er bestieg das Bett, von welchem er nicht mehr wieder erstehen sollte, er bereute die Schritte, die er für die Glanzpunkte seines Lebens gehalten, und ermahnte Ludwig, seinen Aeltesten, einen entgegen gesetzten Weg zu wandeln, vorzüglich aber nicht durch Verfälschung des Geldes das Vertrauen seiner Unterthanen zu verscherzen. In seinem letzten Willen suchte er manche böse Wirkung zu mil-

*) Die Mode soll durch König Heinrich von England, den ersten Plantagenet, entstanden seyn, indem er seiner körperlichen Schönheit sich freute, am Knie aber ein entstellendes Gewächs hatte, und durch diese Fussbekleidung es zu verhüllen suchte. (*Le Gendre mœurs des Fr.*).

dern, setzte viele Schenkungen aus, und bestimmte eine bedeutende Summe zur Befreiung des gelobten Landes *). Am neun und zwanzigsten November des Jahres dreizehn hundert und vierzehn, acht und einen halben Monat nach der Hinrichtung des Jacob von Molay, schied König Philipp der Vierte von Frankreich in einem Alter von sieben und vierzig Jahren aus diesem Leben.

Seine Tochter Isabella theilte mit Eduard dem Zweiten den Thron von England; seine drei Söhne trugen nach einander, als Ludwig der Zehnte, der Haderer, Philipp der Vierte, der Lange, und Karl der Vierte, der Schöne, die französische Krone; nach dem Tode dieses letztern gelangte ein Nebenzweig des kapetingischen Hauses, die Valois, zum Scepter.

*) Man hat die Bemerkung gemacht, dass alle kapetingischen Könige in ihrem Testamente Verordnungen festsetzten, um denjenigen, welche durch Gewalt und Unrecht während ihrer Regierung gelitten hatten, den Unglimpf einigermaßen zu ersetzen; „nicht weil unsere Könige gewaltthätiger, denn andere,“ setzt Mezeray mit patriotischem Eifer hinzu, „sondern weil sie mehr von Religion und Gewissen sich leiten liessen.“

Alfons Albuquerque.

Alfred Russel Wallace

1831-1913

English naturalist, geographer, biologist, and anthropologist

Erstes Kapitel.

Nach dem Zeitalter der Kreuzzüge war es die Periode der Entdeckungen, welche das Leben der europäischen Völker mit einem neuen bewegungsreichen Schwung beseelte. Jene wurden in frommem Sinn unternommen, und die Tapferkeit gebrach dem heiligen Streben nicht; aber schnell, wie sie erobert worden, fielen die asiatischen Königreiche in die Gewalt des Morgenländers zurück, und nur im Geiste der europäischen Völker, nicht in ihrem Länderbesitze, hatte sich eine Spur des abentheuerlichen Schaarengetümmels erhalten. Nicht so die Entdeckungen. Hier war's weniger das Schwerdt als die höhere Bildung, durch welche der Europäer ein neues Besitzthum zu erwerben und das Erworbene zu behaupten suchte; auf einer unbedeutenden Anzahl von Schiffen schwammen die gewaffneten Entdecker hinaus zu unbekannten Küsten; aber die Frucht ihrer Anstrengungen ging nicht verloren; während auf der Todesstätte des Erlösers ein düsteres Kloster nur an die Siege der christlichen Helden erinnert, weht die Flagge der europäischen Staaten in unzähligen Häfen der anderen Welttheile; der Indier und der Neger, der Hottentott und der Amerikaner gehorchen dem weissen Gebieter, der durch das Uebergewicht seines Geistes ihn in Fesseln geschlagen; dem kleinen Europa huldigen grosse Reiche, und das trüge-

rische Element des Meeres hat sich hier lohnreicher als die Ebenen der Erde gezeigt.

Wenn wir den reicheren Geist und die kräftigere Bildung anerkennen müssen, durch welche unser Erdtheil, der unbedeutendste und ärmlichste unter allen, sich zum Vormunde der übrigen emporgeschwungen, so ist's eine ähnliche Bemerkung, dass unter den Völkern dieses Erdtheils gerade das schwächste, das dürftigste an Menschen und Fluren, den glänzendsten Entdeckerruhm erworben, und die Ehre seines Namens auf den fremden Küsten am weitesten verpflanzt hat. Portugal, ein Stück vom Westsaume Europa's, ein Theil der pyrenäischen Halbinsel, auf welcher es von dem mächtigen Spanien umschlossen und gleichsam erdrückt wird, Portugal ist's, das hier unsere Bewunderung fesselt; nicht leicht hat sich ein Volk in seinen Unternehmungen kühner, in seinen Plänen grossartiger, in seinen Helden rühmenswerther, in seinen Anstrengungen unvergleichlicher gezeigt. Mag auch diese Zeit seiner Herrlichkeit nur ein vorüber flitternder Glanz, die Blüthe eines kurzen Lenzes nur gewesen seyn; es darf ihr unser gerechtes Staunen nicht versagt werden, mit dem heldennährenden Entdeckervolke kann kein zweites seine Lorbeern messen, und der Freund der Vorzeit begleitet es mit erfreulicher Theilnahme auf seinen Fahrten, seinen Feldzügen und Abentheuern. Das Herz schwillt uns in der Brust, mit festlicher Strahlenkrone um sein Haupt steht der Genius der Menschheit vor unsern Blicken, wir sprechen mit Ehrfurcht die Namen der Männer aus, die mit so reichwirkenden Schritten über die Erde hingewandelt, und wenn uns eben dieses Volk durch die jämmerliche Charakterlosigkeit, mit
wel-

welcher es jetzt gegen jede edlere Art des politischen Daseyns sich sträubt, verachtungswürdig anekelt, so blicken wir in seine lichtprangende Vergangenheit zurück, und können ihm seine heutige Verworfenheit wenn auch nicht vergeben, doch mit gemildertem Unwillen nachsehen; straft es sich doch stündlich selbst durch einen Rückblick bitter genug!

Den Ruhm jener Zeit theilen mit den Portugisen die Spanier. Aber diesen standen reichere Kräfte zu Gebot; aus ihren Häfen schwamm eine grössere Anzahl von Schiffen, aus ihren Städten strömte eine reichere Fülle von Kriegern herbei. Heldenmuth und Beharrlichkeit mögen beide Völker wohl in gleichem Maasse entwickelt haben; doch die Portugisen verdankten mehr als die Spanier ihren allmählich reifenden Plänen, weniger dem günstigen Zufall; sie blickten bei ihren Unternehmungen vorsichtiger in die Zukunft, und benutzten die neugewonnenen Lande in einem edleren Sinne; ihr ruhmvolles Glück ward weniger durch Grausamkeit entstellt, Herrsucht und Raubgier verdunkelten ihre Verdienste nicht so gehässig, und wenn sie auch, wie die Spanier, unter ihrer Herrlichkeit ermattend zusammen sanken, wenn sie den üppigen Garten, den ihre Helden erkämpft, den Holländern und bald auch den Britten überlassen mussten, so überschimmerte ihre Glanzzeit doch die spanische, so steht das Geschlecht ihrer Könige doch thätiger und verdienstreicher da als die Beherrscher von Kastilien.

Unter den Männern, welche in diesem ruhmvollen Zeitalter der Portugisen als die leuchtenden Mittelpunkte der Entwürfe und des Heldengeistes dastehen, gebührt dem Feldherrn, dessen thatenreiches Leben dieses Ge-

mälde entwickeln soll, die bedeutendste Stelle. Kein anderer Portugise hat an Grossartigkeit der Unternehmungen ihn übertroffen, kein anderer mit einem treffenderen Blicke der Sorgfalt in die Zukunft gesehen; keinen seiner Amtsgenossen hat aber auch die Geschichte den Grossen genannt, und wie unermesslich müssen die Verdienste des Unterthans seyn, welchen die Nachwelt eines so auszeichnenden Beinamens würdigt, während der Herrscher auf dem Throne ihn ebenfalls führt! — Zugleich spiegelt sich nicht leicht im Leben eines andren Mannes die portugisische Entdecker- und Heldenzeit so treffend und befriedigend — aus dieser Ursache ward er zur biographischen Darstellung ausersehen; aus dieser Ursache müssen wir aber auch weiter, als es sonst unsre Sitte, zurück schreiten, und um den Mann in seinem Wirkungskreise schildern zu können, mit kurzen Worten die Ereignisse erzählen, die einen solchen Wirkungskreis herbei geführt hatten.

Das ferne Zauberland des Ganges hatte im Alterthume schon die Wissbegierde der Menschen rege gemacht, und da diese nur eine sehr kümmerliche Befriedigung fand, so sah die Phantasie sich einen weiten Spielraum eröffnet, die Fabelsucht setzte ihre Erfindungskraft in Thätigkeit, und fand willige Ohren. Die Siegesreise des Dionysos mit seiner abentheuerlichen Schaar nach Indien klang in den Gesängen der Dichter wieder, der vielbesprochene Waffenzug des Sesostris nach demselben Himmelstriche beschäftigte die Geschichtsforscher. Die Griechen rühmten es mehreren ihrer Weisen nach, dass sie hinaus gereist nach dem Osten, und an den Ufern des gefeierten Stromes die Erfahrungen der Braminen aus ihrem eigenen Munde vernommen;

doch erst unter den Bannern des siegreichen Macedoniers gelangte man in die Nähe des seltsamen Landes, und was an der Grenze sich zeigte, setze seine Krieger allerdings in Erstaunen. Aber weiter hinaus, als zwischen dem Indus und dem Hyphasis, blitzte das macedonische Schwerdt nicht; die Nebelhülle, die vor der Wunderflur zu zerrinnen geschienen, floss bald wieder zusammen. Zwar gelang es darauf einem Nachfolger des Alexander, dem Seleukus Nikator, bis an die Ufer des Ganges vorzuschreiten, und dem Landhandel eine ungefährdete Strasse zu sichern; aber auf dem langen Wege ging die Waare von einer Hand in die andere über, nicht mit ihr zugleich die Kunde des Landes, dessen fruchtbarer Boden sie erzeugt hatte. Auch die Römer, die alleserobernden Söhne des Kriegesgottes, hatten von Indien nur sehr dunkle, durch Fabeln verzerrte Vorstellungen; indische Leckerbissen prangten theuer bezahlt auf ihren Tafeln, indische Stoffe und Edelsteine nährten den Hochmuth ihrer reichen Frauen; doch Asiaten schafften alle diese Kostbarkeiten nach Europa, die Flur, der sie entstammten, blieb den Römern immerdar verborgen, gleichsam in den Strahlenschimmer der fernen Morgensonne gehüllt. Nachdem sodann das Riesengebäude des römischen Reiches zerfallen, und der düstere Wolkenhimmel der Unkultur auf Europa lastete, trat Indien noch weiter in die Ferne des Ostens zurück, und selbst der Verkehr mit seinen Erzeugnissen verlor an Lebhaftigkeit. Fast verhallte der Name aus dem Gespräche der Menschen, und klang, gleich einer mythischen Bezeichnung, ungefähr wie die äusserste Thule oder die Atlantis.

Als aber die Kreuzzüge, die Völker Europa's über-

haupt mit ungeahnten Kenntnissen bereichernd, einen neuen Sinn des Strebens und der Wissbegier in ihnen aufkeimen liessen, wurden sie wiederum auch auf Indien aufmerksam, und erhielten von ihren mohamedanischen Feinden manchen belehrenden Wink über das Land. Indessen hatten die italiänischen Seestaaten, auf deren Schiffen die Kreuzfahrer dem Schauplatz ihres Ruhmes zueilten, die Gelegenheit zu benutzen verstanden, und waren mit den morgenländischen Zwischenhändlern in kluge Verbindungen getreten; sie richteten sich Stapelplätze ein, erbauten Vorrathshäuser für ihre Waare, und wurden die Einzigen in der Christenheit, denen der Kampf mit den Ungläubigen einen weltlichen Nutzen leistete. Der langsame beschwerliche Landhandel durch Karavanen gerieth bald in's Stocken; die Kostbarkeiten Indiens schwammen auf arabischen Fahrzeugen in's rothe Meer, wurden nach Alexandrien gebracht, wanderten dort auf europäische Schiffe, kamen nach den Häfen von Venedig und Genua, und gelangten von hier aus nach allen Gegenden Europa's. An indischen Waaren fehlte es nun in unserm Erdtheile nicht; Indiens Volk und Flur blieben unbekannte Dinge. Ueber ihre Stapelplätze hinaus gingen die Handelsleute der italiänischen Seestaaten nicht; auch würde die Eifersucht der Muhamedaner, die ihres Gewinnes sorgfältig wachten, jedes weitere Vordringen feindselig ihnen verwehrt haben.

Da gelangte Europa auf eine ganz andere Weise zu einiger Kenntniss des entlegneren Asiens. Dschingis Khan, der Sohn eines mongolischen Hordenführers, setzte das Ostland in Schrecken, und eroberte sich mit glücklichem Schwerdte ein ungeheures Reich, wie

es die Welt nicht zum zweiten Male wieder gesehen. Zu keinem bestimmten Glauben sich bekennend und keinem vor den übrigen den Vorzug gebend, hiess er jeden Mann von Werth willkommen, und nahm den Tüchtigen, wo immer er auch herkam, mit gleicher Bereitwilligkeit an seinem Hofe auf. Nach ähnlichen Grundsätzen verfahren diejenigen unter seinen Nachfolgern, welche im Norden und Nordwesten Asiens, in Sibirien und an der Wolga, zwei ausgebreitete Tatarenhorden bildeten. An den Grosskhan einer solchen Horde fertigte um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Pabst Innocenz der Vierte einen Gesandten ab, den Franciskaner Carpin. Die Briefe, die er mit sich führte, baten den morgenländischen Fürsten, den zahlreichen, in seinem Gebiete wohnenden Christen mild und gnädig zu begegnen. Der Mönch war mit seiner Aufnahme zufrieden, und entwarf, nachdem er zurückgekehrt, eine Reisebeschreibung. So lächerlich auch die Erfindungssucht oder die Leichtgläubigkeit des Verfassers sich in ihr darstellt, so enthielt sie doch immer Winke über die Ferne, und machte auf das Unbekannte wenigstens aufmerksam. Wenige Jahre später begab sich der Niederländer Wilhelm Rübriquis — Ruisbroek — von Ludwig dem Heiligen gleichfalls an einen Khan gesandt, auf die Reise, zog über den Euphrat, und durchwanderte einen grossen Theil von Mittelasien. Seine Berichte, auch jetzt noch anziehend, stellten den Osten in ein freundlicheres Licht, und erweckten eine Begierde zu reisen, die ihre Tadler wie ihre Lobredner fand. Man verliess den heimischen Heerd, um in der Tatarei sein Glück zu machen. Um vieles wichtiger aber für die Erdkunde ward Marco Polo, der Vene-

zianer, welcher von seinem Vaterlande auf Entdeckungsreisen ausgesandt, bis nach China vordrang, und über den asiatischen Osten, wie über die Küsten und Inseln des indischen Meeres, die ersten deutlichen Nachrichten zurück brachte. Von den Genuesern in einem Seegefechte zum Gefangenen gemacht, soll er im Kerker seine Reiseberichte ausgearbeitet haben *). Mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts reiste Haiton, ein König von Armenien, durch den Orient, und begab sich, zurück gekehrt, nach der Insel Cyprus, wo er Mönch ward und seine Geschichte vom Reiche der Tartaren schrieb. So häuften sich die Nachrichten über Asien, und ward auch Vieles auf Glauben angenommen, was die Probe der Wahrheit nicht bestand, so bildete sich in Europa dessenungeachtet eine bestimmtere Vorstellung von dem Erdtheil, von welchem alle Bevölkerung und alle Bildung ausgegangen. Es sey genug, hier nur noch den Johann Maundeville zu nennen, einen Engländer, der etwas später als jener König sein Vaterland verliess, und vier und dreissig Jahre im Morgenlande zubrachte **).

Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts stand Tamerlan, Timur-Lenk, ein Emir der Mongolen, der

*) Er setzte seine Nachrichten in lateinischer Sprache auf; sie wurden aber bald in die meisten neueren europäischen übertragen. So sehr auch seine Wahrheitsliebe von Manchem angefeindet wird, so gab er doch der Erdkunde einen ungemein nachwirkenden Schwung, und Maltébrun, der Kenner im Fache, nennt ihn „den Humboldt des dreizehnten Jahrhunderts“. Nach Einigen soll er zuerst den Gebrauch des Schiesspulvers und der Magnethadel, der Landkarten und des Astrolabiums aus China nach Europa gebracht haben.

**) Er soll nach England zurück gekommen seyn, ohne zu wissen, dass es England ist. Die echte Ausgabe seiner Reisen führt den Titel: *The Voiage and Travaile of Sir Joh. Maundevile, which treateth of the Way to Hierusalem and of Marvailles of Inde.* 1727. 8.

sein Geschlecht vom Dschingis Khan herleitete, in Asien auf, unterwarf sich eine grosse Anzahl von Völkern, schlug die Osmanen, die so eben den Europäern fürchterlich zu werden angefangen, und zog dann nach Osten zurück, um einen siegreichen Kampf gegen China zu beginnen. Aber auf diesem Zuge starb er, und sein Reich löste sich in mehrere Glieder. Timur war nicht ohne gelehrte Kenntnisse; er schätzte die Wissenschaften, und begegnete ihren Jüngern mit auszeichnender Ehrerbietung. Gar Mancher, dem in Europa keine Hoffnung schimmerte, nahm seine Zuflucht zu ihm, und besonders waren es Italiäner, die in seine Dienste traten. Eine neue Verbindung zwischen Asien und Europa, ein neuer Weg zur Erweiterung der Kunde vom Morgenlande.

Indessen hatten die Spanier und die Portugisen mit glücklich belohnten Anstrengungen gegen die Mauren in ihrer Halbinsel gefochten, und die Fremdlinge nach der Südküste zurück gedrängt. Durch den glänzenden Sieg in den Ebenen von Ourique hatte Alfons der Erste, Portugals Beherrscher, von ihrem drohenden Uebergewichte sich befreit; Alfons der Dritte, der Wiederhersteller, vollendete die Eroberung Algarbiens. Nachdem darauf der gelehrte König Dionys, den seine Unterthanen den Vater des Vaterlandes nannten, die glückliche Lage seines kleinen Staates zu nutzen, und durch seine wohlthätigen Verordnungen die Betriebsamkeit der Bürger zu befördern, den Ackerbau, den Handel und die Schifffahrt zu unterstützen gesucht, gelangte endlich Johann der Erste, Peter des Strengen unehelicher Sohn, auf den portugisischen Thron. Denn Beatrix, die Königstochter und rechtmässige Erbin der Krone, war mit dem Könige von Kastilien vermählt; den Grossen des Reiches aber schien eine

Verbindung mit Kastilien, ihres kleineren Staates mit einem grösseren, so verhasst, dass sie es vorzogen, den unechten Stamm des königlichen Hauses auf dem Herrschersitze zu sehen, und den kriegskundigen Johann als ihren König zu begrüßen. Die Kastilier griffen zu den Waffen, und rückten mit eroberungslustigem Muthe auf die Grenzen ihrer westlichen Nachbarn los; aber die Niederlage bei Aljubarotta, wo Johann, von seinem Schwiegervater, dem Herzoge von Lancaster, unterstützt, der Wahl seines Volkes sich würdig gezeigt hatte, zerstörte ihre Hoffnung, und sicherte dem Geschlechte der unechten Burgunder den Thron von Portugal. So gewährte der Friede mit Kastilien dem thätigen Könige Raum, für die Wohlfahrt seines Landes zu sorgen. Zwar gehorchte das Volk noch keinesweges einem Fürsten, an welchem der Tadel der Geburt haftete, mit williger Ergebung, und die Mächtigen im Staate, die bei ihrer Wahl selbstsüchtig genug für ihren eigenen Vortheil gesorgt hatten, erhoben widerspenstig ihre Häupter; dennoch wusste er seiner Regierung den Charakter des kräftigen Nachdrucks zu geben, verlegte seinen Herrschersitz von Coimbra nach Lissabon, und war so glücklich, Ceuta, eine Feste an der Nordküste Afrika's, den saracenischen Händen zu entreissen. Jetzt war seiner Thätigkeit eine freiere Bewegung gestattet; er verwendete die wackeren Streiter, welche während des Friedens keine Beschäftigung für ihr Schwerdt fanden, zu Seereisen und Entdeckungen. Es wäre aber hierin dessenungeachtet bei den ersten Versuchen geblieben, wenn nicht treffliche Söhne, unter diesen vorzüglich Heinrich der Seefahrer, mit unermüdlichem Eifer ihn unterstützt hätten.

Frühzeitig schon dem Studium der Erdkunde ergeben, hatte Heinrich sein Auge auf entfernte Gestade gerichtet, und schien im Geiste den Zug der Helden zu ahnen, welche dereinst zur Mündung des Tajo nach den fernsten Himmelstrichen von Asien hinaussegeln sollten. Sein älterer Bruder, Don Pedro, Johanns zweiter Sohn, hatte verschiedene Reisen in Afrika und Asien gemacht, und bereicherte den jüngeren mit seinen Erfahrungen. Durch diese Fingerzeige um so lebhafter für seine Pläne begeistert, zog sich Heinrich nach Sagres zurück, einem Schlosse in der Nähe des Vorgebirges Sankt Vincent, der südwestlichen Spitze von Portugal, sann in der Einsamkeit desto ungestörter den künftigen Unternehmungen nach, und brachte seine Entwürfe immer mehr zur Reife. Wer in den mathematischen Wissenschaften sich einigen Ruhm erworben hatte, begab sich zu dem jungen Fürsten, und war einer freundlichen Aufnahme gewiss; wer Kenntnisse auf Reisen gesammelt und fremde Ufer gesehen, galt in Sagres ein willkommener Gast. Der Jüngling, welcher gegen die Mohren mit gepriesenem Heldenmuth gefochten, und nach der Erringung Ceuta's von seines Vaters Händen den Ritterschlag erhalten hatte, sass in der stillen Kammer des Meerschlosses, von Landkarten und Messwerkzeugen umgeben, befestigte sich immer ernstlicher in dem Gedanken, an die Erhebung Portugals durch Entdeckungen und Ausbreitung des Handels seine Ruhe und seine Kräfte setzen zu müssen, und beschloss, die Einkünfte, welche er als Grossmeister des Christordens bezog, auf diesen Zweck zu verwenden. „Talent de bien faire“ wurde der Wahlspruch auf seinem Wappen, und prangte nachmals an allen

entdeckten Orten, unter dem Bilde des Erlösers oder über den Thoren der Festungen zu lesen.

Die Westküste von Afrika war's, daran sich Heinrichs fröhliche Hoffnungen hefteten. Das Gerücht von der Umschiffung dieses Erdtheils durch die Phönizier, aus dem Alterthume, wie eine lockende Mahnstimme, zurück tönend *), die Entdeckungsreisen des Hanno, des karthaginensischen Feldherrn, der an dieser Küste hinsteuernd, zu merkwürdigen Völkern gelangt war, und in zweien grossen Strömen, wahrscheinlich dem Senegal und der Gambia, Krokodile und Flusspferde gefunden hatte; beides spornte den jungen Fürsten, und belebte den Muth in ihm, dessen er zur Ueberwindung mancher Schwierigkeit bedurfte. Denn an Schwierigkeiten gebrach es ihm so wenig, als irgend einem Andern, der, einen neuen Weg betretend, die alten Meinungen beleidigt. Die Meisten hielten dafür, dass ein christlicher Fürst seinen Ruhm auf dem Felde der Schlacht gegen die Saracenen, nicht aber wie ein Kaufmann oder ein wagelustiger Abentheurer, auf den Wellen suchen müsse; dabei beherrschte die Gemüther ein entsetzliches Grauen vor dem Süden; die heisse Zone

*) Eine grosse Anregung für Heinrich war die Nachricht, dass Eudox von Cycicus aus dem rothen Meere in's Weltmeer geschifft und auf diesem bis nach Gibraltar gelangt sey. Die Umseglung Afrika's wurde nachher oft bezweifelt, und vom Hipparch als unmöglich erkannt. Des letzteren Meinung, dass jedes Weltmeer ein für sich Abgeschlossenes bilde, folglich keine Fahrt aus dem einen in das andere denkbar, hatte auch Ptolomäus angenommen, und die Aussprüche dieses Erdkundigen standen zu Heinrichs Zeiten in so unerschütterlichem Ansehen, dass ihr Bezweifler seine Vernunft in schlechten Ruf brachte. Dennoch entfernte sich Heinrich von diesem Systeme, und wandte sich den Hypothesen zu, die seinen Wünschen mit einer Erfüllung schmeichelten.

unserer Erde, bildete man sich ein, glühe unter der senkrechten Sonne, da rinne kein Fluss, da keine kein Blättchen aus der versengten Erde, und der Mensch könne dort so wenig als unter dem starrenden Nordpol weilen; das äusserste Ziel einer möglichen Schifffahrt sey das Vorgebirge Bojador, wer darüber hinaus segle, kehre nicht wieder zurück; dahinter glühe selbst die Luft so entsetzlich, dass die Wellen des Meeres, während sie an die Küste sich wälzen, vor Hitze kochen. Widersprüche dieser Art liessen sich verlachen; ein Anderes war's mit gegründeteren Hindernissen. Die Kunst der Schifffahrt hatte sich das ganze Mittelalter hindurch ihrer Kindheit nicht entrissen; während man auf offenem Meere unfehlbar eine Beute der wilden Strömungen zu werden glaubte, und daher den Krümmungen der Küste nachsegelte, fürchtete man zugleich die Felsen des Strandes, und scheute sich vorzüglich, hervorragende Gebirgsmassen zu umsegeln. Die Kiele scheuten die Freiheit der See, und zitterten vor dem Beschränkungsgebiete des Ufers. So hatte man sich an der Westküste von Afrika nur bis zu den Grenzen Marokko's gewagt; dem Vorgebirge Chaunor war der Name Kap Non geworden, und so bezeichneten die Seefahrer treffender, als ihrem Ruhme frommte, die kindische Befangenheit ihrer Wissenschaft.

Heinrich der Seefahrer widersetzte sich den Vorurtheilen, und ging jeder Schwierigkeit unverdrossen entgegen. Doch konnten die ersten Versuche nur von beschränktem Umfange seyn. Er rüstete einige Fahrzeuge, übergab sie der Leitung beherzter Männer, und ermuthigte sie durch Mittheilung seiner Ansichten. Sie zogen hinaus, und umschifften das gefürchtete Vorge-

birge Non, welches bisher, gleich einem riesenhaften Schreckbilde, die Neugier und den Muth zurück gescheucht hatte. Es war der erste Schritt; unbedeutend und armselig an sich selbst, fruchtbar aber in seinen Folgen, der Herold einer kräftigen Thätigkeit, die erste Regung zur Grösse der Portugisen. Er geschah im zehnten Jahre des funfzehnten Jahrhunderts. Mit klopfendem Herzen schwammen die Segler weiter, ein unbekanntes Gestade dehnte sich vor ihren Blicken aus; aber bald thürmte es sich zu einem neuen Vorgebirge auf, dem Kap Bojador, und dieses zu umfahren getrauten sie sich nicht. Sie kehrten heim, und wurden von ihrem fürstlichen Aussender, als die Bürger einer entdeckungsreichen Zukunft, freundlich empfangen.

Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz Teixeira, die einige Jahre später die Leitung verschiedener Fahrzeuge erhielten, wurden durch einen Ostwind von der afrikanischen Küste entfernt, geriethen in's offene Meer, und stiessen auf eine Insel, die sie Porto Santo nannten. Ein Hofmann, den Heinrich ihnen mitgegeben hatte, brachte die Kunde nach Sagres. Niemand fröhlicher, als Fürst Heinrich; er erinnerte sich der Inseln der Glückseligen, mit denen die Alten das westliche Meer bevölkerten, der Purpureilande, von welchen die Schriften des Plinius sprechen. Während dessen sahen die Zurückgebliebenen von Porto Santo aus eine Wolke am Horizonte schwimmen; sie erblickten sie mit jedem Tage wieder, steuerten endlich zu ihr hin, und entdeckten die schöne, mit reichen Waldungen besetzte Madeira-Insel. Was aber mehr als die Pracht des Eilandes sie in Erstaunen setzte, waren die Spuren eines gebildeten Bewohners, der hier gelebt haben

musste. Es war der Engländer Eduard Macham, welcher mit seiner Geliebten, aus dem Vaterlande fliehend, hieher seine Zuflucht genommen, und nach dem Tode der Gefährtin über ihrem Grabe eine Kapelle gebaut hatte. Sein Andenken zu verewigen, wurde der Meerbusen daselbst „Machico“ genannt, die Insel aber vom Prinzen Heinrich in zwei Kapitanien getheilt, und den beiden Entdeckern als eine Belohnung ihrer Dienste geschenkt.

Nach dem Tode Johanns des Ersten, des thätigen Königs, gelangte (1433) Eduard, der älteste seiner Söhne, zur portugisischen Krone. Das Glück seines Vaters begleitete ihn nicht; ein trauriger Feldzug gegen Tanger schlug den aufstrebenden Muth der Portugisen nieder, und gab Ferdinand, seinen jüngeren Bruder, in die Hände der Saracenen. Sie forderten Centa für seine Freiheit zurück; der junge Königsohn weigerte sich, um einen solchen Preis die Rückkehr in sein Vaterland zu erhalten; er trug seine Fesseln mit Ergebung, und starb im Gefängnisse, in Calderons meisterhafter Dichtung, „der standhafte Prinz“ noch heut auf der Bühne bewundert. Durch das klägliche Schicksal eines solchen Bruders niedergebeugt und vom Unglück seines Vaterlandes schmerzlich verwundet, hatte Heinrich der Seefahrer weder Neigung noch Gelegenheit, die begonnene Ausführung seiner Lieblingsentwürfe fortzusetzen. Doch sann er im Stillen ihnen weiter nach, und so war die Zeit der Unthätigkeit nicht ganz verloren.

Doch König Eduard sass nicht lange auf dem Throne; nach fünf Jahren schon nahm ihn der Tod hinweg, und die Krone gelangte auf das Haupt Alfons des

Fünften, seines erstgeborenen Sohnes. Aber dieser stand noch in unmündigem Alter, und so erhielt Don Pedro, des Seefahrers älterer Bruder, die Verwaltung des Reiches. Um seinen neuen Pflichten mit unzer splitterter Aufmerksamkeit leben zu können, überliess dieser die Entdeckungen und ihre Benutzung gänzlich seinem jüngeren Bruder; zu dem Ende gestattete er ihm, von seinen Einkünften beliebigen Gebrauch zu machen. Das hatte Heinrich während Eduards Regierung nicht gekonnt; das Unglück hatte die Herzen entmuthigt, und jeder neuen Unternehmung einen gehässigen Anstrich gegeben; das Geschrei der Aengstlichen hatte das Uebergewicht erhalten, sie sprachen von der Entkräftung des kleinen Staates, welchem mit den Luftschlössern des Fürsten schlecht gedient sey, und brachten es bald dahin, den König Eduard zum Gegner aller Entdeckungsversuche zu stimmen. Die Regierung des Neffen, oder richtiger, die Regierung Don Pedro's, war dem Seefahrer günstiger. Der Wechsel der Verhältnisse zeigte sich sehr bald in glücklichen Folgen. Mit dem nächsten Jahre schon war das Vorgebirge Bojador umschifft; Gilianes hiess der Flottenführer, der über die drohende Klippe hinaus zu steuern wagte *). Kurz darauf erreichten Anton Gonzalez und Nugno Tristan das weisse Vorgebirge; die neuen Entdeckungen fingen an, eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu wecken; die mitgebrachten Pflanzen und Menschen, niegesehene Erscheinungen, reizten die Neugier, und erregten allmählich auch die Gewinnsucht;

*) Es erhielt seinen Namen von einem portugisischen Zeitworte, welches „hervorspringen“ bedeutet.

schon galt Heinrich nicht mehr für den leichtfertigen Abentheurer, der Geld und Menschen an Hirngespinnste vergeudete; man sprach mit Ehrfurcht von ihm, nur heimlich wagten seine Gegner ihre Widersprüche; die Unbeschränkteren, von keinem hartnäckigen Eigendünkel verblindet, nannten ihn den Stolz des Vaterlandes, und die thatenlustige Jugend drängte sich zu seinem Dienste.

So erfolgte die Erwerbung der südlichen Kanarien. Diese reichbegabten Eilande, dem Vorgebirge Non gegenüber, von dem geheimnissvollen, jetzt verschwundenen Volke der Guanches bewohnt, welches die Einbalsamirung der Leichen verstanden, das weibliche Geschlecht mit zarter Achtung behandelt, und in seiner sittlichen Bildung eine wunderbare Hochstufe gezeigt haben soll, waren im vorhergehenden Jahrhunderte von den Spaniern, da die vorrückenden Mauren sie drängten, entdeckt und mit Gewalt der Waffen in Besitz genommen worden. Nachdem aber das siegreiche Kreuz den Ungläubigen sich furchtbar gemacht hatte, wandten die Spanier auf die neuentdeckten Inseln wenig Sorgfalt, und Heinrich der Prachtige von Kastilien schenkte sie seinem Seefeldherrn, einem Franzosen, als einen Lohn für geleistete Dienste. Dieser überliess sie durch Tauschvertrag seinem Vetter Jean de Betancour, welcher sie Heinrich dem Seefahrer abtrat. Indessen gewährten sie dem neuen Besitzer keinen erheblichen Nutzen; nur zur Ausbreitung des christlichen Glaubens trugen sie bei, und als die Spanier nach dem Tode des Seefahrers sich zur Wiedereroberung derselben rüsteten, wurden sie ihnen ohne sonderliche Weigerung überlassen *).

*) Eman. de Faria y Sousa Epitome de las Hist. Portug. I. 4.

Wichtiger war die Umschiffung des grünen Vorgebirges, wo das afrikanische Ufer, zwischen den Mündungen des Senegal und der Gambia sich hinziehend, ein reicheres Ansehen darbot, und eine gedrängtere Bevölkerung verrieth. Nugno Tristan hatte es umsegelt; der Auffindung des Vorgebirges folgte bald die Entdeckung der Inseln, die ihm gegenüber liegen, und von ihm ihren Namen erhalten haben. Während dessen stiess Don Gonzalo Vallo im atlantischen Meere auf die Habichtsinselfn, die Açoren, die er unbewohnt fand, und nahm sie gleichfalls für Heinrich den Seefahrer in Besitz *).

Wenn die neugemachten Entdeckungen nicht als ein unnützer Glücksfund bald wieder verlassen werden sollten, so musste für ihre Benutzung mit kluger Vorsicht gesorgt werden. Fürst Heinrich liess es an treffenden Maassregeln nicht fehlen. Während von den afrikanischen Küsten geraubte Neger nach Portugal gebracht, und bereits eine so bedeutende Masse von Goldstaub erhalten worden, dass König Alfons für den Kreuzzug, welchen er dem Pabste Kalixtus dem Dritten versprochen, aus dem gewonnenen Metall Krusaden schlagen konnte, liess man an allen Punkten des Ufers portugisische Hausthiere zurück, und pflanzte nach Madeira das Zuckerrohr und die Reben von Sicilien und Cyprus über. Bei dem Allen fanden sich für einen Ver-

*) Die Holländer nennen sie „die flandrischen Inseln,“ weil sie behaupten, dass flamländische Seefahrer sie früher als die Portugisen entdeckt haben. Doch schienen die Flamländer nur die Inseln Florez und Corvo, welche Vallo nicht besuchte, zuerst gesehen und bevölkert zu haben. Denn der grösste Theil der heutigen Einwohner ist portugisischer Abstammung.

Verkehr mit den aufgefundenen Völkern die widerwärtigsten Schwierigkeiten. Die Neger liefen vor den weissen Ankömmlingen davon, oder schritten ihnen mit bewaffneter Hand entgegen; die Unkunde der Sprache machte jede Verständigung unmöglich, und an den Tauschhandel mit den Mohren gewöhnt, wollte man zu den Europäern durchaus kein Zutrauen fassen. Erst nachdem Johann Fernandez, ein seltenes Beispiel von Selbstverbannung zum Frommen des Vaterlandes gebend, freiwillig unter ihnen zurück geblieben, und ihre Sprache wie ihre Sitten ein wenig kennen gelernt hatte, leitete sich allmählig ein Handel mit ihnen ein, und so wurde auf Arguin in der Nähe des weissen Vorgebirges, sobald man eine kleine Festung erbaut hatte, unter der Aufsicht des Ferdinand Gomez eine Handelskammer errichtet. Hiemit öffneten sich neue Quellen der Betriebsamkeit; haufenweise meldeten sich die Reiselustigen zu den Segeln, in neuen Entdeckungen suchte man das Glück seiner Zukunft; Afrika's Westküste versprach einen unberechenbaren Gewinn, die Auffindung unbekannter Länder einen bleibenden Ruhm. Der Muth wuchs, wie gewöhnlich, mit dem Glücke, die Vorurtheile mussten verstummen, das kleine Ländchen gährte freudig in allgemeiner Bewegung; die Einwohner von Lagos, Heinrichs Nachbarn, rüsteten mit seiner Bewilligung eine Flotte aus, und streiften vom Goldflusse, der zwischen der Bojadorspitze und dem weissen Vorgebirge in die See mündet, bis hinunter zu den Arguininseln und den Inseln des grünen Vorgebirges.

Nachdem darauf Don Pedro, der Reichsverweser, Porto Santo und Madeira dem Seefahrer feierlich als sein Eigenthum abgetreten hatte, hielt es dieser für

räthlich, zu seinen ferneren Unternehmungen sich die Geneigtheit des römischen Bischofs zu erwerben. Don Ferdinand Lopez d'Acevedo, sein Gesandter, entwickelte vor dem versammelten Kollegium der Kardinäle in eiferbeseelter Rede die Absichten seines Herrn; er sprach von der weiteren Verbreitung des christlichen Glaubens und von dem Uebergewichte, welches man durch fortgesetzte Entdeckungen unfehlbar über die Bekenner des Mahomed erhalten würde. Pabst Martin der Fünfte freute sich des frommen unternehmenden Fürsten; er liess ihm Glück wünschen, sprach den Portugisen sämtliche Erdstriche, welche sie auf dieser Seite entdecken würden, feierlich zu, gestattete den Entdeckern verschiedene Vorrechte, und verhiess einem Jeden, der den Hafen von Lissabon verliess, durch einen allgemeinen Ablass die Vergebung seiner Sünden. Die Bulle, welche er desshalb nach Portugal sandte, ward von mehreren seiner Nachfolger bestätigt.

Die letzten Lebensjahre Heinrichs des Seefahrers waren für sein Vaterland stürmische Zeiten des Unglücks. Der junge König gerieth mit seinem Oheim in Zwist, von beiden Seiten zog man gewaffnet einander entgegen, und Don Pedro, der Reichsverweser, blieb auf dem Felde der Schlacht. Heinrich erlebte die Freude noch, das Vorgebirge Sierra Leone entdeckt, und dadurch seine Bemühungen bis an die Grenzen der nördlichen Guineaküste vorgerückt zu sehen. Er starb (1463) in einem Alter von sieben und sechszig Jahren, hinterliess sein Vaterland in der Morgenröthe eines schönen Tages, in der Erwartung Johannis des Zweiten, eines vielversprechenden Herrschers, und nahm die Segenssprüche seiner Mitbürger mit hinüber in die

Ewigkeit. Die grossen Ereignisse der nächstfolgenden Zeiten waren durch ihn vorbereitet; seiner Beharrlichkeit verdankte Portugal seine Grösse, seinen Reichthum und Ruhm; in einer Geschichte der geistigen Wiederauflebung Europa's steht Heinrich der Seefahrer als eine der vorzüglichsten Gestalten da, und wenige Fürsten haben so verdienstvoll, wie er, ihrem Wahlspruche nachgelebt.

Ehe noch König Alfons aus dem Leben geschieden, hatte Pedro d'Escovar die Grenzlinie der nördlichen Halbkugel erreicht; er betrat die Fürsteninsel und Sankt Thomas, und entdeckte bald auch das Eiland Anno-bon, eigentlich Anno bueno — gutes Jahr — weil er es (1472) am ersten Januar erblickt hatte. Die Freude über alle diese Entdeckungen ward durch die Eroberung von Tanger, vor dessen Mauern bereits so viele Söhne Portugals gefallen, glänzend erhöht.

Zweites Kapitel.

Johann der Zweite, der Sohn des Alfons, erfüllte als König (1481) die Hoffnungen, welche er als Erbprinz erregt hatte, fast über die Erwartung. Portugal hat keinen entschlosseneren Fürsten, als ihn, auf seinem Thron gesehen. Des festen Vorsatzes, die Macht des Adels, die unter seinen Vorfahren bis zur gefährlichen Höhe gestiegen war, zu brechen, trat er mit ihm unerschrocken in den Kampf, liess den gefürchteten Herzog von Braganza auf öffentlichem Platze enthaupten, und tödtete den Herzog von Viseu, den Ersten unter den vornehmen Missvergnügten, mit eigener Hand.

Sein Sieg über den Adel gereichte dem Lande zum Heil; sichere Ruhe, bessere Gesetzgebung und eine wohlthätigere Staatsverwaltung waren die Folgen.

Aber auch die Geschichte der Entdeckungen nennt diesen Fürsten mit Auszeichnung. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung ward Digo Cam hinaus gesandt, schiffte über den Aequator fort, und entdeckte das Vorgebirge Sankt Katharina, die Mündung des grossen Zairestromes und das Königreich Kongo. Es wurden Neger mitgenommen, und Portugisen dafür zum Pfande zurück gelassen; nachdem darauf Rodrigo de Sosa, von mehreren Geistlichen begleitet, das Land zum zweiten Male besucht hatte, liess der König mit seiner Familie sich taufen *). Zwar gab er bei einer Empörung, welche unter seinen Negern gegen den christlichen Glauben durch Missverständnisse sich entsponnen, den feindseligen Einflüsterungen Gehör; endlich aber wurde er durch seinen ältesten Sohn, der unter den bedenklichsten Umständen ein treuer Christ geblieben, anders gestimmt, und nahm freudigen Antheil an dem Siege seiner weisen Gäste über ihre Widersacher. Um dieselbe Zeit ward auch der jaloffische Fürst Bemoin ein Christ, und seine prachtvolle Taufe zu Lissabon entzückte die theilnehmenden Zuschauer. Doch der Neubekehrte erfreute sich nicht lange des besseren Lichtes; Pedro Vaz d'Acugna, den er zur senegambischen Küste, seinem Vaterlande, begleitete, stürzte ihn mit eigenem Schwerdte zu Boden, und der Verrath, welchen der Mörder als das Verbrechen des Fürsten angab, war vielleicht der Deckmantel einer sträflichen Leidenschaft.

*) Der neue königliche Christ erhielt den Namen Alfons.

Während dessen hatte König Johann durch einen Gesandten aus dem Königreiche Benin in Oberguinea mit Erstaunen die Nachricht vernommen, dass im Nordosten dieses Landes ein geistlicher Fürst, Oganesthrone, der seine königlichen Vasallen mit Kreuz und Scepter belehne. Bemoin, der Jaloffe, hatte von den östlichen Gegenden jenseit der Handelstadt Tombuktu etwas Aehnliches berichtet. So bildete sich die Sage vom Priester Johannes, dem christlichen Monarchen in Aethiopien. Der König entsandte zwei Männer, die diesen Fürsten zu Lande aufsuchen sollten; aber das Paar kam nur bis Jerusalem, und kehrte, vielleicht weil es der arabischen Sprache nicht mächtig, unverrichteter Sache zurück. Johann war der Mann nicht, den vergebens gethane Schritte zurück schreckten. Zwei neue Botschafter, Peter von Covillan und Alfons von Payva, erhielten den Befehl, alles Merkwürdige auf ihren Reisen sich aufzuzeichnen, und wurden zu Santarem im königlichen Schlosse feierlich entlassen; sie nahmen ihren Weg nach Aegypten, betraten Alexandrien und Kairo, und gingen von dort nach Aden, der vielbesuchten Hafenstadt Arabiens. Hier trennten sie sich. Covillan reiste nach Indien, segelte über das arabische Meer wieder nach Afrika, betrat die Küste von Sofala, wo er sich von einem Seewege nach Ostindien um Afrika überzeugte, kehrte dann nach Kairo zurück, und hörte hier, dass Payva, sein Geschäftsgenosse, auf dem Wege nach Aethiopien erschlagen worden. Indessen ertheilte er von Kairo seinem Könige schriftliche Nachricht, begab sich selbst nach Aethiopien, und wurde von Alexander, dem Könige Abyssiniens, mit gastfreundlichem Wohlwollen aufgenommen, von dessen

Nachfolger Nahu aber in's Gefängniss geworfen. König Johann, der bereits auch durch einen abbyssinischen Priester zu Rom nähere Auskunft erhalten, hatte während dessen schon zwei sachverständige Juden nach dem Morgenlande geschickt, damit sie von dem Waarenverkehr zu Ormus sich überzeugen, und die Karavanenstrasse von Bassora nach Aleppo näher erforschen möchten. Das Paar kehrte mit befriedigendem Berichte zurück *), und wurde sodann nach dem östlichen Afrika zur Aufsuchung des Covillan abgefertigt. Doch musste dieser bis funfzehn hundert und zwanzig in seinem äthiopischen Kerker schmachten. — Auf solche Weise hatte sich die erdkundliche Umsicht des portugisischen Königs um Vieles erweitert, und der Gedanke, dass sich Indien durch eine Umseglung Afrika's auf dem Meere erreichen lasse, war bereits zur Gewissheit gereift.

Portugal ging seinem glänzenden Zeitalter mit raschen Schritten entgegen. Die Schifffahrt entsagte ihrer kindischen Aengstlichkeit, und hörte auf, eine blosse Küstenseglung zu seyn; die Sternkunde machte sichtbare Fortschritte, die Werkzeuge zu Messungen wurden vervollkommnet, die Vorkehrungen zur Erforschung des Meeres vervielfältigt und verbessert. Man baute die Fahrzeuge nach einem klügeren Plane, rüstete sie mit zahlreicherer Mannschaft, und lernte sich mit glücklicherem Erfolge gegen die Launen des Meeres sichern.

*) König Johann hatte die aus Kastilien vertriebenen Juden gegen Entrichtung eines Schutzgeldes aufgenommen, und sah durch diese thätigen Leute die Betriebsamkeit in seinem Reiche befördert. Bei der Gunst des Hofes, dessen die Schützlinge sich bald erfreuten, erstanden unter ihnen Männer von hoher Bildung, und leisteten der Krone bedeutende Dienste.

Bartholomeo Diaz erhielt den Befehl, vom Zaire aus die Westküste Afrika's zu verfolgen; er schiffte vor den Mündungen vieler Flüsse vorüber, sah die Küste der Namaquahottentotten und das Land der Buschmänner, erreichte das südwestlichste Afrika, und gelangte endlich zu einem Vorgebirge, bei welchem das Gestade eine ganz andere Wendung zu nehmen schien. Hier aber ereilte ihn ein furchtbares Sturmweather, und schleuderte in der Finsterniss sein Vorrathsschiff weit von ihm weg. Nur mit der äussersten Anstrengung überlebte das kleine Geschwader die Wuth der empörten See; aber das Schiffsvolk gerieth in Unwillen, es widersetzte sich jedem Befehle, und alle lockenden Versuche des Führers, seine Leute zur Fortsetzung der Reise zu bewegen, waren vergebens. Nach Errichtung einer steinernen Säule am Ufer trat man daher den Rückweg an, und erblickte nach einigen Tagen das verloren geglaubte Fahrzeug, auf welchem von neun Männern drei dem Tode entgangen waren. Das Entzücken der Umarmung war unbeschreiblich; Ferdinand Colazzo gab, da er seinen Hauptmann wieder erblickte, gleichsam vom Blitzstrahl der Freude getroffen, seinen Geist auf. Nach sechzehn Monaten segelte das Geschwader zum Hafen von Lissabon wieder hinein; voll frohen Bewusstseyns stattete Diaz seinem Könige Bericht ab, schilderte die gefundenen Küsten, sprach aber auch mit Schauder von den unheimlichen Schrecken jener Südspitze, die er das stürmische Vorgebirge nannte. Johann dagegen erblickte in dieser Schreckensspitze ein ganz anderes Wahrzeichen; die auffallende Aenderung im Laufe der Küste belebte seine Ahnungen auf's Neue, er verglich die Erzählung des Diaz mit Covillans Nachrichten, über-

liess sich seiner jauchzenden Hoffnungslust, und nannte die furchtbare Südklippe das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Während die Küstenstriche von Loango und Kongo mit vorläufigen Niederlassungen besetzt wurden, stellte sich dem Könige Johann ein Gast dar, dessen Zurückweisung ihn später mit bitterer Reue schmerzte. Es war Christoph Kolumbus, der unsterbliche Genuesser, welcher ihm den Plan zur Entdeckung eines neuen Erdtheils jenseit der atlantischen See vorlegte. Der König, sonst seinen Mann mit schnellen Blicken erkennend und kühne Entwürfe nicht ihrer Kühnheit wegen als lächerliche Hirngespinnste verdammend, konnte sich mit diesem seltenen Geiste nicht verständigen, und entliess ihn ohne tröstliche Erklärung. Kolumbus wandte sich nach Kastilien, Amerika ward entdeckt, die Wunderprodukte der neuen Welt langten in Spanien an, und Johann gewahrte mit reuevollem Neide den Unterschied zwischen den Amerikanern und den Negern, die seine Entdecker mit heimzubringen pflegten. Seine Unvorsichtigkeit verdammend, veranstaltete er geheime Rüstungen, und machte sich bereit, die Entdeckung des Genuesers durch Waffengewalt in seinen Besitz zu erhalten. Aber Ferdinand der Katholische, Kastiliens König, vernahm es durch seine Kundschafter, und beklagte sich desshalb bei'm heiligen Vater zu Rom. Da zog Pabst Alexander der Sechste die berühmte Scheidelinie, welche von Norden nach Süden hundert Stunden westlich von den Azoren und den kapverdischen Inseln laufend, alle westlichen Entdeckungen den Spaniern, alle östlichen den Portugisen zusprach. Einstweilen waren die Zwistigkeiten beider Völker hierdurch geschlichtet.

Bald darauf starb König Johann der Zweite. Man nannte ihn „den vollkommenen Fürsten;“ er verdiente das ehrende Wort, und sein Stern würde am Himmel der Geschichte noch flammender leuchten, wenn neben dem Throne seines Nachfolgers die Glücksgöttin nicht weit treuer und gunstreicher noch dagestanden hätte (1495).

König Emanuel, welchen die Geschichte den Grossen nennt, gelangte, nachdem sein älterer Bruder Alfons durch einen Sturz vom Pferde um's Leben gekommen, in einem Alter von ein und zwanzig Jahren auf den Thron seiner Väter. Er hatte als Knabe schon auf Johannis Befehl die Erdkugel als Sinnbild in sein Wappen aufgenommen, und liess es nun seine erste Sorge seyn, den Weg der Entdeckungen, der unter seinem Vorfahr mit so vielversprechendem Glücke begonnen worden, durch jede mögliche Anstrengung bis zum erwünschten Ziele zu fördern. Doch, ein jugendlicher Fürst, wollte er zuvor seinen Staatsrath befragen. Da verriethen sich sehr verschiedene Gesinnungen; die Einen hassten jeden Entdeckungsversuch, sie sahen nichts als Uebermuth und heillose Unzufriedenheit darin, sie sprachen von dem abentheuerlichen Leichtsinn und der Habsucht, welche seit den Seereisen den portugisischen Charakter vergiftet, und prophezeiten den Untergang des Staates, wenn sie nicht gänzlich eingestellt würden; die Andern wünschten dem Reiche wegen der gemachten Fortschritte Glück, beschworen den König aber, bei der erreichten Ausdehnung stehen zu bleiben, und führten die Sprüche der Mässigkeitslehre, welche gar oft das Halbe empfiehlt, laut im Munde; eine dritte Parthei verdamnte alles Stehenbleiben, hiess muthig die Voll-

endung des Werkes herbei führen, und schilderte die daraus folgende Grösse Lissabons, dessen Hafen schwerere Schätze und zahlreichere Kaufgäste, als Venedig und Genua, sehen würde. Kein Wunder, wenn der König diesen Letzteren sich zuneigte; sie hatten seine eigene Meinung ausgesprochen. — Eine neue Entdeckerlust erwachte, und bald standen vier grosse Schiffe vollkommen ausgerüstet da. Doch waren sie nur mit hundert und siebenzig Kriegern und Seeleuten bemannt. Den Oberbefehl erhielt Don Vasquez, Vasco da Gama, ein Edelmann, dessen Dienste das Vaterland bereits schätzte. Zu Estremos, einer Stadt unweit der spanischen Grenze, hatte er mit dem Könige die letzte feierliche Unterredung; nachdem er Beglaubigungsbriefe an die indischen Könige, das Reisebuch des Covillan und die Fahne mit dem Kreuze des Christordens erhalten, brachte er die Nacht vor der Abreise mit seinen Seeleuten in der Kapelle, die Heinrich der Seefahrer am Ufer erbaut hatte, unter Gebeten zu, bestieg sodann (9. July 1497) das Admiralschiff, den heiligen Gabriel, und segelte, von unzähligen weinenden Augen verfolgt, zum Hafen hinaus. Denn Alles stand in dem Wahne, über das Vorgebirge des Diaz gelange kein Schiff unzertrümmert hinweg; daher auch die Seeleute am Beichtstuhle ihrer Sünden sich entledigt hatten. Paul da Vasco, der Bruder des Admirals, befehligte das zweite Schiff, Nicolao Coelho das dritte; das vierte, das Vorrathsschiff, leitete Gonzalo Nugnez, ein Untergebner des Vasco.

Nachdem die Mannschaft in der Bay Sankt Helena an's Land gestiegen, und mit den Einwohnern daselbst einen Kampf bestanden hatte, bereitete sie sich, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu umsegeln. Aber auch

diessmal tobten hier feindselige Stürme; die Söldlinge widersetzten sich jeder weiteren Reise, der Anführer liess die Häupter der Meuterei in Fesseln werfen, und selbst das Steuerruder in die Hand nehmend, vollbrachte er nach fünf Tagen die Umseglung der gefürchteten Südspitze Afrika's. Darauf erholte sich die Flotte in der Bay Sankt Blasius, und trat mit den Kaffern der Küste in gutes Vernehmen und Handelsverbindung. Man umsegelte das Vorgebirge der Strömungen, und gewahrte ein Gestade ganz anderer Art; die Fluren zeigten sich mit klügerem Fleisse angebaut, die Einwohner gebildet; viele sprachen arabisch und an Weissen fehlte es nirgends; die Schiffe, denen man begegnete, waren planmässiger gezimmert, Städte und Dörfer erhoben sich längs dem Meere, und schöne Pflanzungen verkündeten Wohlstand. Zugleich aber verrieth sich unter den Portugisen der Scharbock, ein neues Uebel, dem ihre Aerzte nicht entgegen zu wirken verstanden. So kam man nach Mozambique, einer ziemlich volkreichen Stadt, die von den handelnden Mohamedanern als Stapelplatz benutzt wurde. Diese kamen den Fremdlingen mit Freundlichkeit entgegen; man besuchte sich von beiden Seiten, und dem Admiral ward ein wegekundiger Steueremann versprochen. Aber plötzlich brach der heimliche Verrath los, nur ihr zerstörendes Geschütz rettete die Portugisen. Selbst der Steuermann, welchen man dadurch gewaltsam erhalten, suchte sie irre zu führen. Nicht besser wurden sie in Mombassa behandelt; doch auch hier liess sie ihr gutes Glück aus gefährlichen Schlingen entkommen. Freundschaftlicher war ihr Empfang in Melinda; der Fürst des Landes versprach, bei ihrer Rückreise einen Gesandten an König Ema-

nuel mitsegeln zu lassen. Vasco zog hier bei einigen morgenländischen Christen und verschiedenen indischen Kauffleuten nähere Erkundigungen über das Ziel seiner Fahrt ein; er erhielt einen tüchtigen Piloten, und nahm nun seinen Weg mitten durch den indischen Ocean nach der Westküste von Hindostan, wo er endlich (18. Mai 1499) vor Kalekut Anker warf.

Nachdem Europa mit der erlöschenden Kultur des Alterthums Ostindien aus dem Auge verloren, liegt seine Geschichte in ein schwerlösliches Dunkel gehüllt. Es soll im zehnten Jahrhundert eine türkische Horde einen siegreichen Einfall in die Halbinsel gemacht, und der Lehre des Mahomet einen bleibenden Sitz daselbst verschafft haben. Drei Jahrhunderte später aber erschienen die Afghanen, ein Volksstamm aus dem Nordwesten Asiens, und errichteten, die Sieger vertreibend, eine neue Herrschaft im Lande. Doch hatten sie gegen die heranrückenden Mongolen manchen schweren Kampf zu bestehen, und mussten von Timur-Lenk gänzlich aus ihrem Besitzthum gejagt zu werden fürchten *). Ein König, erzählen die Indier, welcher die ganze Malabarküste beherrscht, und zu Koulan, in der Nähe ihrer Südspitze, gewohnt, ward von den Arabern zu ihrem Glauben bekehrt, räumte ihnen viele Handelsplätze ein, theilte, da er eine Pilgerfahrt nach Mekka machen wollte, das grosse Reich unter seine Söhne und Verwandten, und schenkte einem Neffen, seinem vor-

*) Erst dem Babur, einem mongolischen Fürsten aus dem Stamme des Timur-Lenk, war es aufbehalten, die Macht der Afghanen für immer zu brechen. Er eroberte Hindostan im J. 1525 und begann die Dynastienreihe der grossen Moguls, welche zu Delhi und Agra ihren Herrschersitz hatte (Guyon Hist. des Indes orient. Vol. 1).

züglichen Lieblinge, mit der Erlaubniss, sich als weltliches Haupt der Uebrigen Samorin nennen zu dürfen, das Gebiet von Kalekut. Die Stadt dieses Namens ward der vorzüglichste Handelsplatz, und wenn auch verschiedene Landesgebieter sich dem Oberbefehl des Samorin entrissen hatten, so hiess er doch, da die Portugisen landeten, noch immer der Mächtigste unter den Fürsten *). Indessen hatten die heidnischen Indier noch so ziemlich denselben Charakter sich erhalten, welchen die Schriftsteller des Alterthums mit Bewunderung an ihnen schilderten; derselbe sinnbildliche Glaube noch, mit prächtigen Tempeln und wunderlichen Göttergestalten prangend, dieselbe Eintheilung des Volkes in Kasten, dieselbe nachdenkende fromme Weise in Leben und Handlungen. Von vorzüglicher Bedeutung waren die Nairen, der streitbare Adel, der ausserordentliche Vorrechte genoss, in Gemeinschaft der Weiber lebte und in der Nähe des fürstlichen Pallastes seine Wohnungen besass. Ausser dem Samorin zu Kalekut walteten in der Halbinsel mit überwiegender Macht vier Fürsten, die Könige von Kambaya, von Delhi, Dekan und Narsing.

Sobald Vasco da Gama dem Samorin von seiner Ankunft Nachricht gegeben, sandte ihm dieser einen Steuermann zu, um seine Flotte in den Hafen zu leiten. Auf diesem Wege begegnete ihnen Monzaida, ein Maure

*) João de Barros, Asia oder Dos feitos, que os Port. fizeram no descubr. e conqu. dos mares e terras do Oriente. Lisb. 1552. Decad. 1, Lib. 9. (Barros, den die Portugisen ihren Livius nennen, war Generalschatzmeister der indischen Kammer, und schrieb seine Geschichte in dreien Decaden. Die vierte, mit Anmerkungen und Karten versehen, ward von Joh. Bapt. Lavanha hinzugefügt). Eine deutsche Bearbeitung von D. W. Soltau führt den Titel: Gesch. der Entd. und Erob. der Port. im Orient von 1415 — 1539 nach Anleitung der Asia des João de Barros. 5 Th. Braunschw. 1821. 8.

aus Tunis, der spanisch sprach und die Portugisen früher zu Oran, an der Nordküste Afrika's, kennen gelernt hatte. Er schien am Hofe, als kaufmännischer Geschäftsträger, ein bedeutendes Ansehen zu geniessen, gewann die Ankömmlinge in wenigen Stunden lieb, und versprach ihnen zu ihrem Besten die Kraft seines Einflusses. Seiner Beredsamkeit bei'm Samorin war es ohne Zweifel zuzuschreiben, dass Vasco am dritten Tage schon vor dem Fürsten zu erscheinen liebeich eingeladen ward. Seine Mannschaft aber fürchtete für sein Leben, und beschwor ihn, die Stadt nicht zu betreten. Der Admiral kannte keine Furcht, und begab sich mit zwölf der muthigsten Portugisen auf den Weg; doch gebot er vorher seinem Bruder, wenn er selbst um's Leben kommen sollte, seine Ermordung nicht zu rächen, sondern auf der Stelle abzusegeln, und die Nachricht vom „entdeckten Ostindien“ dem harrenden Könige zu bringen. — So wurden der Minister des Samorin und der portugisische Admiral in zweien prachtvollen Tragsesseln nach Pandarane, einem königlichen Lustschlosse, gebracht. Hier empfing der Fürst die Fremden mit glänzendem Pompe; Vasco da Gama liess sich dadurch nicht zum Kleinmuth verleiten, er sprach wie der Diener eines mächtigen Königs, und erwarb sich die gnädige Gunst des Samorin.

Die Mauren aber, die bald die Zerstörung ihres Handels fürchteten, suchten die Portugisen zu verleunden; sie stellten sie als gefährliche Räuber dar, und warnten vor ihren heimlichen Absichten. Vertheidigte auch Gama gegen den Fürsten, der diese Gerüchte ihm mittheilte, voll edlen Stolzes seine Ehre, so ward er doch gebeten, sich mit den Seinigen auf seine Schiffe

zurück zu ziehen, und sollte sich einstweilen mit einem Briefe begnügen, welchen der Samorin dem Könige von Portugal schreiben würde. Indessen liessen es die Mauren an Geschäftigkeit nicht fehlen; es wurden sieben Portugisen gefangen, und aller Vorstellungen ungeachtet, nicht zurück gegeben. Dafür befahl Gama, auf mehrere Fischerkähne Jagd zu machen, erhielt an zwanzig Eingeborene in seine Gewalt, und liess die Segel, als wollte er abreisen, sogleich aufziehen. Jetzt wurden ihm die Gefangenen nachgeschickt; der Samorin entschuldigte sich mit dem bösen Trachten seiner Staatsdiener und der Muhamedaner, ersuchte den Admiral um seine Freundschaft, und begleitete die Bitte mit dem Schreiben an Emanuel. Vasco da Gama, eben so vorsichtig als beherzt, traute der Stille nicht; Monzaida warnte vor einem verschleierten Racheplane, und so wurden die Anker gelichtet, um nach den Anchediven-Inseln, etwa funfzig Meilen von Kalekut, zu steuern. Der Mohr von Tunis begleitete die Portugisen *); von den gefangenen Indiern mussten mehrere mit nach Portugal wandern. Ein Schreiben aber, welches Monzaida an den Samorin aufzusetzen erhielt, erklärte die Mitgenommenen als Unterpfänder der Wiederkehr, und verhiess eine zweite Erscheinung mit grösseren Streitkräften.

Vom Könige zu Melinda, dem Bundesfürsten der Portugisen im Morgenlande, mit treuer Anhänglichkeit empfangen, segelte Vasco da Gama der Heimath zu. Doch Nicolas Coelho eilte ihm treulos voraus, und war

*) Er ward in Portugal ein Christ, und lebte daselbst in Ehren. (Maffaei Hist. indic.) Maffäi's in guter Latinität vorgetragene Geschichte besteht in sechzehn Büchern, und geht bis zum Tode Johannis III.

der erste, welcher die staunenswürdige Nachricht von der Auffindung Ostindiens nach Lissabon brachte. Erst nachdem er seinen Bruder auf der Insel Terceira, einer von den Azoren, begraben hatte, erschien Vasco im Hafen der Hauptstadt, wo er seinen Kummer durch die glänzendsten Ehrenbezeugungen gemildert fühlte. Doch brachte er eine ganze Woche hindurch in Belem, der Kapelle des Seefahrers, unter stillen Andachtsübungen zu *); länger duldeten König und Volk seine Zurückgezogenheit nicht, ein prachtvoller Einzug zeigte ihn seinen Mitbürgern, wiederholte Jubelfeste feierten seine Gegenwart, und Emanuel belohnte den ausgezeichneten Mann mit königlicher Freigebigkeit. Er ernannte ihn zum Admiral in den indischen Meeren, gestattete ihm, einen Theil des Wappens von Portugal in das seinige überzutragen, und beehrte ihn endlich durch die Würde eines Grafen von Vidigueira.

So war der Seeweg nach Ostindien gefunden, und mit ihm dem Handel, wie überhaupt dem Treiben der europäischen Völker, eine verwandelte Richtung gegeben; die italiänischen Seestädte empfanden bald den gefährlichen Schlag, den ihre Wohlfahrt durch Gama's Entdeckung erhalten, und während seine Mitbürger mit Entzücken ihn in der Lusiade, Camoens schönem Heldengedichte, so reizend verherrlicht sehen, grollten ihm jene in ohnmächtiger Erbitterung.

Um die Verheissung des Gama bei seiner Abreise von Kalekut so bald als möglich in Erfüllung kommen zu

*) Belem, zusammen gezogen aus Bethlehem, war nachmals die Begräbnisskapelle der Könige von Portugal. Es liegt westlich von Lissabon, am nördlichen Mündungsufer des Tajo; über der Hauptthüre der Kirche prangt ein stattliches Steinbild Heinrichs des Seefahrers.

zu lassen, machte Emanuel vielfache Anstrengungen, und liess eine zweite Flotte von dreizehn Segeln zur Fahrt nach Asien rüsten. Den Oberbefehl erhielt ein muthiger, in seinen Handlungen rasch entschlossener Feldherr, Don Pedro Alvarez de Cabral. Er empfing funfzehn Hundert Portugisen zur Bemannung seiner Schiffe, und sollte vor der Erreichung von Kalkut mit den Königen an der Ostküste Afrika's Verträge schliessen, damit die Schifffahrt nach Ostindien künftig durch eine Reihe von befreundeten Stapelplätzen gesichert und erleichtert würde. Die Fahne, welche der Bischof von Viseu geweiht hatte, gab der König seinem Flottenführer in die Hand, setzte ihm einen vom Pabste geschenkten Hut auf, und entliess ihn mit fröhlichen Glückwünschen. Cabral wurde entweder von den Winden nach Westen gefluthet, oder er nahm, die Scheidelinie des Pabstes nicht achtend, eine verbotene Richtung; nicht lange währte es, so erblickte er jenseit des Aequators ein fremdes Land, nannte den Ort, wo er Anker geworfen, Porto Seguro, und die ganze Küste „das Land des heiligen Kreuzes;“ doch erhielt sie bald von dem dunkelrothen Färbholze, das in grossen Ladungen nach Europa ging, den Namen Brasilien *). — So hatten die Portugisen gleichfalls Amerika gefunden, und Emanuel, welcher in dieser Absicht schon früher den Caspar Cortereal, die Spuren des Genuesers Cabotto **) zu verfolgen, nach dem Norden der neuen

*) Das portugisische Wort „Braza“ bedeutet eine glühende Kohle.

**) Sebastian Cabotto, eines italiänischen Seefahrers Sohn, aber in England geboren, hatte drei Jahre früher unter der Regierung Heinrichs VII. die Ostküste von Newfoundland gefunden, trat nachher in spanische Dienste, und beschiffte den Platastrom in Südamerika.

Welt gesandt, durch einen Schiffbruch aber ihn verloren hatte, sah plötzlich auch hier seine Wünsche erfüllt, und kümmerte sich um den lautschreienden Neid der Spanier nicht. Cabral sandte eins seiner Schiffe mit der angenehmen Nachricht nach Lissabon, und ein Eingeborener der Küste bestätigte sie; dann liess er zwanzig Verbrecher auf derselben zurück, und nahm seine Strasse nach Osten wieder.

Es war aber, als gäbe es um das Vorgebirge der guten Hoffnung keinen sturmfreien Himmel. Auch Cabral erfuhr die Wuth des Unwetters daselbst, verlor im Getümmel ein Schiff, auf welchem zugleich der erste Entdecker dieser Südspitze, Bartholomeo Diaz, um's Leben kam, und ward, ohne es zu wissen, vor ihr vorüber gefluthet. Aus Furcht empfing man ihn zu Mosambique glimpflicher als den Gama; auch hatte er mit Ibrahim, dem mächtigen Könige von Quiloa, eine Unterredung auf dem Schiffe. Doch liess sich auf die Verträge, die er hier wie mit den übrigen Fürsten der Küste schloss, keinesweges mit Sicherheit bauen.

Mit staunendem Grauen erblickte man zu Kalekut die neue wohlbemannte Flotte, und bald liess der Samorin ihren Befehlshaber in ergebenen Ausdrücken zu sich laden. Cabral aber, gleich anfangs mit einwirkender Kühnheit aufzutreten entschlossen, verlangte für seine Sicherheit beim Besuche den Katual, den obersten Beamten, und mehrere andere Staatsdiener als Geisseln. Der Fürst erstaunte, fand aber dennoch für gut, der verwegenen Forderung, weil sie eben so unerwartet verwegen war, Genüge zu leisten. Jetzt erschien Cabral vor ihm, und entwickelte so vielen prunkenden Glanz, als ihm nur zu Gebote stand. Seine Kühnheit

hatte den gehofften Erfolg; der Samorin ging einen Handelsvertrag mit dem Könige von Portugal bereitwillig ein, und schenkte dem Admiral ein bedeutendes Haus in der Stadt, wie es ihm und den Seinigen bequem lag. Der Schenkungsbrief war mit grossen vergoldeten Buchstaben geschrieben. Bald wehte die portugisische Fahne auf dem Giebel des erhaltenen Hauses; in der Nähe ward eine Faktorey eingerichtet und Vorrathskammern angelegt. Correa aber, der Mann, welchen Cabral an die Spitze der Faktorey gesetzt hatte, zerstörte das vortheilhafte Verhältniss. Unruhigen Gemüthes und zum Argwohn geneigt, machte er den Admiral unaufhörlich auf die heimlichen Ränke des Samorin und seiner Staatsdiener aufmerksam, und witterte überall Tücke und laurenden Verrath. Zum Unglück besass er Cabrals Ohr; dem vermeintlichen Verderben zuvor zu kommen, liess dieser einen Angriff auf die indischen Schiffe im Hafen machen, nahm mehrere weg, und verübte verschiedene andere Feindseligkeiten. So kam die bereits eingetretene Spannung zum Bruche. Zugleich spielten die Shaubander, die muhamedanischen Geschäftsträger, eine zweizüngige Rolle; sie erfüllten den portugisischen Faktor mit immer unseligem Argwohn gegen die Einwohner, und reizten diese zur Heftigkeit, indem sie ihnen den Uebermuth der Fremdlinge mit den erbitterndsten Farben schilderten. Ihre böse Rede wirkte; im Dunkel der Nacht, da die Portugisen sich sorglos dem Schlaf überliessen, rottete sich das Volk zusammen, lief, einander zur Rache auffordernd, nach der Faktorey, und griff sie an. Die Portugisen sprangen vom Lager; aber ehe sie noch zu klarem Bewusstseyn gelangten, tobten die Angreifer schon durch alle Speicher, die

köstlichsten Waaren wurden hinausgeschleppt, die vollgepfropften Kammern mit lautem Jubel geplündert, und rings umher loderten an den Wänden bereits die Flammen auf. Aber auch die Fremdlinge selbst suchte die Erbitterung; funfzig Schlachtopfer fielen unter den Messern der Plünderer, unter ihnen der Stifter des Unglückes selbst, Aires Correa, der Faktor. Die übrigen entkamen dem zugedachten Tode mit Mühe. — Cabrals Grimm war unaussprechlich; zehn reichbeladene Schiffe, die zur Abfahrt bereit im Hafen warteten, empfanden ihn. Er steckte sie in Brand, und beschoss sodann die Stadt mit so heftiger Thätigkeit des Geschützes, dass der Samorin, das Aeusserste fürchtend, sich nach einem entlegenen Landschlosse flüchtete.

Da der Admiral indessen auf diese Weise wenig Vortheil vor sich sah, und bei der Unzufriedenheit der übrigen Fürsten mit dem Verhältnisse, in welchem sie zu dem mächtigeren Samorin standen, bald auf den Gedanken gerathen war, man müsse die grösseren Könige Indiens durch die kleineren zu besiegen suchen, so verliess er nach vielfach angerichtetem Schaden den Hafen von Kalekut, und segelte nach Kochin, einer mehr südlich liegenden Küstenstadt. Dort herrschte Trimumpara, ein sanfter, von seinem Volke geliebter Fürst, der mit stillem Unmuthe bis dahin die Abhängigkeit von kalekutischen Monarchen ertragen. Cabral und seine Portugisen erschienen gleich Engeln des Beistandes; sie wussten nach den Gefühlen des Unterdrückten, welcher des Joches müde ist, zu sprechen, nach wenigen Tagen schon war eine verbrüdernde Unterhandlung eingeleitet. Dem ersten Beispiele folgten, südlich und nördlich von Kochin, die Fürsten von Koulan

und Kananor; von den Abgesandten der drei Könige begleitet, segelte Cabral nach Europa zurück, büsste aber zu Mombassa ein Kanonenschiff ein, und fand aus dieser Ursache bei seinem Könige die wohlwollende Gnade nicht, die er gehofft und in mancher Rücksicht auch wohl verdient hatte.

Vor seiner Rückkunft waren bereits vier Segel unter Juan Coelho nach Indien abgegangen, und erfochten mit ausgezeichnete Tapferkeit einen Sieg über die Flotte des Samorin. So erwarben sie sich die Achtung der indischen Könige, gewannen dem portugiesischen Namen ehrfurchtsvolle Bewunderung, und kehrten mit reicher Ladung zurück. Auf dieser Heimreise entdeckte Coelho das Eiland, auf welchem dreihundert Jahre später der grösste und unglücklichste der Menschen schmachten sollte, das einsame Sankt Helena, welches er zum Aussteigeplatze für die Segler nach Indien bestimmte. Die köstlichen Waaren, die er mitgebracht, setzten Alles in Erstaunen; ein unaufhaltsamer Eifer erwachte, Vornehme und Geringe machten sich auf und strebten nach dem Lande, wo so reicher Gewinn sich erbeuten liess. Zugleich hob sich Lissabon bereits als ein zahlreich besuchter Marktplatz, die Schiffe der europäischen Nationen segelten täglich zur Mündung des Tajo herein und hinaus. König Emanuel benutzte die allgemeine Begeisterung, und unter dem Befehl des Grafen von Vidigueira, des ruhmgekrönten Mannes, schwamm eine Flotte von zwanzig Segeln nach dem Morgen. Der feindselige Ibrahim von Quiloa ward zur Zinsbarkeit gezwungen, die Bündnisse mit den indischen Königen erneuert, und die Meris, ein grosses ägyptisches Schiff, welches mit schwerer Waarenladung

und mit Mekkapilgern jährlich aus dem Hafen von Kalekut nach dem rothen Meere ging, in Brand gesteckt. Die Erscheinung des Helden zu Kalekut setzte Alles in Schrecken; dessen ungeachtet suchte man, ihn durch listige Unterhandlungen zu täuschen. Vasco da Gama ergrimnte; er liess funfzig gefangene Indier köpfen, und ihre Glieder an's Land fluthen. Nachdem darauf die Stadt zum zweiten Male das portugisische Geschütz empfunden, segelte er, von anderer Seite Gefahr fürchtend, nach Kochin. Hier empfing er eine Gesandtschaft der indischen Christen, und versprach ihnen seinen Schutz *). Aber Gil Gonzalez, der Faktor zu Kananor, wiederholte Correa's Spiel, und machte den Admiral gegen die verbündeten Könige misstrauisch. Doch sie selbst versicherten ihre Treue, und rechtfertigten sich mit rührendem Eifer.

Da erschien ein Bramine, welcher, dem Gama die Freundschaft des Samorin gelobend, ihn nach Kalekut rief, und zum Pfande sein Kind zurück liess. Der Admiral folgte ihm, und sah sein Schiff bald von unzähligen bewaffneten Fahrzeugen umgeben, die mit Schwerdtern und Brandfackeln ihm den Untergang drohten. Nur seine entschlossene Geistesgegenwart rettete ihn; auch kam ihm Vincent Sodrez mit einigen Segeln zu Hülfe, und die versuchte List gereichte den Feinden selbst zum

*) Der Apostel Thomas soll das Evangelium nach Ostindien verpflanzt haben; daher nannte man die dortigen Bekenner desselben Thomaschristen. Ihr Glaube näherte sich dem frühesten Christenthume; sie salbten bei der Taufe den Leib des Kindes mit Oel, hatten verheiligte Priester, hielten noch die Liebesmahle, und empfangen ihre Bischöfe vom Patriarchen zu Babylon. Mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurden sie zur katholischen Kirche gezwungen, wandten sich aber nachmals, unter den Holländern, ihrem früheren Glauben wieder zu.

Verderben. Gama eilte nach Kochin zurück, und liess den Braminen seine Verruchtheit büssen. Der gekränkte Samorin, welcher vergebens sich bemüht hatte, den Trimumpara gegen die Europäer zu stimmen, sammelte nun eine Flotte von dreissig Segeln, und gedachte damit den Admiral zu überfallen, wenn er reich beladen zurück kehren würde. Aber Gama, der eben nach Kananor segelte, kam ihm zuvor. Schnell hatte er seine Schiffe geordnet, der Kampf erbrauste, und bald war ein schöner Sieg erfochten, eine schwere Beute gewonnen; darunter vorzüglich ein Götzenbild von wunderlicher Gestalt, aber reinem Golde. — Nach einer Unterredung mit dem Könige von Kananor wurden sechs Schiffe unter Vincent Sodrez zurück gelassen, und der Rückweg angetreten. Bei'm Einzuge in Lissabon, wo Alles neben dem Glanze des Helden seine Bescheidenheit bewunderte, ward in einem grossen Silberbecken der Tribut des Königs von Quiloa vor ihm hergetragen; Emanuel liess daraus eine prachtvolle Kustodie fertigen, die er der Kirche unsrer lieben Frauen zu Belem schenkte. Hier nehmen wir vom Entdecker des Seeweges nach Indien Abschied; er lebte über die Zeitgrenze unserer Darstellung hinaus, und leistete im Greisenalter noch seinem Vaterlande rühmenswerthe Dienste.

Der Samorin benutzte jetzt die Gelegenheit, und rückte mit einem Heere von funfzig Tausend Streitern gegen Kochin. Die Stadt schien verloren; die Bürger verzweifelten an allem Heil, und forderten vom Könige die Aufopferung der Portugisen. Diese selbst wollten sich nach Kananor zurück ziehen, und riethen ihm, sich einstweilen wenigstens scheinbar zu neigen. Trimumpara aber, in seiner Freundschaft unerschütterlich, gab

ihnen eine Bedeckung von Nairen, damit sie gesichert wären und auch sich nicht entfernen könnten. Doch Vincent Sodrez, so eben mit der Plünderung mohamedanischer Schiffe beschäftigt, weigerte sich, ihm Hülfs- truppen zuzusenden; seine Landsleute selbst in Kochin geriethen in Zorn über die Unbarmherzigkeit des Mannes. Er segelte nach dem rothen Meere, und fand dort, nach Beute jagend, seinen Tod in den Wellen. — Während dessen waren zwei europäische Waffenschmiede zum Samorin übergegangen, und leisteten ihm schätzbare Dienste. Eine Kriegeserklärung forderte unter schrecklichen Drohungen den König von Kochin auf, endlich enttäuscht sein wahres Heil zu bedenken; der Schatzmeister in der Stadt wurde durch Bestechungen gewonnen, und verschob die Zahlung des Soldes. Daher entstand unter Trimumpara's Kriegern ein Murren; nur sein Neffe, der Erbe seiner Krone, widersetzte sich mit einigen Treuen den Feinden, und starb, ein beherzter Held, auf dem Schlachtfelde. Der König, für seine europäischen Freunde besorgt, liess sie nach der benachbarten Insel Vaipin, einem unverletzlich heiligen Glaubensbezirke, bringen, und musste bald den übermächtigen Feind in seine Hauptstadt herein brechen sehen. Der Sieger waltete mit grausamer Rachsucht; das muthlose Volk ergab sich ihm, Trimumpara floh zu den Portugisen auf die heilige Insel. Sie war von der Natur wie von der Menschenhand befestigt, und ihr Befehlshaber seinem Herrn treu ergeben. Der Samorin steckte einen grossen Theil von Kochin in Brand, und machte sodann, in seiner Wuth keine Vorschriften des Glaubens achtend, wiederholte Angriffe auf die Insel. Hier aber scheiterte seine Macht; der Winter rückte

heran, er liess in der Stadt bewaffnete Schaaren zurück, legte verschiedene feste Plätze an, und begann seinen Rückzug mit dem Versprechen, das nächste Frühjahr sollte ihn in weit furchtbarer Gestalt noch zeigen.

Drittes Kapitel.

Ehe er jedoch sein furchtbares Abschiedswort noch lösen konnte, schwammen bereits wieder drei portugisische Geschwader auf dem Wege nach Ostindien. Das eine unter Anton Saldanha sollte die Fahrt in's rothe Meer bewachen; die beiden andren, für die malabari-sche Küste bestimmt, standen unter den Befehlen des Edelmannes Francisco Albuquerque und seines Neffen Alfons. Doch besass der Oheim die überwiegende Stimme im Kriegsrathe. Dem Neffen waren die jüngeren Krieger gewogen; die Festigkeit, die sich bereits in jedem seiner Schritte aussprach, die hohe Bildungsstufe, zu welcher er auf den vaterländischen Schulen gelangt, die grossartigen Meinungen, die unverkennbar seine künftige Grösse verkündigten, Alles an ihm fesselte die Edlen und gefiel den Muthigen.

Die beiden Flottenführer langten bei den Anchediven an, und vernahmen hier das Unglück von Kochin. Augenblicklich stachen sie wieder in die See, und eilten der jammervollen Stadt zu. Trimumpara war der erste, welcher die portugisische Fahne erkannte. „Portugal! Portugal!“ soll er in der jauchzenden Freude seines Herzens gerufen haben, und warf sich dann, von seiner Beklemmung endlich frei wieder aufathmend, weinend den Rettern an die Brust. Nun ging es mit raschen

Schritten an das Werk der Erlösung; die Entwürfe des Samorin wurden vereitelt, seine Besatzung zu den Thoren von Kochin hinaus getrieben, die neuen Festwerke zertrümmert, und der König in lustigem Feierzuge nach seiner Hauptstadt zurück geführt. Wie vom Wetterstrahle berührt, ergriffen die abgefallenen Nairen die Flucht oder fielen, Verzeihung erflehend, den Admiralen zu Füßen. Des Königs Dankbarkeit aber kannte keine Grenzen; den Portugisen ward die Vollmacht zum Bau eines festen Schlosses gegeben, und ihnen eine Anhöhe in der Nähe der Stadt dazu eingeräumt. Europäer und Indianer legten Hand an's Werk, selbst die Palmbäume um den königlichen Pallast gab man den Aexten der Bauknechte preis, mit jeder Stunde wachsend stieg das Gemäuer unter den Händen der Geschäftigkeit empor. Alfons Albuquerque erhielt die leitende Oberaufsicht. Aber der Eile wegen wurden sowohl die Festung als die Kirche nur aus Holz aufgeführt; doch geschah die Einweihung mit vieler Feierlichkeit; Francisco Albuquerque nannte das Fort Sankt Jakob, und während die Indier das Werkzeug ihrer Unterjochung gedankenlos anblickten, nahm jener mit der kleinen, an sich unbedeutenden Festung Besitz von der weiten Halbinsel diesseit des Ganges.

Der Erfolg giebt Muth. Das Fort stand kaum vollendet da, so wurden verwüstende Einfälle in das Gebiet des Samorin unternommen, und glücklich durchgeführt. Zwar zog sich eine zahlreiche Schaar von Nairen zusammen, und Eduard Pacheco, auch unter seinen tapferen Genossen ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, gerieth in die dringendste Lebensgefahr. Aber die beiden Albuquerque eilten herbei, und entrissen ihn

dem Verderben. Wenige Stunden darauf bezahlte er schon seine Schuld; Alfons Albuquerque sah sich in der Hitze des Gefechtes von Feinden umringt, Pacheco schlug sich unwiderstehlich zu ihm durch, kämpfte an seiner Seite, und setzte die Indier durch Wunderproben der portugisischen Tapferkeit in Bestürzung. Der entmuthigte Samorin bot die Hand zum Frieden; mit verstohlener Heimlichkeit, damit die Mauren im Lande nichts davon ahnen möchten, ward er betrieben und unterzeichnet. Aber mit übermüthigem Stolze brachen die Portugisen die Bedingungen, die Feindseligkeiten der Soldaten wurden weder beschränkt noch gestraft. Vergebens die Beschwerden des Fürsten; man würdigte seine Boten keiner Antwort. Dieser Hohn brachte den Samorin zur äussersten Verzweiflung, und so sammelte er heimlich alle Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, entschlossen, das lästige Verhältniss, in welchem er schmachtete, durch den blutigsten Kampf zu enden.

Während dessen war Alfons Albuquerque nach Koulan, einer südlichen Stadt, welche durch das Aufblühen von Kalekut um ihren Wohlstand gekommen, von der Königin, der Herrscherin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, gerufen worden. Er errichtete daselbst eine Vorrathskammer, befreite die indischen Christen von den bisherigen Steuern, und liess zur Beförderung des christlichen Glaubens einen Dominikanermönch zurück. Als er zu Kochin wieder auftrat, hatte König Trimumpara seinem Oheim von den heimlichen Rüstungen des Samorin bereits Nachricht gegeben, und ihn flehentlich gebeten, seine Rückreise nach Europa aufzuschieben. Francisco aber, der in Indien bereits einen schweren Reichthum erworben, und mit den vollen

Schiffen nach Portugal zu segeln sich sehnte, achtete so wenig auf die Beschwörungen des Königs und der Einwohner von Kochin, als auf die Gegengründe des Nefen, mit welchem er überhaupt gemeinsamen Kriegesrath zu halten nicht liebte; er befahl diesem, sich gleichfalls zur Heimfahrt bereit zu machen, und war, sonst ein tapferer und kluger Mann *), herzlos genug, zum Beistande der Schutzbedürftigen nur drei Schiffe mit hundert und fünfzig Streitern, wiewohl unter dem Befehle des löwenherzigen Pacheco, zurück zu lassen. Aber wie wir in der Geschichte der portugisischen Entdeckungen die Rachegöttin mit unverkennbarem Arm jede Unthat strafen sehen, ereilte sie auch den Francisco Albuquerque; ein Sturm schleuderte ihn gegen die Felsen der arabischen Küste, er fand in den empörten Fluthen sein Grab, und das Schiff mit seinen Schätzen folgte ihm in die Tiefe. Alfons hingegen, der auf seinen Befehl voraus gesegelt, kam wohlbehalten zu Lissabon an, schenkte dem Könige zwei persische Rosse, die ersten, die auf diesem Wege nach Portugal gelangt, und vernahm schön belohnt die Lobsprüche seines Monarchen.

Eduard Pacheco und seine Wenigen, von ihren absegelnden Gefährten selbst als Opfer des unausbleiblichen Verderbens betrachtet, rüsteten sich indessen mit unsterblichem Edelmuthe, im Kampf für den Bundes-

*) So hatte er z. B. dem Trimumpara, als dieser auf der Insel Vaipin sich in der kläglichsten Noth befand, hundert tausend Goldstücke aus seiner Schiffskasse gezahlt, und durch die Versicherung, König Emanuel schicke sie ihm, den unglücklichen Fürsten aus seiner Verzweiflung gerissen. (Hist. des decouv. et conqu. des Portug. dans le nouv. monde p. 1. R. P. Jos. Fr. Lafitau de la comp. de Jesus. Par. 1733. 4. Vol. 1. lib. 3).

genossen ihren Tod zu finden. Die Mauren in Kochin versuchten es, ihn dem Könige als einen feigen Prahler zu schildern; er aber versammelte sie, und hielt ihnen eine so schreckende Rede, dass sie entnuthigt ihren Ränken entsagten. Die Begeisterung seines Häufleins war beispiellos, jeder Einzelne zeigte sich als einen Pacheco. Der Samorin und sein Heer nahten, zwischen Stadt und Insel geschah ein blutiger Kampf, die erschrockenen Nairen flohen aus der Stadt; Pacheco aber liess sein Geschütz erfolgreich donnern, zwei vornehme Krieger wurden dem Samorin zur Seite niedergeschmettert, und der erbleichende Fürst musste zu Fuss sein Heil in der Flucht suchen. Während die Waffen darauf ruhten, liess Pacheco ein Gerüst aufführen, und als man ihn um den Zweck desselben befragte, gab er zur Antwort, daran gedenke er den Samorin aufzuknüpfen. Die Antwort gelangte zu den Feinden; der Samorin versuchte noch einmal den Kampf der Verzweiflung, und kehrte alsdann nach dem traurenden Kalekut heim. Hier entsagte er dem Throne, und zog sich, wie viele gealterte Fürsten Indiens zu thun pflegen, in die Einsamkeit zurück. Doch bewegte ihn seine Mutter, die Zügel der Regierung wieder in die Hand zu nehmen; aber seine Kraft war gebrochen, er erkannte den portugisischen Heldenmuth für unüberwindlich, sah überdiess mehrere kleine Geschwader aus Europa daher kommen, und bequeme sich zum Frieden, wie der ermattete Groll ihn schliesst. Jetzt schiffte Pacheco nach Portugal zurück; mit lebhafterem Beifall noch als sein König begrüßten ihn seine Mitbürger. Er rieth dem Emanuel, Alles aufzubieten, um die Mauren in Indien zu vertilgen; daher ward ein Kriegesplan gegen ihre

vorzüglichsten Häfen entworfen; Aden in Arabien, Ormus auf der gleichnamigen Insel und Malakka sollten mit angestrongter Waffengewalt ihnen für alle Zeiten entrissen werden.

Die Feste, welche Francisco Albuquerque zu Kochin erbaut, und die Ansichten, die Pacheco über die Behandlung der hindostanischen Halbinsel mitgebracht hatte, liessen König Emanuel nicht mehr zweifeln, dass der Krone Portugal im Morgenlande ein Reich von grösserem Umfange und fruchtbareren Hilfsquellen, als ihr europäisches, erstehe. Es schien zweckgemäss, mit einer würdevolleren Hoheit daselbst aufzutreten. Nachdem daher dreizehn grosse Schiffe ihre Mannschaft und ihre Bedürfnisse zum Zuge nach Indien erhalten hatten, bestieg Don Francisco d'Almeida, Graf von Abrantes, das Admiralschiff als „Vicekönig und Generalgouverneur der indischen Lande.“ Zur Sicherheit wie zur Erhöhung seines Ansehens ward ihm eine Leibwache bewilligt; mitsegelnde Kapläne sollten, seiner Bestimmung gehorchend, ihre kirchlichen Dienste leisten. Almeida hatte bereits unter dem Könige Ferdinand von Kastilien mit hohem Ruhme gedient; seine Tapferkeit fand überall Anerkennung, in seine Klugheit setzte der König ein seltenes Vertrauen. Almeida versprach, ihm die hindostanische Küste, seines Vertrauens würdig, als ein sicheres Besitzthum zu erkämpfen, und segelte von Lissabon (22. May 1505), nach seinem Wirkungskreise sich sehnend, ab. Die Flotte gelangte nicht in die Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung; ein anhaltender Sturmzug trieb sie nach Süden, und entfernte sie so weit von der afrikanischen Landspitze, dass Alle empfindlich von der Kälte litten, und Viele

ihre Finger durch den Frost einbüssten. Nach einem langweiligen Umwege erst erreichte man die Ostküste von Afrika, und machte vor Quiloa halt. Ibrahim, der zinspflichtige Fürst, weigerte sich, die jährlichen Gelder länger nach Portugal abgehen zu lassen; Almeida erklärte den Wortbrüchigen der Krone verlustig, und setzte an seine Stelle den Muhamed Ankonin. Dieser bat den Grafen, statt seiner eigenen Kinder den Abulfail, einen Sohn des Königs, den Ibrahim vom Throne verdrängt hatte, als seinen Sceptererben zu bestimmen. Almeida bewunderte die tugendhafte Güte des Mannes, und erfüllte seinen Wunsch. Nachdem er darauf eine Küstenfestung angelegt hatte, nahm er von dem neuen Fürsten freundlichen Abschied, und ging unter Segel.

Die Nachricht seiner Ankunft hatte sich in Hindostan schon verbreitet; Könige und Völker sahen ihr mit verschiedenen Erwartungen entgegen. Endlich stieg man auf den Anchediven an's Land, und segelte dann nach Kananor. Der König des Landes gab den Gründen nach, dass die verborgenen Absichten des Samorin eine mächtige Schutzwehr nöthig machten, und gestattete den Portugisen den Bau einer Festung. Sie ward mit stärkeren Mauern als das Fort Sankt Jakob aufgeführt, und erhielt eine ansehnliche Besatzung. Von dort begab sich der Vicekönig auf die Reise nach Kochin, woselbst eine grosse Veränderung der Verhältnisse eingetreten war. Der edle treue Trimumpara hatte, der Schwäche eines hohen Alters nicht mehr trauend, die Krone nieder gelegt, und sie dem Nubeador, dem jüngsten Sohne seiner Schwester, hinterlassen. Denn der ältere,

dem sie der Sitte nach gebührte *), hatte bei jeder Gelegenheit ganz entgegen gesetzte Meinungen gezeigt, konnte seinen Hass gegen die Portugisen nicht verbergen, und war beim letzten Einbruche des Samorin davon geschlichen, seinen königlichen Oheim und sein angewiesenes Amt im Kriege zugleich verlassend. Aber nicht gesonnen, unthätig dem jüngeren Bruder das Scepter in der Hand zu gestatten, hatte er eine Schaar von Freunden gesammelt, und erhob sich mit ihnen, sein Recht mit dem Schwerdte zu erkämpfen. Die Stadt spaltete sich in zwei feindliche Hälften, und als Almeida anlangte, wüthete der Bürgerzwist in allen Häusern und Gassen. Dem Mächtignern aber stellten Beide den schiedesrichterlichen Ausspruch anheim, der eine mit frohhofter Bereitwilligkeit, der andre mit unmutiger Entsagung, aber von der Noth gezwungen. Die Entscheidung liess sich vorher sagen. Almeida sprach die Regierung dem Nubeador zu, und bestätigte ihn als „wohlgeliebten Vasallen des Königs von Portugal.“ Indem er ihm aber eine goldene Krone auf's Haupt setzte, sprach er ihn mit feierlichen Worten von aller sonstigen Abhängigkeit los; er sollte gegen den Samorin von Kalekut keine Pflichten der Unterwürfigkeit mehr zu erfüllen haben, an königlicher Würde von Unterthanen und Fremden ihm gleich geachtet werden.

Durch diesen Schritt verkündigten sich die Absichten

*) Da unter den Nairen die Gemeinschaft der Weiber eingeführt, damit sie, wie die Indier erklärten, nicht durch die Liebe zu ihren Kindern vom Kriegshandwerke abgezogen würden, so erbten bei ihnen nicht die eigenen Söhne, sondern die Söhne der Schwester. Dieser Gebrauch scheint zum Theil auch auf die fürstlichen Geschlechter in Hindostan übergegangen zu seyn.

ten der Portugisen in Indien deutlich genug; mit dem Systeme der Vormundschaft, welche sie nachmals über die befreundeten Könige führten, war durch Nubeadors Krönung der Anfang gemacht. Aber schon jetzt hatte ihr Einfluss und ihre Macht eine erstaunliche Höhe erreicht. Während es überall ihre erste Bedingung war, dem Könige von Portugal einen jährlichen Tribut gezahlt zu wissen, legten sie in allen Städten Festungen an, und schützten durch die bethürmten Mauern nicht bloss ihren Aufenthalt im Lande, sondern auch ihre Vorrathshäuser und ihren Handel. In diesem waren sie bereits die Gesetzgeber geworden; nach ihrem Vorthail bestimmten sie den Preis der Waaren. Wie die Erzeugnisse der Halbinsel herbei strömten, wanderten sie zuerst in ihre Magazine, und ehe diese nicht ihren vollen Bedarf erhalten hatten, durften keinem Anderen Verkäufe davon gemacht werden. Die Mohamedaner, welche durch Verbreitung ihrer Lehre in allen Handelsplätzen des östlichen Asiens ein ehrenvolles Ansehen sich erworben, und mit eingeborenen Frauen verheirathet, durch Kinder und Verwandte den Indiern verbunden waren, sahen sich jetzt auf allen Märkten zurück gedrängt, um ihren Wohlstand gebracht und mit herbem Verluste bedroht. Nicht weniger als das Aufblühen des christlichen Glaubens kränkte sie das überwiegende Handelsrecht der Portugisen. Die Banianen hingegen, die indischen Kaufleute, fanden im Verkehr mit diesen eben so wohl ihren Vorthail als mit jenen; die Nachfrage war überdiess lebhafter geworden, und so liessen sie es an emsiger Herbeischaffung ihrer Gegenstände nicht fehlen. Dabei sahen sich die Staaten, welche in feindseligem Verhältnisse mit den Portugisen standen, in

eine klägliche Lage versetzt; König Emanuels Banner herrschte auf dem Meere, ohne die Erlaubniss seiner Feldherren durfte kein fremdes Schiff zwischen Afrika und Hindostan segeln; es wurde von den Portugisen durchsucht, und wenn es keinen Geleitschein von einem Feldherrn oder einem Faktor bei sich führte, mit hinweg geschleppt oder in den Grund gebohrt. Die Folgen mussten sich bald offenbaren; die maurischen Seefahrer wagten in jenen Staaten keine Aufkäufe zu machen, die Waaren sanken im Preise, die Banianen zogen sich daher nach den portugisischen Märkten, und was auf den andern noch verkauft ward, bestand bloss in den Gegenständen, welche bestimmt waren, mittelst des Karavanenhandels nach Persien und der Tatarei zu gehen.

Während in Indien ein glänzendes Reich für ihn erobert ward, kämpfte König Emanuel gegen die Mauren von Nordafrika nicht mit gleichem Glücke. Es sey nun, dass Venedig und Spanien, von Eifersucht gemartert, seinen mohamedanischen Feinden, wie erzählt ward, heimlichen Vorschub leisteten, oder dass die Nordküste Afrika's allein den Portugisen nicht gehorchen sollte, seine Anstrengungen hatten keinen Erfolg; die indischen Schätze wurden vergebens verwendet, vergebens sanken in einem vieljährigen Kampfe die besten Streiter. Aber wie hartnäckig auch immer Fez und Marokko seinen Versuchen trotzten, verlor er doch die übrigen Küsten jenes Erdtheils nicht aus den Augen. Zur Verbreitung des Kreuzes in Guinea wurden geistliche Ordensväter gesandt, und vom frommen Könige Alfons zu Kongo thätig unterstützt. Weniger glückten diese Glaubensbotschaften an der Ostküste; hier wohnten gebildete Völker, die Bekehrer hatten nicht das stumpfe Götzen-

thum, sondern Mahomed's Lehre zu bekämpfen. Den vorzüglichsten Widerstand aber fanden sie zu Mombassa und Quiloa. Desshalb fertigte man einzelne Geschwader ab, die theils von Stürmen verschlagen wurden, theils ihr Ziel glücklich erreichten. Anton de Saldanha gerieth bei dieser Gelegenheit an die Insel Socotora, welche der Nordostspitze Afrika's, dem Vorgebirge Guardafui, gegenüber liegend, nachmals einen wichtigen Landungspunkt leistete. Ravasco, sein Fahrtgenosse, kämpfte mit dem Könige der Insel Zanzibar, und steuerte von dort nach Brava, einer bedeutenden Stadt, die von sieben arabischen Brüdern aristokratisch regiert ward. Diese Machthaber wiesen seine Vorschläge zurück, und erst vom Donner seiner Kanonen geschreckt, bequamen sie sich zu einem jährlichen Schosse. Nun vereinigten sich beide Flottenführer, und segelten nach dem feindlich gesinnten Mombassa. Auch hier siegte der portugisische Muth; der Fürst musste seiner Halsstarrigkeit entsagen, und es sich gefallen lassen, den König von Melinda als seinen Oberherrn zu erkennen. Nach so gelungenen Unternehmungen steuerten sie hinaus in die See, und begaben sich nach Indien.

Zu gleicher Zeit war Pedro d'Agnaja, der Befehlshaber eines dritten Geschwaders, in den geräumigen Meerbusen gesegelt, an dessen Küste das Königreich Sofala liegt. Man hielt es für Ophir, das Goldland der heiligen Schrift, und die Portugisen glaubten, ihre Hand nur ausstrecken zu dürfen, um das edle Metall zu erhaschen. Früher hatte das Reich unter der Botmässigkeit von Monomotapa gestanden, dem geheimnissvollen Binnenlande, in welchem später Reisende mit Erstaunen die Ueberreste riesenhafter Gebäude und

unlesbare Inschriften gefunden. Nachher aber rissen Mauren, vom nördlich liegenden Magadoxo gekommen, die Obergewalt in Sofala an sich, bis sie durch den Beherrscher von Quiloa verdrängt wurden. Jussuph, der Statthalter desselben, hatte sich während der letzten Unruhen zu Quiloa, von denen die Rede gewesen, die Unabhängigkeit zu erwerben gewusst, und empfing den portugisischen Feldherrn mit biederer Herzlichkeit. Es war ein achtzigjähriger blinder Greis, aber voll königlicher Würde, obschon er nichts als ein Bündel einfacher Pfeile neben sich liegen hatte. Er zeigte sich treu, gestattete den Fremdlingen eine Festung, und dämpfte den Aufruhr der Mauren, die laut dagegen schrieen, mit kluger Entschlossenheit. Aber bald erhob sich in Sofala ein anderer Feind gegen die Portugisen. Eine furchtbare, durch Sumpfluft erzeugte Krankheit raffte die meisten in wenigen Monden hinweg; gegen das kleine Häuflein der Uebriggebliebenen riefen die Mauren einen benachbarten Kafferfürsten zu Hülfe. Doch die Portugisen kämpften wie die Löwen von ihren Verschanzungen herab, ihre Geschosse stürzten ganze Reihen von Kaffern zu Boden; diese verzweifelten am Siege, und fielen endlich mit mordlustiger Wuth über die Mauren selbst her. Nach ihrem Abzuge sah sich das tapfere Häuflein von aller Gefahr befreit; das gute Vernehmen mit Jussuph indessen ging zu Grunde, er starb in seinem Pallaste, von einer portugisischen Kugel durchbohrt. Agnaja überlebte ihn nicht lange; die verderbliche Luft, ein Gift für den europäischen Körper, warf ihn auf's Krankenlager, und liess nach wenigen Tagen ihn enden. — Auf die Nachricht von seinem Tode schickte Almeida einen anderen Feld-

herrn an seine Stelle. Es war Nugnez Vaz Pereira. Dieser ging nach Quiloa, fand hier den edelmüthigen Mahomed Ankonin in einem Auflaufe von Missvergnügten getödtet, und setzte, der Verheissung des Unterkönigs zuwider, den Hassan, einen seiner Söhne, auf den Thron. Aber auch dieser genoss der Ehre nicht lange; der alte Ibrahim hatte seine Freiheit wieder gewonnen, riss auf's Neue die Königswürde an sich, und lebte seit jener Zeit mit den Portugisen in heilsamer Eintracht.

Den drei Geschwadern folgte eine Flotte von dreizehn Segeln. Den Oberbefehl erhielt Tristan d'Acugna, ein wackerer Kriegermann, der früher als der Graf von Abrantes zum indischen Unterkönige bestimmt gewesen. Aber eine Schwindelkrankheit, die unerwartet ihn überfiel, hatte ihm das Licht der Augen genommen; erst nach Almeida's Abreise stellten ihn die Aerzte her. Er sehnte sich, wieder auf dem Schauplatze der Thätigkeit zu erscheinen, und ward zum Befehlshaber aller Lastschiffe auf dem Wege nach Indien ernannt. Fünf Segel von der Flotte indessen sollten dem Alfons Albuquerque gehorchen. Alfons hatte seit seiner Heimkehr aus Indien den Wissenschaften gelebt, und durch stillen Fleiss zu dem hochgefeierten Namen, unter welchem die Nachwelt dereinst ihn kennen sollte, sich vorbereitet. Aber schon damals nannten ihn seine Mitbürger mit seltener Achtung; schon damals sprach man von der Geneigtheit, mit welcher König Emanuel ihm zugethan, von den grossen Zwecken, zu denen er den kräftigen Mann bestimmt habe.

Acugna's Absicht war, nach Hindostan zu segeln, und von dort aus nach der Anweisung des Almeida seinen Weg zu nehmen; doch kam er, auf den Rath des

Albuquerque nicht achtend, in den Gewässern von Mosambique bei zu vorgerückter Jahreszeit an. Man besuchte daher die Gestade von Madagaskar, der grossen, von Ruy Pereira entdeckten Insel, in welcher man anfangs ein Festland vermuthet, und lange Zeit hindurch zu keinem bleibenden Fusse gelangte. Auch diessmal wollte keine Verbindung sich anknüpfen lassen. Die beiden Feldherren vereinigten sich also bald zu einem anderen Plane; sie richteten ihren Zug nach Brava, woselbst sich die herrschenden Araber, dem Vertrage mit Ravasco zum Hohn, gegen jede Zumuthung eines Tributes entrüstet sträubten. Da sie sich jedoch von der Kriegesmacht des Feindes überzeugten, wählten sie den gewöhnlichen Kunstgriff, und suchten durch hohle Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Die Feldherren aber hatten nicht Lust, durch erfolglosen Botenwechsel die kostbaren Tage zu verschwenden, und beschlossen, durch einen nächtlichen Sturm den Knoten zu zerhauen. Alle Vorkehrungen wurden getroffen; Albuquerque sollte die erste Schiffslinie mit vier hundert Kriegern, Acugna die zweite mit sechs hundert befehligen. Doch die Mauren erhielten Winke davon, und wussten ihre Gegenanstalten zu treffen. Der Angriff geschah, und der gewaltamen Heftigkeit des Sturmes entsprach die Kraft des Widerstandes nicht unwürdig. Die Ausdauer aber war auch hier das Erbtheil der Portugisen; sie schwangen kampfesfroh ihre Schwerdter noch, als der Feind bereits sich auf die Flucht zur Stadt begab. Man verfolgte ihn, musste jedoch, nachdem die Thore der Stadt geschlossen worden, von weiterer Benutzung des Sieges abstehen. Albuquerque aber, jedes Mittel und jeden Weg versuchend, entdeckte einen schwachen, leicht

übersteiglichen Punkt der Mauer, zog die Seinigen herbei, erschütterte durch Steinwürfe die schwache Stelle noch mehr, stürzte sie zum Theil nieder, und drang in die Stadt. Zu gleicher Zeit waren die Mahomedaner von den Zinnen der Thürme und der Mauern hernieder geeilt, und warfen sich wüthend dem Hereindringenden entgegen. Der Held zeigte ihnen, wer er sey; er stand ihrem Angriffe, bis auf der andren Seite nach Sprengung eines Thores auch Acugna herein gebrochen, und zur Beendigung des Kampfes herbei eilte. Jetzt entstand ein entsetzliches Schlachtgeschrei in der Stadt; die Mauren zogen sich auf dem grossen Marktplatze zusammen, und drängten sich in die benachbarte Moschee. Hier erreichte das Gefecht seine ungestümste Hitze. Die Portugisen errangen den Sieg; zu allen Thoren flohen die entnuthigten Mauren hinaus. Tristan d'Acugna hatte eine Wunde erhalten; doch warf sie ihn nicht auf's Siechbette. Er wurde auf dem Marktplatze noch von Alfons Albuquerque, der ruhmvolle Krieger von dem ruhmvolleren, zum Ritter geschlagen, und theilte dann mehreren Andren, die gleichfalls als Helden des Tages sich gezeigt hatten, die neuempfangene Würde mit. Darauf zerstreute sich die Mannschaft in die Häuser, und wer so eben durch schöne Tapferkeit sich Ehre erfochten, lief jetzt plündernd umher, und beraubte die friedlichen Einwohner ihrer Habe. Ja die Raubsucht war in ihrer Eilfertigkeit so unbarmherzig, dass Mancher, um ohne Aufenthalt Ringe und kostbare Gehenke zu erhaschen, den Frauen die Ohren und die Finger abhieb, und diese in die Taschen steckte. Bald loderten die Flammen in mehreren Gegenden der Stadt empor; aber die Bosheit stürzte auch hier in ihre eigene Grube, es

kamen viele der Plünderer in den brennenden Gebäuden um. Acugna, hiess es, sey in seinen Geboten zu nachgiebig gewesen, und habe so das Unheil verschuldet.

Die Stadt Magadoxo, welche, ein wenig nördlicher an der Mündung eines bedeutenden Stromes gelegen, von gebildeten Arabern bewohnt und vertheidigt ward, wagten die Sieger nicht anzugreifen. Sie steuerten weiter, und wählten ihre Richtung nach Socotora, der einsamen Insel, an welche Anton de Saldanha verschlagen worden. Natur und Bewohner überraschten die Landenden. Jene zeigte den arabischen Charakter, sie brachte viele Sandpflanzen hervor, und schien eine unerschöpfliche Fundgrube von Weihrauch und Aloe zu seyn; diese waren schwarzbraune Höhlenbewohner, trüg und duldsam, in einem Glauben lebend, der aus dem christlichen und dem mahomedanischen zusammen geflossen. Sie ehrten das Kreuz, sie kannten die heiligen christlichen Namen, und sprachen mit Ehrfurcht von Mekka. Als ihren Oberherrn aber verehrten sie den König von Kaxem, einen Fürsten an der gegenüber liegenden Südostküste Arabiens. Dieser, die Wichtigkeit der Insel für den Handel wohl erkennend, hatte am Ufer eine Citadelle erbaut, und seinen Sohn Ibrahim, einen tapferen jungen Krieger, zum Statthalter ernannt. Der Jüngling vernahm die Vorschläge der Portugisen mit Befremden; voll stolzen Kraftgefühls wies er sie zurück. Die Folge war ein Angriff in der Nähe der Citadelle. Ibrahim eilte herbei, und vertheidigte das Ufer mit einem Muthe, dem Albuquerque seine Bewunderung nicht versagen konnte; plötzlich aber machte dieser, mitten im Kampfe, mit seinen Schiffen eine unvermuthete Wendung, und warf sich auf einen andren Strich des Ufers.

Ibrahim musste seine Macht theilen, verzagte aber keinesweges. Bald in diesem, bald in jenem Haufen mit Schwerdt und Mund den Kampf leitend, hielt er das Schicksal des Tages mehrere Stunden hindurch im Schwanken, und wich erst, als Alfons de Norogna, Albuquerque's Neffe, mit einem auserlesenen Häuflein ungestüm sich auf ihn warf. Das Weichen des Führers bewirkte die Flucht seiner Schaaren. In eiligem Laufe schossen sie ihre Pfeile hinter sich ab, und warfen sich in die Feste. Jetzt wurde diese berannt. Doch ihre starken Mauerwerke trotzten der Stürmung; mancher Portugise fand hier seinen Tod, und Alfons Albuquerque, der mit vorleuchtender Unerschrockenheit den Seinigen das glänzendste Muster darstellte, ward von einem herab geschleuderten Steine so gewaltsam zwischen Schulter und Brust getroffen, dass er lange bewusstlos taumelte, und keine Sylbe hervor zu bringen vermochte. Endlich aber erholte er sich wieder, sein Schwerdt blitzte auf's Neue, und sein Schild deckte den jungen Norogna gegen einen Speer, welcher so eben ihn zu durchbohren daher sauste. Der Augenblick, der durch Norogna's Rettung ausgezeichnet, ward es noch mehr durch Ibrahims Fall. Eine Kugel streckte ihn auf die Mauer hin. Jetzt verzweifelten seine Araber an allem Heile; aber unwillig, den Tod als Gefangene erleiden zu müssen, suchten sie ihn lieber im Kampfe zu erjagen. Sie fochten fort, und erreichten ihre Absicht; bis auf den letzten Mann deckten sie als Leichen das Bollwerk der Citadelle. Ein Steuermann war der Einzige, welcher, um Schonung betend, den Portugisen sich übergab; Albuquerque nahm ihn mit sich, und hatte

nachmals öftere Gelegenheit, seine See- und Küstenkenntniss zu benutzen.

Von dem Tage an gehörte Socotora dem Könige Emanuel. Die Einwohner wurden zum Christenthume geleitet, und Alfons de Norogna, der seines Oheims würdig gefochten, zum Statthalter der Insel ernannt. Tristan d'Acugna segelte darauf nach Indien; Albuquerque blieb zurück, im rothen Meere zu kreuzen.

Viertes Kapitel.

Sobald sich Alfons Albuquerque in seinem Amte von keinem Genossen mehr beschränkt sah, entwarf er einen Plan, wie er von einem solchen Manne sich erwarten liess. Es war die Eroberung von Ormus. Diese Stadt, der Hauptsitz eines seltsamen mächtigen Reichs, welches auf der einen Seite sich an der arabischen Küste vom Vorgebirge Ras al Gad bis zum persischen Meerbusen hin erstreckte, auf der andern einen bedeutenden Theil von Kerman und Farsistan umfasste, lag auf einer Insel, die nackt und öde an Allem, selbst am Trinkwasser, Mangel litt, für den Handel aber die glücklichste Lage hatte. Denn als die ersten Nachfolger des Mahomed den Westen Asiens bereits seiner Lehre unterworfen hatten, und ihre Eroberungen durch die Betriebsamkeit des Friedens blühend zu machen wünschten, legte Omar, der zweite Kaliph, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts am Euphrat, wo er, mit dem Tigris schon vereinigt, dem persischen Meerbusen zuströmt, einen grossen Stapelplatz an, und nannte ihn Bassora. Die Wahl des Ortes war klug getroffen.

Die indischen Waarenschiffe landeten auf Ormus, ihre abgesetzten Ladungen schwammen von hier nach Bassora, machten dann den Landweg durch Karavanen nach Aleppo, und fanden hier ihre europäischen Käufer, vorzüglich Venetianer und Genueser. Die Kaufleute genossen zu Bassora lockende Vorrechte; daher blieb die Stadt einige Jahrhunderte hindurch der lebhafteste Marktplatz Asiens, und das Beste, was Indien an Gewürzen und Edelsteinen, an seidenen und baumwollenen Waaren erzeugte, gelangte auf diesem Wege in die westlichere Welt. Nachdem aber Aegypten mit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Beute der herrschsüchtigen Mameluken, vom Kolosse des Kaliphenreich sich losreissend, den alten verlornen Handel wieder zu geniessen strebte, liefen die indischen Waaren in das rothe Meer ein, und gelangten von dort auf dem Nil nach Alexandrien. Die neue Strasse war kürzer, bequemer und daher besuchter, als die alte; dennoch blieben Ormus, Bassora und Aleppo zahlreich besuchte Plätze, und der grosse persische Shah, Ismael Sofi, welcher wenige Jahre vor Albuquerque's Ankunft, die Schwärmerei als einen Hebel der Politik gebrauchend, zum Ahnherrn eines glänzenden Herrschergeschlechtes sich gesiegt hatte, war grossmüthig genug, wenn er von Ormus nichts weiter als einen jährlichen Tribut nahm, und damit den Lehenherrscher spielte. Daher wohnten in der Stadt Mahomedaner, besonders Araber und Perser, eben so schöne als verschmitzte Menschen, für den Handel geboren und erzogen, sich sicher fühlend in einer Stadt, welche durch ungeheure Bollwerke fest, und von hundert, mit Schlössern besetzten Bergspitzen umgeben war.

Nachdem Albuquerque mit seinen Schiffen sich im

Angesichte der Stadt befand, verkündigte er durch einen donnernden Kanonenschuss seine Gegenwart. Die Einwohner strömten zum Ufer, der Eine erschrocken, der Andre neugierig; man betrachtete die niegesehene Weise der Schiffsbemannung, man lobte die Ordnung, und fand in den Portugisen selbst stattliche Männer. Ueber die Absicht ihrer Erscheinung aber drängten sich tausend Vermuthungen an den Tag. Sie ward indessen bald klar. Ein Abgeordneter aus der Stadt bestieg das Admiralschiff, und befragte unsern Helden um seine Zwecke, ohne es jedoch an irgend einem Zeichen vergötternder Ehrfurcht fehlen zu lassen. Die Antwort, die er erhielt, bestand in wenigen Worten; je kürzer und entscheidender, desto schlagender setzte sie ihn in Erstaunen. Emanuel, der mächtige König von Portugal, lautete sie, sey jetzt Herr der indischen Meere; wenn daher der Beherrscher von Ormus sein Reich erhalten und seinen Handel ungefährdet wissen wolle, so müsse er den König als seinen Oberherrn erkennen, und ihm den Tribut zahlen, den er bisher dem persischen Shah gezahlt habe. — Der entlassene Abgeordnete ruderte langsam zurück; es war als trüge er ein schädliches Gift im Munde, und kaum hatte er den Muth, die empörende Forderung des Fremden vorzutragen. Im Pallaste wirkte sie verschieden; während die Einen einen Abentheurer verspotteten, der vielleicht, nachdem seine Hoffnungen gescheitert, hier in Ormus das Netz der Verzweiflung noch einmal auswerfen wolle, zogen die Andren die Ordnung auf den Schiffen, die Mannszucht und die übrigen Zeichen eines gesetzlichen Kriegszuges in Erwägung, hielten die Dinge damit zusammen, die bereits von demselben Volke an den Südküsten Asiens geschehen, und

waren der Meinung, dass man hier mit der umsichtigsten Behutsamkeit seinen Entschluss fassen müsse.

Diese Ansicht hegte auch Koya-Atar, ein arabischer Sklave, der durch geschmeidige Schlaueit, nachdem er im Labyrinth der Hofränke eine zahllose Menge finsterer Irrgänge durchgemacht, unter dem vorigen Fürsten schon zu einem bedeutenden Ansehen gelangt war, und jetzt, an der Spitze der Höflinge glänzend, alles Ansehen und alle Macht in seiner Person vereinigte. Seifadin, der junge Monarch, hatte ihn als einen angelegentlich empfohlenen Schatz von seinem sterbenden Vater empfangen; unerfahren, da er in den duftenden Gemächern der Harems erzogen worden, ohne durchgreifende Kraft und ohne entschlossene Selbstständigkeit, wiewohl nicht ohne gefällige Tugenden, die ihn vielleicht zu einem trefflichen Hausvater gemacht hätten, pries der Jüngling sich glücklich, einem so erfahrenen Getreuen die Sorgen des Reiches überlassen und das Schwerste dem Klügsten anvertrauen zu können. Auch täuschte er sich nicht ganz. Der gefeierte Sklave kannte besser als irgend wer die Schleichgänge der List, die heimlichen Tücken der Verschmitztheit; wo durch Ränke nur sich siegen liess, war er der Held, und Erfahrung, Kenntnisse und berechnende Vorsicht pflegten seine Pläne zu unterstützen; aber dieser Schlaueit gebrach es an persönlichem Muth, an kräftiger Ausdauer; nur im Zuge des Glückes schien Atar voll kluger Hilfsmittel zu stecken; empfand er die Hand eines feindseligen Geschickes, so lag seine Erfindsamkeit gelähmt darnieder, und eine verzweifelte Feigheit lastete drückend auf allen Schwungfedern seines Geistes.

Die Zusammenziehung der Kriegesschaaren, welche

Atar auf der Stelle beschloss, konnte so schnell nicht vor sich gehen, als die Noth der Umstände es heischte; die Portugisen hatten sich bereits mehrerer festen Plätze an der arabischen Küste bemächtigt, und so mussten die neugeworbenen Krieger Umwege nehmen, um zu den festgesetzten Versammlungspunkten zu gelangen. Es kam also darauf an, Zeit zu gewinnen, und durch Vorspiegelungen aller Art den Feind, wenn er auch noch so ungestüm sich geberden sollte, hinzuhalten; in dieser Kunst glaubte Atar Meister zu seyn, und hoffnungsvoll machte er sich an den Versuch. Zuerst wanderte eine ansehnliche Menge von Geschenken, theure Waffen und Kostbarkeiten anderer Art, auf das Admiralschiff; ein trauliches, zu gutem Vernehmen einladendes Schreiben begleitete die gastlichen Gaben. Ihre Aufnahme jedoch entsprach den gehegten Erwartungen keinesweges. Wenn der Monarch von Ormus durch diese Flitterdinge, liess Albuquerque, indem er Alles sogleich zurück schickte, sagen, eine Musterschau seines Reichthums geben wolle, so müsse er es bei Leuten versuchen, welche die Herrlichkeiten an König Emanuel's prachtglänzendem Hofe nicht gesehen; gedenke er aber ihn, den Feldherrn der Portugisen, damit zu blenden, so möge er wissen, dass nach dem Tode des Alfons Albuquerque der König von Portugal für die armen Kinder desselben werde sorgen müssen. — Fürst und Minister waren überrascht; doch während jener für den ausserordentlichen Mann eine hohe Achtung zu empfinden begann, bereitete sich dieser, seine Absicht keinesweges aus den Augen verlierend, alle Mittel des Schlauesinnes spielen zu lassen. Die Unterhandlungen begannen; es eilten Boten hin und her, in wenigen Tagen schien

man zu einem feststehenden Verhältnisse zu gelangen. Aber bald fand sich diese, bald jene Schwierigkeit; heut war der kränkliche Minister zu jedem Geschäfte unfähig, morgen befahl ein Festtag, die geöffneten Moscheen zu besuchen. Täuschen liess sich Albuquerque durch diese Kunstgriffe nicht; da indessen alle seine Hauptleute der Meinung waren, dass es Tollkühnheit wäre, vor einer ausgesprochenen Erklärung der Stadt zu den Waffen zu greifen, so musste er sich mit knirschendem Unwillen in die ränkefädelnde Langsamkeit des Sklaven fügen, und mit Worten fechten, wo er so gern durch Kugeln sich ausgesprochen hätte.

Endlich sah Koya-Atar seinen sehnuchtsvoll erwarteten Kriegeshaufen beisammen, und freute sich, die Maske der kriechenden Gefälligkeit wegwerfen zu können. Die Portugisen, welche in der Stadt zerstreut sich befanden, wurden eines Abends plötzlich ergriffen und in's Gefängniss gesetzt; Waffenlärm erklang in allen Gassen; auf allen Thürmen der Mauer, auf allen Schlössern der Berge umher blitzten Helme und Schilde im Glanze der untergehenden Sonne. Albuquerque, über den Unglumpf sich im Herzen freuend, schickte in die Stadt, und forderte die Loslassung der Gefangenen. Sie seyen in seiner Gewalt, liess Atar antworten, und würden darin bleiben, bis ein passendes Lösegeld für sie gezahlt worden; Albuquerque aber möchte mit seinen Portugisen, wenn ihm sein Leben lieb sey, eiligst wieder dahin gehen, woher er gekommen; er stehe tapferen Kriegern, nicht, wie bisher, elenden Negern oder Kaffern gegenüber; mit zermalmender Kriegesgewalt würde der Beherrscher von Ormus seine Hauptstadt zu vertheidigen wissen, und Ismael Sofi, der allgewaltige

Fürst, sey der Schutzherr, unter dessen Fittigen Seifadins Thron stehe.

Die prahlerische Rede klang, wie Alfons Albuquerque es erwartete und wünschte. Augenblicklich rief er seine Hauptleute zusammen; die Stimmen im Kriegesrathe erklärten sich alle für einen beherzten Angriff, Plan und Mittel wurden verabredet. Mit kluger Vorsicht ordnete der Feldherr die Schiffe, erklärte den Führern noch einmal, welch ein ruhmvolles Verdienst die Eroberer von Ormus sich um König Emanuels Krone erwürben, und gab sodann den Befehl zum Angriff. Die Flotte schwamm gegen das Land, und bald flogen die Kugeln in die Schiffe der Feinde oder über ihre Köpfe hinweg an die Mauern und Thürme der Stadt. Zu gleicher Zeit rückten die feindlichen Fahrzeuge heran; man bekam einander näher in's Gesicht, zog das Schwerdt, und ward handgemein. In wenigen Minuten nahm jedes Fahrzeug an dem Gefechte Theil, ein furchtbares Kampfgetöse brauste zwischen der Stadt und dem persischen Ufer. Die arabischen Söldlinge zeigten eine unerwartete Tapferkeit; ihr Angriff geschah mit lebhaftem Ungestüm, ihr schallendes Kriegsgeschrei hätte einen andren Gegner leicht in Schrecken gesetzt. Aber die Beherztheit der Portugisen vermochte ihr Ungestüm nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen; wie auf festem Lande, unverrückbar, standen die beiden feindlichen Schiffsreihen eine lange Zeit hindurch auf dem Spiegel der Meerenge. Atar, der sich dicht hinter seinen Kampfschiffen befand, bewunderte die Schlachtfertigkeit der Portugisen, und in der Besorgniss, dass über diese Helden die überwiegende Zahl selbst keinen Sieg erhalten möchte, setzte er ein Hülfsmittel in Bewegung, welches er zu diesem

Ende

Ende bereit hielt. Eine zahlreiche Menge kleiner Barken, von denen viele mit Brennstoffen beladen waren, musste einzeln zwischen seinen grösseren Schiffen hindurch segeln, und im Pulverdampfe unbemerkt, schleichend zur portugisischen Flotte hinan schwimmen; dort sollten sie diese theils in Brand stecken, theils durch Umzingelung die Feinde in die äusserste Verlegenheit stürzen. So klug jedoch das Liststück ersonnen, so schlecht gelang es. Ein Windzug lüftete den Pulverdampf; die Portugisen bemerkten die Barken zu früh, und hatten Zeit genug, sie mit einem Kugelregen zu empfangen. Albuquerque, überall, wie immer, und für Alles sorgend, liess eine ungestüme Jagd auf sie machen, und ehe sie noch sich zurück zu ziehen vermochten, waren sie bis auf einige wenige zertrümmert und ihrer Mannschaft beraubt. Atar, der ihre Bewegungen angeordnet hatte, erschrak; eine plötzliche Furcht überfiel ihn, er glaubte Alles verloren, und eilte, heimlich fliehend, zur Stadt. Albuquerque indessen betrieb mit verdoppeltem Nachdruck den Angriff auf die grossen Schiffe. Unter diesen ragten durch ihr Riesenmaas vorzüglich zwei hervor, von denen das eine dem Könige von Kambaya, das andere dem Melek-Ass, dem maurischen Beherrscher von Diu in Hindostan, gehörte; beide Fürsten standen mit dem Könige von Ormus in engen Handelsverbindungen, und hatten, ihren eigenen Vortheil im Auge, keine Stunde gesäumt, in seinem Drangsal ihm Hülfe zuzusenden. Die Mannschaft beider kämpfte gleich würdigen Bundesgenossen; der Schlachtlärm ward immer stürmischer, das Meer unter dem Kampfgewühl immer röther. Schon deckten die Trümmer der zerschmetterten Barken, so weit der Blick nur reichte, das

Gewässer; die Kugeln wütheten verderbenvoll unter den Arabern, aber auch von Albuquerque's Kriegern stürzten viele vom Schiffsrande hinab in das Meer, und mancher zuckte von schweren Pfeilen durchbohrt. Des- senungeachtet zog ihre Beharrlichkeit das Glück des Kampfes herüber; die Feinde fingen an zu schwanken, und als sich die Nachricht verbreitete, dass Atar in eiligem Schrecken aus dem Kampfgewühle geflohen, hielt kein Befehl, keine Drohung sie mehr zurück, sie wandten ihre Fahrzeuge, und eilten fassungslos nach Ormus. Als aber die Portugisen, vom Winke des Sieges nur um so muthiger entflammt, in ihre Schiffe hinüber setzten, warfen sich die Meisten in's Meer, und suchten schwimmend das Ziel der Rettung zu erreichen. Albuquerque und die Seinigen liessen ihnen wenig Zeit; sie sprangen eilig in Schalupen, um beweglicher vorwärts steuern zu können, und setzten den Fliehenden nach. Nun gab's kein arabisches Herz mehr, das nicht verzagt auf sein Heil dachte; mit zitternder Ungeduld schwang man sich aus den Fahrzeugen an's Land, und drängte sich nach den Thoren. Von den Mauern aber flohen die Zuschauer, das Volk verbarg sich bebend in den Häusern.

Während dessen schwammen an beide Küsten brennende Schiffe hinan, und die Sieger landeten an vielen Punkten. Die geflohenen Schaaren des Feindes vertheilten sich auf Mauern und Thürme, fassten neuen Muth, und suchten nach dem verunglückten Angriff die Vertheidigung wenigstens mit Ehren durchzuführen. So erneute sich an mehreren Stellen der Kampf mit blutiger Heftigkeit, Albuquerque selbst ward unter den Mauern eines kleinen Küstenpallastes mit einigen Haupt-

leuten von Pfeilen verwundet. Doch war die Verletzung nur oberflächlich, und hinderte ihn nicht, noch länger die Alles leitende Seele seiner Heldenschaar zu seyn. Zugleich versuchten die Muthigsten unter den Portugiesen, Bollwerke und Mauern zu erstürmen; sie versprachen sich einen glücklicheren Erfolg, da bereits viele Häuser der Vorstädte in Flammen standen, und selbst eine Moschee nieder brannte; der Feldherr aber hielt dieses Uebermaass des Muthes für zu gefährlich, auch waren nicht Wenige mit dem fliehenden Feinde zugleich in die Thore hinein gerathen; er liess daher zum Rückzug blasen, zog sich mit seinen Schiffen in einige Entfernung vom Ufer, stellte sich aber dort in schlachtmässiger Ordnung auf.

Jetzt bereute Koya-Atar die übermüthige Sprache, die er in zu unbesonnener Zuversicht auf seine Streitkräfte geführt hatte, von ganzem Herzen. Ein vielfacher Kummer war's, der mit einem einzigen Schlage sich auf ihn geworfen hatte; die Untrüglichkeit seines Geistes musste in Seifadins, seines königlichen Zöglings, Augen einen bedenklichen Stoss erlitten haben; die Widersacher im Pallaste und in der Stadt, an denen es einem empor gestiegenen Sklaven wie Atar unmöglich fehlte, konnten ihr Haupt schadenfroh empor heben, und Minen springen lassen, die sie schon lange vielleicht in Beritschaft gehalten; Ismael Sofi aber musste unzufrieden mit dem obersten Staatsdiener seines Vasallen seyn, nachdem ein solches Häuflein europäischer Feinde einen so entschiedenen Sieg über eine so zahlreiche Flotte erhalten. Die Noth befahl, ihrem Willen musste Gehorsam geleistet werden.

Am Morgen nach der Schlacht näherte sich ein

Schiff mit weisser Fahne, dem Zeichen friedlicher Gesinnungen; darauf befand sich ein Maure, der mit seinen Landsleuten aus Grenada vertrieben worden, und keines Dolmetsch weiter bedurfte. Er hatte den Auftrag, um Verzeihung bittend, jeder Forderung des Siegers völligen Gehorsam zu versprechen; dafür sollte aber auch Albuquerque augenblicklich den Seinigen Waffenruhe gebieten, damit man den brennenden Theilen der Stadt mit den erforderlichen Rettungsmitteln zur Hülfe eilen, und die grosse Anzahl von Todten, so sich an der Küste und auf den schwimmenden Schiffstrümmern gefunden, bestatten könnte. Dem Gesuche ward gewillfahrt, und der Vertrag bald darauf abgeschlossen. Seifadin, der König von Ormus, bat den Feldherrn der Portugisen um Verzeihung wegen der vorgefallenen Feindseligkeiten, und unterwarf sich in Demuth seinen Befehlen; er bekannte sich zu einem jährlichen Tribute, wies den Siegern einen Platz und Baustoffe zu einer Festung an, räumte ihnen Wohnhäuser in der Stadt ein, zahlte dem Feldherrn eine namhafte Summe an Kriegeskosten, hob seine Abhängigkeit vom persischen Herrscher gänzlich auf, und nannte sich einen Vasallen, einen Schützling König Emanuels von Portugal. Der Vertrag ward auf zweien Goldplatten in arabischer und persischer Sprache verzeichnet, und bald flatterte das portugisische Banner, die neuen Verhältnisse bezeugend, auf den Zinnen des königlichen Pallastes.

Koya-Atar schaute mit trüben Kummerblicken in die Zukunft; er empfand das Joch auf seinem Nacken, und ahnte den Tag, welcher dereinst ihn auch um die Ueberbleibsel seines Ansehens bringen könnte. Bald verlangte Albuquerque eine persönliche Zusammenkunft

mit dem Fürsten; der Sklave zitterte, unterschlagen aber liess sich die Forderung nicht. Seifadin selbst wünschte eine solche Unterredung; mit eigenen Augen wollte er den Mann sehen, dessen Heldengeist er mit Staunen erkannte. Vergebens sprach Atar von Gefahren, von einem jähen Ueberfall, von unauflöslichen Ketten, in denen er nach Europa werde wandern müssen; der Jüngling gab Besorgnissen dieser Art keinen Raum, und der portugisische Feldherr bestand immer ernstlicher auf seine Forderung. — So kam man auf einem geschmückten Fahrzeuge zusammen, zwar von beiden Seiten mit aller Behutsamkeit des Misstrauens gewaffnet, aber bald einander offen in's Auge schauend, und freundschaftlich sich liebgewinnend. Seifadin konnte an dem Sieger sich nicht satt sehen; diese königliche Hoheit der Gestalt, der würdevolle Ernst, dessen Wirksamkeit ein gefällig herablassendes Wesen erhöhte, flossten ihm die ehrfurchtsvollste Bewunderung ein, und bald stand Albuquerque als das Muster eines vollkommenen Mannes vor seinen Augen da. Dieser dagegen fand einen lebenswürdigen, gutartigen jungen Fürsten, dem er von ganzem Herzen eine bessere Schule und eine bessere Umgebung wünschte. — So schied man im günstigsten Vernehmen; der Friede ward mit vieler Pracht gefeiert, und die Spitze einer Erdzunge, an deren andrem Ende die Stadt lag, zum Citadellenpunkte bestimmt. Eine klügere Wahl liess sich nicht treffen; durch die neue Feste wurde die Stadt beherrscht, und alle Wege zu ihr hin mit leichter Aufmerksamkeit beobachtet.

Nachdem die Portugisen in den angewiesenen Häusern der Stadt ihre Wohnung genommen, wurden die Bürger es erst inne, wie winzig das Häuflein, dem

man die Hände gebunden hingereicht hatte. Eine allgemeine Schaam ergriff sie; kaum wagte der Eine dem Andern auf öffentlicher Strasse in's Auge zu schauen. Im Gefolge der Schaam erzeugte sich bald der Unwille, und so bildete sich der Wunsch, die beschwerlichen Fremdlinge, wie herbe Opfer es auch immer kosten möchte, zurück auf die Wellen des Meeres zu treiben. Der gebietende Sklave bemerkte diese Stimmung; sie kam ihm ausserordentlich gelegen. Er machte seinen Fürsten mit ihr bekannt, suchte im Herzen desselben jede Neigung zu Albuquerque und den übrigen Portugisen zu vertilgen, schilderte ihm die ruhmlose Sklaverei, in welche er allmählig bei den weiter um sich greifenden Gästen hinab sinken würde, und versprach ihm einen glücklichen Wechsel der Dinge, glücklicher, als der erste Vertheidigungskampf gegen diese frechen Ungläubigen gewesen. Sein Plan machte diessmal in der That seiner Klugheit Ehre. Während er dem Feldherrn mit der ergebensten Unterwürfigkeit begegnete, und den Kriegern desselben es an keinem Bedürfnisse fehlen liess, aber auch keinen durch einen sichtbaren Vorzug vor den Uebrigen auszeichnete, suchte er mehrere Stückgiesser und Zimmerleute zu gewinnen. Er schilderte ihnen die traurige Zukunft, welche sie dereinst, in die Citadelle eingeschlossen, von all den Ihrigen entfernt, würden erleben müssen; er bestach sie durch Geschenke, und lähmte durch diese Kunstgriffe ihren Fleiss. Dadurch begann der Bau hin und wieder zu stocken; die Arbeiter entschuldigten durch ihre ordnungslose Nachlässigkeit den Minister, und doch liess es dieser, indem er äusserlich den Schein der eifrigsten Thätigkeit behauptete, bald an dem einen bald

an dem andren Bedürfnisse fehlen. Albuquerque konnte sich die Ursache der Verzögerung nicht erklären, und bestand mit um so grösserer Strenge auf den Fleiss der Arbeitenden; diese geriethen darüber allmählig in Unwillen, die feindselige Stimmung pflanzte sich weiter fort, und Atar sah bald die Gelegenheit gereift, wo er selbst die Aufseher bei'm Festungsbau gewinnen konnte. Von diesen wurden mehrere höhere Krieger angesteckt, und ein gefährliches Gift, vom Feldherrn noch nicht geahnt, schlich, mit jedem Tage weiter um sich greifend, unter seinen Portugisen umher.

Endlich brach das böse Geschwür auf. Es ward bei'm Feldherrn ein Schreiben eingereicht, in welchem eine ziemliche Anzahl unterzeichneter Hauptleute ihn ernstlich bat, den nutzlosen Festungsbau von Ormus zu verlassen, und den Befehlen des Königs Emanuel gemäss auf dem Meere zu kreuzen. Alfons Albuquerque erwiederte keine Sylbe, verrieth kein Zeichen seiner Entrüstung; da aber so eben der Grundstein zu einem Thore der Citadelle gelegt wurde, nahm er das Blatt, und schob es unter den Stein. Die Soldaten lachten über die seltsame Beantwortung eines Gesuches, und so lange Ormus sich nachmals in den Händen der Portugisen befand, hiess das Thor gewöhnlich „das Thor der Bittschrift.“ Die schweigende Entschiedenheit des Feldherrn wirkte für einige Zeit; der Bau rückte vor, und die Missvergnügten nahmen sich in Acht, ihre widerwärtigen Meinungen laut werden zu lassen.

Die Feste stand ihrer Vollendung nahe, als eine feierliche Gesandtschaft von Ismael Sofi erschien, und den herkömmlichen Tribut verlangte. Koya-Atar, der ihr Erscheinen, wie sich vermuthen lässt, erwirkt oder

beschleunigt hatte, gestand mit Achselzucken, dass jeder Pfening des Seifadin jetzt den Portugisen gehöre, und also die Abgesandten sich mit diesen zu verständigen hätten. Entrüstet machten die Perser sich also bald auf den Weg, traten vor Albuquerque, fragten ihn mit drohendem Stolze, wer ihm ein Recht gegeben habe, feindselig gegen Ormus zu verfahren, und verlangten für ihren Herrn den Tribut, der ihm gezahlt worden. Auch hier antwortete der grosse Mann mit seiner gewöhnlichen nachdrucksreichen Kürze. Er liess eine grosse Schüssel herbei holen, in welcher Schwerdter, Kugeln und andere Kriegesgeräthe lagen, hielt sie den Abgesandten vor Augen, und sagte, in solcher Münze zahle der König von Portugal und seine Vasallen. Ismaels Diener, über eine Sprache erstaunt, wie sie gegen ihren mächtigen Herrscher, seit er so viele Kronen auf seinem Haupte trug, noch nie geführt worden, wussten nicht, was sie zu antworten hätten; sie schlichen nach der Stadt zurück, und kehrten bald in ihre Heimath.

Mehr aber noch, als die Abgesandten, erstaunte Koya-Atar. Dass Albuquerque auch dem grossen gefürchteten Shah zu trotzen verwegen genug seyn würde, hatte er nimmermehr geglaubt; so war denn auch dieser Versuch fruchtlos abgelaufen, und bedenklichere Wege mussten eingeschlagen werden. Die Unzufriedenheit der portugisischen Hauptleute zu nähren, liess er es weder an Geld noch an Schmeicheleien fehlen; seine Wünsche reiften, der Murr sinn bildete sich zur vollkommenen Meuterei aus. Sobald er davon sich überzeugt hatte, traf er seinerseits die zweckmässigsten Anstalten. Es wurden in den Häusern der Stadt, welche

dem neuen Fort gegenüber standen, Kanonen aufgestellt, verkleidete Soldaten auf einzelne Punkte vertheilt, und in aller Stille eine Menge von Schiffen zusammen gezogen. Albuquerque jedoch entdeckte den Plan, noch ehe die letzte Hand daran gelegt worden; er versammelte seinen Kriegesrath, belehrte die Missvergnügten von der schrecklichen Gefahr, in welche sie durch ihr verrätherisches Benehmen sich selbst gestürzt, und gab den strengsten Befehl, jeden Verkehr mit den Einwohnern auf der Stelle abubrechen. Kaum aber hatte Atar diese Vorkehrungen des gefürchteten Gegners in Erfahrung erhalten, so liess er von den Moscheen herab Lärm schreien, und durch dieses Zeichen der allgemeinen Noth die allgemeine Bevölkerung zu den Waffen greifen. Wollte Albuquerque nicht die grösste Gefahr laufen und zugleich eine traurige Schande erleben, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Citadelle, auf deren Schutz sich noch nicht vertrauensvoll rechnen liess, unbesetzt zu lassen, und lieber auf die Stadt selbst einen Angriff zu machen. Dazu kam es bald. Mit ihrer gewohnten Tapferkeit stürmten die Portugisen daher, und selbst von den Unzufriedenen schienen es die Meisten an Eifer nicht fehlen zu lassen; dagegen empfing sie aus der Stadt ein sauser Pfeilhagel, und Atars Feldstücke begrüsst sich mit den portugisischen. Gegen die schirmreiche Stadt blieb jeder heftige Angriff vergebens; Albuquerque dämpfte die Hitze, änderte seinen Plan, und beschoss die Stadt acht Tage hindurch, während er alle Schiffe, die ihm in die Hände fielen, verbrennen liess. Doch auch dadurch ward nichts gewonnen; Fürst und Bürger schienen entschlossen, Beschwerlichkeiten und Gefahren bis zur äussersten Unübersteiglichkeit zu ertragen. So

beschloss denn unser Held, die Stadt zu umzingeln, und durch den Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In dieser Absicht wurden die Schiffe im Kreise vertheilt, auf jede Regung mit grösster Wachsamkeit gelauscht, und wer, sich durch zu schleichen willens, den Einschliessenden in die Hände fiel, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren zurück geschickt.

Der heftigste Kampf aber entflammte sich in einiger Entfernung von der Stadt bei einem Brunnen, dessen Ergiebigkeit, so karg sie war, die Einwohner durch eine zahlreiche Bewachung zu sichern suchten. Die Portugisen überfielen sie, metzelten sie, vor ihrer Mehrzahl nicht zurück schreckend, nieder, und warfen die Leichen in den Brunnen. Die Feinde strengten alle Kräfte an, des wichtigen Platzes wieder Meister zu werden; die einzige Quelle des frischen Wassers konnte man durch kein zu theures Opfer erkaufen. So wurden denn hier die Araber der angreifende Theil; mit einer nieerlebten Wuth stürzten sie sich, vom Könige und seinem Lieblingssklaven, dem Koya-Atar, selbst geführt, auf die Portugisen; sie schienen mit ihren Leichen um diese und den Brunnen eine Mauer ziehen zu wollen. Ihre grössere Menge war zu überwiegend, die Portugisen sahen sich in eine schreckliche Enge getrieben; wer nach der einen Seite hin sein Leben vertheidigte, ward auf der andern von raschen Geschossen getroffen; der Feldherr selbst erhielt mehrere Hiebe, er blutete an verschiedenen Theilen des Körpers, und dem Sohne des Noradin, des zweiten Staatsbeamten, der so eben mit der Keule nach ihm hauen wollte, nahm zur glücklichen Sekunde eine Kugel den Arm weg. Doch gestand Albuquerque selbst, er habe sein Leben lang

niemals in einer dringenderen Gefahr geschwebt, und wenn er von diesem Tage erzählte, funkelte sein Auge, färbte sich seine Wange von stolzem Bewusstseyn mit einem lebhafteren Roth. Wollte er indessen nicht all die Seinigen bei dem Brunnen als Leichen zurück lassen, so musste er die Behauptung desselben aufgeben. Er entschloss sich zum Rückzuge, und erlebte zu seinem Verdrusse die Jubelmiene der unzufriedenen Hauptleute, die ihre Schadenfreude, den grossen Mann endlich auch einmal unverrichteter Sache zurück schleichen zu sehen, nicht verheimlichen konnten oder mochten.

Bald aber meldete sich in der Stadt der Hunger immer deutlicher; verzweifelnde Menschen suchten durch die Schiffsreihe der Portugisen zu schlüpfen, und wagten die augenscheinlichste Gefahr lieber, als dass sie länger mit der Nahrungslosigkeit kämpfen wollten. Alle berichteten das Elend in der Stadt, alle wurden verstümmelt zurück geschickt. Schon war der Pallast des Königs am Ufer umzingelt, wenige Tage nur konnte die Stadt der entsetzlichen Noth noch widerstehen — da stahlen sich mehrere Hauptleute mit ihren Fahrzeugen in der Nacht hinweg, und nahmen ihren Weg nach Ostindien zum Unterkönige; einer von ihnen hatte sich sogar mit Lebensmitteln und Geschützvorrath davon geschlichen. — Albuquerque erschrak; er sah durch die Treulosigkeit der Meineidigen in seine Schiffsreihe eine bedenkliche Lücke gerissen, seine Streitkräfte um eine ansehnliche Summe verringert. Dennoch geschahen erneuerte Angriffe, und die beiden Neffen eines benachbarten Königs, welcher dem Seifadin Hülfe zusandte, wurden als Leichen auf kleinen Barken nach Ormus hinein geschickt; ein alter Priester, der mit ihnen gekommen, begleitete

die todten Körper, und hatte den Auftrag zu berichten, dass Alle, so des Beistandes wegen nach Ormus wollten, in solcher Gestalt daselbst anlangen würden. Desunungeachtet gestalteten sich die Umstände immer bedenklicher; noch immer kein Wort von Uebergabe, dagegen ein Mangel an Lebensmitteln, die aus beträchtlicher Ferne herbeigeschafft werden mussten, eine Erschöpfung der Krieger durch ununterbrochene Thätigkeit und Nachtwachen, vor Allem aber die Nachricht von einer grossen persischen Flotte, von deren Ankunft Atar bereits Meldung zu haben schien. Albuquerque's Hitze gab erkaltend der Besonnenheit Raum; er hiess unvermuthet die Anker lichten, verliess die Meerenge, die er mit so schmeichlerischen Hoffnungen betreten, und schwamm, dem berühmten karthaginensischen Feldherrn nicht unähnlich, da er von Italien hinweg segeln musste, nach der Insel Socotora zurück, woselbst er sich wie den Seinigen Erholung gestattete, und die zweite Hälfte des Winters (1508) zubrachte.

Während dessen hatten sich in Indien unter der Leitung des Grafen von Abrantes grosse Ereignisse begeben. Der Samorin zu Kalekut hatte nach dem Schlage, welchen er durch die Tapferkeit des Eduard Pacheco erhalten, Zeit genug gehabt, in stiller Reue über den entehrenden Frieden nachzudenken, den er geschlossen. Die Braminen am Hofe gewahrten seinen Trübsinn, und riethen ihm, die Christen durch den Beistand maurischer Mächte zu verderben. Er sann ihrem Vorschlag weiter nach, und wandte sich endlich an den Sultan von Aegypten.

Die Saracenen hatten nach Mahomed's Auftreten ein grosses Reich mit zu schnellen Fortschritten erobert, als

dass es sich lange Zeit hindurch in seinem Umfange hätte erhalten können. Im zehnten Jahrhundert riss sich Abulkassem, der Befehlshaber in Afrika, von der Unterthanschaft gegen die Kaliphen zu Bagdad los, und sein Enkel schlug seinen Herrschersitz in Kairo auf, das er selbst erbaut hatte; er nannte sich gleichfalls einen Kaliphen, und so unterschied man die ägyptischen von den ursprünglichen zu Bagdad. Der neunte seiner Nachfolger ward im zwölften Jahrhundert von Nuredin, dem Feldherrn des Saladin, des Sultans von Damaskus, besiegt, und Aegypten von diesem in Besitz genommen. Saladins Bruder aber, Malek Adhel, den Besieger Ludwigs des Heiligen, stürzten die Mameluken vom ägyptischen Throne, und erhoben einen der Ihrigen zum Sultan. Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts endlich empörten sich die cirkassischen Krieger, welche die Mameluken als junge Knaben aus Asien holten, und zum Soldatendienste erzogen, gegen ihre Herren; sie folgten dem Beispiele derselben, und setzten einen aus ihrer Mitte auf den Thron. So entstand eine zweite Dynastie mamelukischer Sultane, deren letzter, Khan Hassan Algauri, die ägyptische Krone trug, als der Samorin von Kalekut seinen Abgesandten nach Kairo schickte *). Dieser führte bekräftigende Briefe

*) Die Mameluken — vom arabischen Worte „Mamalik, ein Sklave“ — hatten, aus den kaukasischen Gegenden stammend, einzeln schon früher den Königen gedient; einer der ägyptischen Kaliphen erkaufte eine ganze Schaar, und bildete einen stets sich erneuenden Kriegeshaufen daraus. Ihre Sultane machten Eroberungen, und beherrschten das westliche Asien bis zum Euphrat. Khan Hassan Algauri war der letzte; denn zehn Jahre nach der Sendung des Samorin trat der Türkenkaiser Selim der Erste in Aegypten auf, eroberte das Land, und machte der Mamelukenherrschaft ein Ende. Im vergangenen Jahrhundert erlangten sie einen mächtigen Einfluss wieder.

der Fürsten von Kambaya, von Ormus und Aden mit sich; er sprach beweglich zum Herzen des Sultans, und setzte den Hass, welchen der Fürst bereits gegen die Portugisen hegte, in lichte Flammen. Um aber zuvor einen friedlichen Weg zu versuchen, liess Khan Hassan die Drohung bekannt machen, er würde, wenn die Portugisen mit ihren Eroberungen in Asien fortführen, alle christlichen Heiligthümer im Orient zerstören und die Bekenner des Kreuzes bis auf den letzten ausrotten. Auf diese Ankündigung eilte der Superior vom Kloster Sinai erschrocken zu ihm, bat um Gnade, und erbot sich zum Ueberbringer eines Briefes nach Rom. Er ward abgeschickt, und langte an der Tiber an. Pabst Alexander der Sechste sandte das Schreiben an Emanuel; dieser aber ertheilte die unerschrockene Antwort: Das Schreiben des Sultans erfülle ihn mit der innigsten Freude, seine Klagen seyen ein Beweis der portugisischen Grösse, seine Drohungen würde er nicht in Erfüllung gehen lassen. Er hatte Recht. Keinem Christen ward ein Haar gekrümmt *), dagegen augenblicklich der Befehl zum Bau einer grossen Flotte gegeben. Aegypten hat keine Waldungen; das Zimmerholz musste aus Kleinasien herbei geschafft werden. Die Portugisen waren eifrig bei der Hand, ihre Kreuzer machten im rothen Meere Jagd, und zerstreuten oder verbrannten die Holzschiffe. Dessenungeachtet gelangte endlich der Flottenbau zu Werke, und vier ungeheure Schiffe stan-

*) Die Rache an den kleinen Christengemeinden wäre ein wirkungsloser Schritt der Entrüstung gewesen; staatsklüger war's, sie ungefährdet im Lande zu lassen, die schweren Abgaben, die sie zahlen mussten, zu erndten, und die reiche Quelle der Einkünfte, welche durch die Pilger sich ergaben, geöffnet zu erhalten.

den zur Abreise nach Ostindien segelfertig da; funfzehn hundert mamelukische Renegaten bildeten die Bemannung, der Emir Hossein hatte den Oberbefehl. Die Flotte segelte das rothe Meer hinab, trat durch das Babelmandeb, und langte so im Hafen von Diu an, wo Melek Ass, der dortige Fürst, gleichfalls zum Kampfe gerüstet, als Bundesfreund sie erwartete.

Don Lorenzo d'Almeida, der Sohn des Unterkönigs von Indien, ein junger Edelmann von preiswürdigen Tugenden, welcher die maldivischen Inseln besuchend und Ceylon entdeckend, durch die Unterwerfung der vorzüglichsten Fürsten daselbst sich bereits einen glänzenden Namen erworben hatte, kreuzte so eben in den Gewässern von Diu, und gewahrte die heranschwimmende ägyptische Flotte zuerst. Er hielt sie für das Geschwader des Albuquerque, und freute sich des Wiedersehens mit dem trefflichen Manne; aber bald unterschied er die roth und weissen Flaggen mit den schwarzen Halbmonden, und eben so schnell war auch sein Entschluss, den Kampf zu wagen, gefasst. Während Alles in bleicher Furcht verzagte, zog er allein das Schwerdt, und musste die geprüfsten Streiter von ihrem ersten Schrecken sich erholen lehren. Zwar konnte er die Vereinigung der Mameluken mit den Schiffen des Melek Ass nicht verhindern; Zeit zur Rastpflege aber gönnte er ihnen nicht. Eine blutige Seeschlacht erfolgte. Die Portugisen fanden bald ihren Muth wieder; Maimane, der Priester, welchen der Samorin als Abgesandten nach Kairo geschickt hatte, wurde, während er die Arme in die Höhe gehoben hielt, und zum Propheten um Verleihung des Sieges betete, vom hohen Schiffsrande durch eine Kugel hinunter in's

Meer gestürzt; auf der andren Seite aber fiel ein edleres Opfer, Don Lorenzo sank, von Geschossen zermalmt, zwischen den Streitenden nieder. Seine Getreuen verloren die Fassung, ihre Streitkräfte wurden durch keinen ordnenden Befehl geleitet, sie wichen der Uebermacht, und zogen sich zurück. Zum ersten Mal hatten die Mauren über ein portugisisches Heer den Sieg davon getragen; die freudige Nachricht verbreitete sich mit Windeseil durch ganz Indien, in Kalekut jubelten Siegesfeste durch die Gassen der glänzend erleuchteten Stadt, die Feinde der Portugisen sahen die Macht derselben gebrochen, sie selbst von der asiatischen Küste vertrieben, wie gedemüthigte Abentheurer nach ihrer Heimath zurück schleichend; die Freunde der Europäer verstummten, und sahen den nächsten Ereignissen mit ängstlichem Zagmuth entgegen.

Don Francisco d'Almeida hatte die Ankunft der ägyptischen Flotte mit gefasster Unerschütterlichkeit vernommen. Er erhielt die Nachricht von der Niederlage der Seinigen, und verrieth kein Zeichen des Unmuths; man meldete ihm, dass unter der Zahl der Gebliebenen auch sein geliebter Sohn sich befinde; er schwieg einen Augenblick, und sagte dann, dem Xenophon des Alterthumes ähnlich: „Wir müssen Alle sterben, und meinem Lorenzo konnte kein schönerer Tod, als im Dienste seines Vaterlandes, begegnen“ *). Aber nur der ersten Gewalt des Schmerzens widerstand er; bald beugte der stille grübelnde Kummer seine Standhaftigkeit, und drei Tage hindurch hielt er sich in seinem
Zim-

*) Maffaei hist. indic. V. 1. c. 4.

Zimmer verschlossen, jede Speise zurück weisend, gegen jedes Trostwort der Freunde sich sträubend. — Während dessen schien das gute Verhältniss zwischen dem Emir Hossein und dem Beherrscher von Diu sich auflösen zu wollen; Melek Ass, gesonnen, wie es scheint, die Portugisen zu demüthigen, nicht aber ganz und gar in Asien auszurotten, weigerte sich, nach erfochtenem Siege mit dem Emir zum Beistande des Samorin zu eilen; er versicherte, der geschlagene Feind werde nicht säumen, seinen Verlust durch glänzende Thaten zu ersetzen, er behandelte die Portugisen mit auffallend liebevoller Nachsicht, und schickte selbst einen Gesandten nach Kochin, welcher dem Unterkönige über den Verlust seines Sohnes das Mitleid des Sendenden bezeugen und die Versicherung hinzu fügen musste, dass seit Jahrhunderten kein Krieger eines so ruhmprangenden Todes gestorben, als Don Lorenzo d'Almeida.

Der gebeugte Vater erstand endlich von seinem kummervollen Trübsinn; neue Schaaren langten aus Europa an, man bereitete sich zum Kampfe, ein erfolgreicher Sieg sollte die Todtenfeier des gefallenen jungen Helden werden. Eben wollte man absegeln, als Alfons Albuquerque mit seiner Mannschaft, von Socotora kommend, in den Hafen einlief.

Fünftes Kapitel.

Die Hauptleute, welche bei Ormus, ein unerhörtes Beispiel von Zuchtlosigkeit gebend, im Augenblicke, da der Stadt kein anderes Mittel als eine völlige Unterwerfung zu bleiben schien, unsern Helden verlassen

hatten, suchten bei'm Unterkönige ihr böses Betragen durch Anschwärzungen und lügenhafte Klagen zu beschönigen. Sie würden aber niemals eine Flucht gewagt haben, wenn sie nicht Almeida's Gesinnungen gegen den grossen Mann schon kannten, und durch Beschönigungsmittel solcher Art der Strafflosigkeit sich zu versichern hoffen durften. Don Francisco d'Almeida besass grossartige Heldentugenden und kleinliche Schwächen; reich an Verdiensten, wie er war, an Ruhm kaum einem Portugisen weichend, beneidete er dennoch dem Albuquerque den erkämpften Namenglanz, und während er in ihm ein aufsteigendes Gestirn erkannte, fühlte er sich selbst, mit Unrecht, als ein niedergleitendes, dessen Lichtkraft mit jedem Tage abnahm. Die Verleumder wurden mit Wohlgefallen vernommen, ihre Anklagen schriftlich aufgezeichnet, und der Ankommende daher mit sehr unfreundlicher Kälte empfangen.

Indessen war die Herreise des Albuquerque so wenig als irgend ein anderer seiner Kriegeszüge ruhmlos gethan. Nachdem er Socotora auf's Neue mit hinlänglicher Sicherheit versorgt hatte, und drei Schiffe aus Portugal daher kommen sah, schloss er an diese sich an, und nahm mit ihnen seinen Weg nach Indien. Die Küsten des Ormusstaates wurden feindselig heimgesucht, und überall empfindliche Rache genommen. Als er aber vor der Hauptstadt vorüber segelnd, mit eigenen Augen es sehen musste, wie Koya-Atar die Citadelle, die auf seinen Befehl erbaut worden, durch neues Gemäuer noch befestigt hatte, da trat ihm die bittere Thräne des Unmuthes in's Auge, und zum ersten Mal erinnerte ihn eine unheimliche Geisterstimme an die Wandelbarkeit der Dinge auf dieser Erde, an den kurzen Blick

der menschlichen Klugheit, an die Gebrechlichkeit unserer trefflichsten Entwürfe. Doch sollte er eine noch weit herbere Kränkung erfahren. Der staatverwaltende Sklave war bosshaft genug, ihm die Briefe zu senden, in welchen Almeida sich, als zürnender Vorgesetzter, mit rauen Worten gegen Albuquerque erklärte, und dem Seifadin vom Könige Emanuel Genugthuung zu erwirken versprach. Dessenungeachtet setzte der Held seinen Weg fort; was ihm den Muth gab, der wetterschwangeren Wolke entgegen zu schreiten, soll bald erklärt werden. Eine Antwort auf Atars rachlustige Botschaft war ein Ueberfall von Nabanda, einer bedeutenden Stadt an der persischen Küste; sie musste ein schweres Lösegeld zahlen, und freute sich, mit einer Plünderung verschont zu werden. Der Ueberfall aber war mit so berechnender Klugheit, mit so kraftvoller Schnelle ausgeführt worden, dass Ismael Sofi kaum Worte für seine Bewunderung fand, und dem Albuquerque einen Boten nachsandte, welcher in lobpreisenden Worten die Anerkennung seiner Heldengrösse aussprechen musste *). Während jedoch ein feindlicher Monarch sich zur Verehrung des Mannes hingerissen fühlte, betrachtete ihn sein Vorgesetzter mit den Augen des neidischen Hasses, und beschloss ihn zu verderben.

Es wurden Richter ernannt, und eine strenge Untersuchung eingeleitet. Die Klagen der Verleumder erhielten frische Kraft; muthwillig, hiess es, habe Alfons Albuquerque tapfere Portugisen dem Tode preisgegeben, habe durch Raubsucht den König von Ormus zur

*) Fernão Lopez de Castañeda Hist. do descobr. e conquista da India pelos Portug. Coimbr. 1552 — 61. f. 8 tom.

Verzweiflung gebracht, und seine Hauptleute durch eine entehrende Behandlung gegen sich empört. Man sah einem üblen Ausgang der Sache entgegen, und sprach bereits von schwerer Strafe, als unerwartet sich ein Gerücht verbreitete, welches den Grafen von Abrantes für einen Augenblick aus der Fassung brachte, und die übrigen Feinde des Helden, wie ein betäubender Donnerschlag, zu Boden streckte. Albuquerque, versicherte dieses Gerücht, sey vom Könige zu Almeida's Nachfolger bestimmt. Es irrte nicht. Schon da er mit Tristan d'Acugna Lissabon verlassen, trug er Emanuels schriftlichen Ernennungsbeschluss bei sich. Warum er aber dieses Schreiben gegen die ungehorsamen Hauptleute vor Ormus nicht hervor gezogen, und durch die Entdeckung so vielfachen Aerger sich erspart hatte, möchte schwer zu beantworten seyn. Vielleicht fürchtete er, Almeida's Neid um so ungestümer zu reizen; vielleicht wollte er sich auf diese Weise von der Gesinnung der Krieger gegen ihn desto zweifelfreier überzeugen. Jetzt aber strafte er das Gerede nicht Lügen. Doch während die Uebrigen noch zitterten, hatte sich Almeida von seiner Ueberraschung erholt, und machte seinen Entschluss bekannt, Alfons Albuquerque, den Verbrecher, in Banden mit zurück nach Portugal zu nehmen. Diego Lopez de Siqueira sollte bis zur Ernennung eines andern Unterkönigs die Würde desselben auf der hindostanischen Halbinsel behaupten. Doch dieser lehnte die angebotene Ehre ab, und versäumte keine Gelegenheit, seine Achtung vor dem gemisshandelten Manne an den Tag zu legen. Almeida's Groll milderte sich nicht; er weigerte sich durchaus, dem verhassten Nebenbuhler — und diese Benennung verdiente unser Held nicht —

seine Würde abzutreten. Ja, als dieser ihn flehentlich bat, er möchte ihn in sein Heer als einen gemeinen Freiwilligen aufnehmen, schlug er es ihm mit gehässigen Ausdrücken ab, und missgönnte ihm die Ehre, durch welche Cimon am Tage von Tanagra glänzte. Die meisten Hauptleute wandten sich, nach Art der Höflinge, dem Grafen von Abrantes zu, und während Alles zur Schlacht hinaus segelte, musste Alfons Albuquerque, von einem hewachten Missethäter wenig verschieden, „seiner Erholung wegen,“ wie die Verordnung sich ausdrückte, in Kochin zurück bleiben.

Durch seine heldenherzige Feldherrngrösse versöhnt uns Almeida mit seinen Schwächen. Emir Hossein und Melek Ass stellten sich zum Kampfe; aber der Tod des Don Lorenzo ward mit entsetzlicher Niederlage bezahlt. Verwundet floh Hossein, der seinem Genossen nicht mehr traute, und von ihm ausgeliefert zu werden fürchtete, aus dem Schlachtgedränge; nach wenigen Minuten segelten die Mameluken sämmtlich der Heimath zu. Melek Ass aber bot die Hand bald zur Freundschaft, und erlangte, da Almeida Eil hatte, einen ziemlich günstigen Frieden.

Mit den Lorbeern eines schönen Sieges geziert, kehrte Don Francisco d'Almeida nach Kochin zurück; er wandelte vom Ruhme hell genug umschimmert, um seinem Nebenbuhler nicht mit grollendem Neide gegenüber stehen zu müssen. Auf den Gewässern der Schlacht aber hatte er einen muthigen Feind zu bekämpfen; hier musste er sich selbst besiegen, und solch eine Stärke ist nur dem Zögling der Weisheit verliehen. Aber auch Albuquerque ward es bald überdrüssig, sich durch die kleinliche Eifersucht eines Menschen von aller Thätigkeit

ausgeschlossen, bei so reicher Gelegenheit seine Kräfte gelähmt zu sehen; er lüftete seinen Aerger in herben Worten, und so ereigneten sich zwischen beiden Männern unangenehme Auftritte. Der Eine war zu stolz, einem Gegner, in dessen übler Behandlung er bereits so weit gegangen, durch ein glimpflicheres Betragen gleichsam Abbitte zu leisten; er konnte den Gedanken nicht verschmerzen, einen Verhassten, gegen welchen er so eben die Kraft der Gesetze in Wirksamkeit bringen gewollt, mit einem Mal als seinen Nachfolger riesengross emporsteigen zu sehen, und wenn er es sich ausmalte, wie dieser tiefe Kopf durch glänzende Entwürfe und noch glänzendere Ausführungen innerhalb weniger Wochen vielleicht seine eigene Herrschaft in Indien zur Vergessenheit bringen würde, so verhüllte er vor seinem Schatten selbst das Gesicht, und hätte in einem Hagel von maurischen Pfeilen sich wohl gefühlt. Der Andre sah dem Beginn seines Amtes mit gespannter Ungeduld entgegen, nicht um an seinem Nebenbuhler Rache zu nehmen, sondern um endlich sich in einem Wirkungskreise zu bewegen, für den er seine Fähigkeiten jetzt gereift fühlte; aber noch immer war von Portugal kein näherer Bescheid angelangt, und die Stirne des Helden trübte sich mit den Wolken eines bangen Zweifels. Erinnernte sich König Emanuel seiner gegebenen Versicherung noch? Hatte die Geschäftigkeit der Widersacher vielleicht in der Nähe des grossen Königs schon ihre Minen gegraben, und dem Nebenbuhler des Grafen von Abrantes das Verderben bereitet? Wenn die versprochene Würde ihm wieder entzogen wurde, wie grauenvoll die Zukunft, welcher er entgegen ging! Seine Lage war in der That höchst peinlich.

So geschah es, dass er eines Tages heftiger als gewöhnlich die bitteren Bemerkungen des Unterkönigs beantwortete, und auf die Frage, wer ihm die Befugniß ertheilt habe, einen feindlichen Versuch gegen Ormus zu wagen, den Bescheid ertheilte, die Liebe zum Vaterlande, dessen Vortheil er unter allen Umständen mittelst der gefährlichsten Anstrengungen zu erringen suchen würde, dessen Bedürfnisse dem Almeida dagegen, wie er durch den Brief an Seifadin gezeigt, sehr oberflächlich am Herzen lägen; es dürfte aber eine Zeit kommen, wo die Nachwelt sich erzählen werde, Almeida hat wie ein kleiner Unterkönig, Albuquerque dagegen wie ein grosser Portugise gekämpft und geherrscht. Der Graf von Abrantes gerieth aus der Fassung; mit stolzem Hohne suchte er die unerschrockene Keckheit des Andern zu Boden zu schlagen, und Beide erhitzten sich am Ende bis zu beleidigendem Wortwechsel. Am andern Tage wurde Albuquerque's Wohnung untersucht, und seine Papiere wie sein sonstiges Besitzthum in Beschlag genommen; kurz darauf erschien ein Kriegerhaufe, forderte im Namen des Königs von Portugal sein Schwerdt, und führte ihn nach der Citadelle von Kananor ab. Sie war unter Almeida's Augen aufgebaut worden, den Bau der Feste von Kochin hingegen hatte Albuquerque selbst geleitet; vielleicht war's menschliche Schaam, welche dem Almeida verbot, den Gefangenen in sein eigenes Werk, in die erste indische Citadelle der Portugisen, einzusperren.

Während der Samorin von Kalekut durch den Sieg des Unterkönigs und den Frieden des Melek Ass seine Entwürfe bis auf den letzten zertrümmert sah, langte zu Kochin Don Fernando Coutinho, der Marschall

von Portugal, mit dreitausend Streitern aus Europa an. Nachdem er sich mit dem Grafen freundschaftlich bewillkommnet, und die Umherstehenden begrüsst hatte, blickte er suchend nach allen Seiten, und gestand bald, er vermisse in der ehrenvollen Heldenschaar den Ruhmreichsten, sein Auge spähe vergebens nach Alfons Albuquerque umher. Man wich seinen Erkundigungen einige Augenblicke aus, konnte ihm aber das Vorgefallene nicht lange verhehlen. Coutinho erschrak; er kündigte dem Grafen von Abrantes das Ende seiner Regierung in Indien an; er erklärte, dass König Emanuel seinen grossen Untergebenen, den heldenmüthigen Erstürmer von Brava, zu seinem Nachfolger ernannt habe. So wurden augenblicklich mehrere Barken nach Kananor gesandt, und der Gefangene mit Feierlichkeit herbeigeholt. Der Marschall reiste ihm entgegen, erhob ihn mit ungeheuchelten Lobsprüchen, labte ihn mit der Versicherung, wie entzückt König Emanuel vom Schimmer seiner Thaten sey, und erneute die alte Freundschaft mit ihm. Bieder und offen, wie er war, liess er sich's angelegen seyn, seinen Freund mit dem Grafen von Abrantes und den treulosen Hauptleuten zu versöhnen. Die Hauptleute versicherte Albuquerque seiner Verzeihung; dem Almeida freundschaftlich die Hand zu reichen, war ihm nicht möglich. Auch zog sich dieser sogleich auf seine Schiffe zurück, und die meisten der verbrecherischen Hauptleute, dem Versöhnungsworte eines Mannes nicht trauend, den sie über alle Beschreibung beleidigt hatten, machten sich bereit, mit dem Grafen das indische Gestade zu verlassen. Mit schweren Schätzen bereichert, segelte Don Francisco d'Almeida nach Europa zurück; sein Auge aber erblickte es nicht. Als

er in der Bay Saldanha, in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung, vor Anker gegangen, um sich mit Erfrischungen zu versehen, geriethen seine Krieger mit den Eingebornen der Küste in Streit; der Graf eilte herbei, er zog den Degen, nahm selbst am Kampfe Theil, und wurde von einem Speere durchbohrt. Das Banner von Portugal blieb bei dieser Gelegenheit in afrikanischen Händen. Eines so unwürdigen Todes starb ein Mann, welcher, vom Schandfleck eines ungerechten Neides nicht entehrt, in den Blättern der Geschichte als einer ihrer gefeiertesten Lieblinge glänzen würde; Ferdinand und Isabella, die spanischen Monarchen, heisst es, haben um seinen Tod Trauer angelegt *).

Nicht zum Unterkönige, wie den Grafen von Abrantes, hatte König Emanuel unsren Albuquerque erhoben, sondern ihm nur den Titel eines „Hauptstatthalters in Indien“ verliehen; vielleicht hatte Almeida's Stolz jene Würde ein wenig bedenklich gemacht, vielleicht rieth eine ängstliche Vorsicht, den Hochsinn unseres Helden, eines aufstrebenden Ritters aus königlichem Geschlechte, durch die bescheidenere Bezeichnung seines Amtes zu dämpfen. Es wird um so wahrscheinlicher,

*) Manuel de Faria y Sousa Asia Portugueza. V. 1. (Der vielschreibende Verfasser, welcher durch seine Erläuterung des Camoens sich als einen gelehrten, aber geschmacklosen Kommentator gezeigt, hat, ausser der Asia Port. in dreien Bänden, auch eine Europa Port. in dreien, eine Africa Port. in zweien, und eine Amerika Port. in einem Bande geschrieben. Er wählte die kastilianische Sprache, und benutzte viele andre Schriftsteller, ist aber oft weitschweifig, verliert sich in Episoden und mageren Reflexionen. Der dritte Theil seiner Asia geht bis zum Jahre 1640). — De Barros, im angeführt. Werke, stellt den Unterkönig Don Francisco d'Almeida in einem fleckenloseren Lichte dar; er spricht bloss von seinem Ehrgeiz und seiner allzugrossen Freigebigkeit, erwähnt aber nicht, dass er unsern Helden im Gefängniss habe schmachten lassen.

wenn man erfährt, dass überdiess der Machtkreis des Hauptstatthalters auf weit engere Grenzen eingeschränkt wurde. Denn der Küstenstrich von Sofala bis Kambaya erhielt in George d'Aguiar, die Halbinsel Malakka in Diego Lopez de Siqueira einen eigenen Statthalter; Hindostan allein also, die malabarische Küste nämlich von dem kambayischen Meerbusen bis zum Vorgebirge Komorin, sollte der Schauplatz für Albuquerque's Thaten seyn. Das hiess, einem Kranken zu kräftiger Gesundheit verhelfen, und zugleich ihm das Verlassen des Zimmers verbieten. Auch empfand Albuquerque die Kränkung schmerzlich genug; aber das Genie zerreisst, gleich dem gefesselten Simson, die Bande, die seine Schwungkraft zurück drängen sollen, und für seinen reissenden Lauf giebt es weder Gräben noch Wälle. Alfons Albuquerque wusste das Feld seiner Thaten sich zu erweitern, und das Glück war ihm gewogen.

Don Ferdinand Coutinho, der Marschall, welcher mit funfzehn Schiffen aus Portugal gekommen, stand den Befehlen des Hauptstatthalters nicht untergeben, und sollte den Samorin zur völligen Unterwerfung bringen. Seine Wünsche waren weder auf Beute noch sonst einen Vortheil des Eigennutzes gerichtet; Lorbeern wollte er sich erkämpfen, und dann zurück zur Heimath kehren. Keinem andern Gedanken daher Raum gönnend, als einen ehrenvollen Feldzug gegen Kalekut auszuführen, ersuchte er Albuquerque, seinen Freund, ihm bei diesem Unternehmen kein Hinderniss in den Weg zu legen, vielmehr, wenn er einige Verpflichtung der Dankbarkeit gegen ihn empfände, mit hülfreichem Beistande sich ihm zu gesellen. Albuquerque willigte ein, und rüstete sich, obschon mit schmerzlichen Empfin-

dungen, zur Theilnahme; er sollte sich in einer angewiesenen Laufbahn als ein Planet bewegen, wo er ziemlich als gebietende Sonne gewaltet hätte. Indessen sprach sich die Lage der Dinge so günstig als möglich aus; der Samorin von seiner Hauptstadt entfernt, in einen Krieg mit einem Verbündeten des Königs von Kochin verwickelt; nur wenige Nairen zurück geblieben, Kalekut selbst in nachlässigem Vertheidigungsstande hinterlassen; das Cerame nur, ein Lustschloss des Beherrschers gegen Mittag, durch sorgfältigere Vorkehrungen geschützt; dabei, wie die Kundschafter berichteten, eine zahlreiche nach Mekka bestimmte Flotte segelfertig im Hafen liegend.

Der Zug der Portugisen setzte sich in Bewegung, und langte in aller Stille zu Kalekut an. Es war der Befehl ergangen, dass vor den beiden Feldherren Keiner das Land betreten sollte. So hatte Albuquerque vorsichtig es angeordnet; er kannte den Leichtsinn und den Ungestüm erfahrungsloser Krieger, wie sie unter dem Marschall dienten; auch liess er diesen selbst, dessen Heldenmuth gleichfalls der Besonnenheit ermangelte, wo möglich nicht aus den Augen. Indessen bestimmte er sich für die schwierigste Aufgabe; er machte sogleich einen Angriff auf das befestigte Cerame, und erhielt es nach einem kurzen, aber hitzigen Kampfe in seine Gewalt. Coutinho gewahrte den ruhmvollen Vorsprung seines Genossen, und gerieth in Wuth; in den schonungslosesten Ausdrücken der gekränkten Ehrsucht erklärte er ihm seinen Unwillen, hiess ihn einen verrätherischen Genossen, und stürzte sich nun seinerseits mit blinder Heftigkeit auf den Feind. Das Uferthor wird gesprengt, der Marschall und seine Soldaten dringen in die Strassen,

was ihnen in den Weg kommt, wird nieder gestossen, und die Stürmung des grossen Pallastes unternommen. Coutinho's Begeisterung entflammt seine Streiter, ihr Heldenmuth kennt keine Besorgnisse, sie machen sich zu Meistern des Pallastes, scheuchen, wie wüthende Tiger, jedes lebende Wesen vom nächsten Platze, und strömen in die Häuser, ihre Anstrengung durch erplünderte Schätze zu belohnen. Da rasselt es auf einmal rings umher von Waffen; eine zahlreiche Schaar von Nairen, bisher in Häusern versteckt, stürmt hervor, und fällt über die Sieger her. In diesem fürchterlichen Augenblicke erscheint Alfons Albuquerque; er überzeugt sich, dass hier keine Tapferkeit gegen das unbezwingliche Verderben etwas vermag, schlägt sich zum Marschall hindurch, und beschwört ihn, nicht rasend sich in die entgegen gestreckten Speere zu werfen. Umsonst. Coutinho will von keinem Rückzug wissen, er ruft die Seinigen herbei, theilt mit seinem Schwerdte Todeswunden aus, und sucht mit einer winzigen Streiterzahl den Platz gegen eine wohlbewaffnete Menge zu behaupten. Der Hauptstatthalter sieht ihn dem Verderben preisgegeben, beschliesst jedoch augenblicklich, ihm zur Hülfe zu eilen. Während er in dieser Absicht aber eine andere Strasse betritt, und die Seinigen zu versammeln läuft, umringen ihn hervorbrechende Feinde von allen Seiten; er kann weder vorwärts noch rückwärts einen Schritt thun, und bereitet sich zum Tode. Da erscheinen unerwartet, ihn suchend, seine Gefährten; sie hören den Angstruf des Feldherrn, fliegen zu seinem Beistande, und hauen sich mit dem Schwerdte eine Strasse zu ihm hin. Es war hohe Zeit; von zweien Geschossen bereits verwundet, war er im Begriffe nieder zu

sinken, und unter den Füßen der Nairen das Leben zu verhauchen. Aber Gonzalez Quemado, der Fahenträger, und Fernando de Beja umschlangen ihn mit starken Armen, bahnten sich, in der einen Hand das Schwerdt, in der andern den bewunderten Feldherrn, einen Ausweg, und retteten ihn auf eine Schalupe; bevor sie jedoch noch davon segelten, stürzte der Fahenträger schon, von einer Kugel getroffen, in's Meer.

Indessen war der Marschall auf dem Kampfplatze gefallen; seine Krieger widerstanden der Uebermacht nicht länger, sie ergriffen, die Waffen wegwerfend, die Flucht, und eilten durch die brennenden Strassen nach der Küste. Viele verloren auf diesem Wege ihr Leben, Mancher stürzte bei'm eilfertigen Besteigen der Schiffe in die See, Mehrere fielen gefangen in die Hände der Nairen. Die Entkommenen langten beschämt zu Kochin an; einen herberen Tag hatten die Portugisen in Asien noch nicht erfahren. Aber auch der Samorin hatte wenig Ursache, sich des Glückes zu freuen. Seine Hauptstadt lag, wie nach einem Erdbeben, verwüstet da, Tempel und Palläste waren in Flammen aufgegangen, die wackersten Krieger ächzten verwundet auf dem Krankenlager, angesehene Männer hatte das Schwerdt der Portugisen hinweg gerafft, und mehrere Lieblinge des Fürsten wandelten nicht mehr unter den Lebenden. Mit schweigendem Grame kehrte er nach Kalekut zurück aus dem Kriege; als er aber erfahren, mit welcher Feigheit die Söldlinge, vorzüglich die Mauren, bei dem Angriff der hereinstürmenden Feinde die Flucht ergriffen, und die Nairen, die Helden des Tages, treulos der Gefahr preisgegeben, gerieth er in Zorn, liess

strenge Untersuchung halten, und wachte darauf, dass kein Strafwürdiger der Züchtigung entkam.

Je ungünstiger durch König Emanuels Anordnungen das Vermögen des Hauptstatthalters geschmälert worden, desto geschäftiger musste er jede zufließende Quelle der Macht zu benutzen, desto aufmerksamer jede Vermehrung seiner Streitkräfte sich zu sichern trachten. Nachdem er daher von seinen Wunden erstanden, richtete er sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Flotte des gebliebenen Marschalls, deren Führung dieser dem Pedro d'Aguiar anvertraut hatte; blieb sie, dem Albuquerque zu Gebote stehend, in Indien zurück, so war's der erfreulichste Gewinn. Pedro verrieth wenig Lust zu bleiben; er sehnte sich nach Europa, ohne seine Flotte indessen war er unter keiner Bedingung heimzukehren gesonnen. Albuquerque erklärte ihm in wiederholten Vorstellungen, wie sehr er der Schiffe zu seinen nächsten Unternehmungen bedürfe; wie dem Vaterlande ein weit grösserer Dienst damit geschähe, wenn sie, zu erfolgreichen Plänen benutzt, in Indien blieben, als wenn sie nach Hause segelten, um unthätig im Hafen zu stehen, oder wohl gar in einem Sturme zerschellt zu werden; wie ihr Führer selbst sich dem Gelächter preisgäbe, wenn er aus ruhmlosem Feldzuge mit zahlreicher Flotte heimkehrte. Aguiar indessen hatte für seine Gründe kein Ohr, er bestand auf Entlassung mit vollzähliger Schiffsmenge. Der Hauptstatthalter hielt ihn eine Zeit hindurch mit ungewissen Erklärungen hin, änderte aber endlich seine Sprache, liess ihn sein zornblitzendes Auge sehen, und drohte ihm mit empfindlicher Ahndung. Zuletzt war Aguiar froh, mit dreien Schiffen nach Por-

tugal zu steuern, und der Hauptstatthalter sah seine Seemacht durch zwölf Segel vergrössert.

Die zweite Gunst des Schicksals gab sich in einem Sturm zu erkennen, welcher die Flotte unter George d'Aguiar, dem Bruder des andern, der zum Statthalter des Küstenstriches von Sofala bis zum kambayischen Meerbusen ernannt worden, im rothen Meere zerstreute. Der Neffe des George kam nach Kochin; Albuquerque verstand es, dem eitlen Jüngling zu schmeicheln, und hielt ihn mit seinen Schiffen zurück.

Während dessen hatte sich auch auf der Halbinsel Malakka das Glück für unsern Helden erhlärt. Diego Lopez de Siqueira, der dortige Statthalter, war vorsichtslos in eine furchtbare Gefahr gerathen, und hatte sein Herrschgebiet verlassen; obschon Albuquerque sein Freund war, fürchtete der Unglückliche dennoch ihm zu begegnen, und segelte, Kochin vermeidend, nach Lissabon zurück.

Dessenungeachtet fühlte sich Alfons Albuquerque in sehr misslicher Lage. Die Hauptleute, welche mit dem Grafen von Abrantes Indien zugleich verlassen, versuchten ohne Zweifel jeden Weg, seinen Namen am Hofe zu schwärzen, und durch seine Flecken sich zu reinigen; Pedro d'Aguiar und seine Mannschaft, war zu vermuthen, würden das Unglück von Kalekut nicht der ungestümen Hitze des Marschalls, sondern dem lauen Beistande des Hauptstatthalters zuschreiben — ein grosser gewichtiger Schritt also musste geschehen; durch einen kühnen gelungenen Schritt allein liessen sich die Netze, mit denen Albuquerque umsponnen zu werden fürchten musste, zerreißen. Er versammelte daher seine Schaarführer, erklärte ihnen, wie das emporkeimende Reich der

Portugisen in Ostindien nur durch ununterbrochene Thätigkeit zur Reife gedeihen könne, und schlug einen Kriegszug nach dem rothen Meere vor. Das rothe Meer dachten sich Alle mit arabischen Waarenschiffen besäet; unermessliche Beute winkte, kein Einziger, der nicht wohlgefällig seine Zustimmung gab.

Aber ganz andre Entwürfe waren es, mit welchen Albuquerque sich trug. Schon früher hatte er Seekundige abgeschickt, und den Hafen von Goa in aller Stille untersuchen lassen; die Kurzsichtigen bespöttelten ihn desshalb mit höhnischen Einfällen, und es wanderten selbst unter den Soldaten Lieder umher, die von „dem ungeheuren Strausse des Hauptstatthalters in einem Sperlingskäfigt“ sprachen. Er indessen trat in Briefwechsel mit dem befreundeten Könige von Onor und dem Timoja, dem Feldherrn desselben, die er beide dem Beherrscher von Dekan, unter dessen Botmässigkeit Goa stand, feindselig wusste; zugleich schickte er den Pater Ludwig, einen Franziskaner, nach dem Königreiche Narsing, liess den Monarchen desselben zu einem Bündnisse einladen, und versprach, ihm den Handel mit persischen Pferden, die nunmehr über Lissabon nach Europa gehen sollten, in die Hände zu spielen. Nach so eingeleiteten Dingen verliess die Flotte den Hafen von Kochin, und Jedermann glaubte, man ziehe nach dem rothen Meere. Man schiffte vor Kananor vorbei, und gelangte nach Onor. Hier erschien Timoja, gleich einem Wahrsager in homerischen Heeren; er gab den Kriegern zu verstehen, dass ein ganz anderes, ein weit rühmlicheres Feld sie erwarte, hatte dann mit dem Hauptstatthalter heimlich eine Unterredung von mehreren Stunden, und trat am andern Tage in der Versammlung der Hauptleute, das
Wort

Wort nicht ohne Beredsamkeit führend, auf. Nachdem er die Grösse, die Pracht und den Reichthum von Goa geschildert, berichtete er, dass ein Feldherr des ägyptischen Sultans und tausend Mameluken, sonst aber keine Besatzung sich in der Stadt befinde; dass der alte Fürst gestorben sey, unter seinem Sohne, dem Hidal-Khan, hingegen eine allgemeine Verwirrung herrsche, und man im Reiche weder von Gesetzen noch Mannszucht etwas wisse; dass also die schöne, den Portugisen so vortheilhaft liegende Stadt eine leichte Eroberung sey; dass er endlich selbst an derselben Theil nehmen wolle, und sich als die Geissel des Gelingens preisbiete. Albuquerque schien diesen Vorstellungen kein volles Vertrauen schenken zu wollen, nähere Erkundigungen aber bestätigten sie. Darauf ward die Eroberung von Goa beschlossen, die Heerführer unterzeichneten sämmtlich ihre schriftliche Einwilligung, und Anton de Norogna ward, im Fall Albuquerque bei der Unternehmung den Tod finden sollte, zu seinem Stellvertreter bestimmt.

Zwischen dem kambayischen Meerbusen und dem Vorgebirge Komorin ziemlich in der Mitte lag auf der Insel Tissuarin die volkreiche Stadt Goa. Ihre beiden Halbinseln, Salsete und Bardes, wurden durch die Mandova, einen heilig geachteten Fluss, vom festen Lande geschieden; auf der andern Seite umwogten sie zwei Meeresarme. Die Stadt war damals eigentlich nicht mehr ein Besitzthum des Königs von Dekan; denn dieser, von seinen Unterkönigen fast aller Macht beraubt, hatte sie einem Mauren, dem Hidal-Khan, abtreten müssen. Dem neuen Beherrscher verdankte die Stadt selbst, wie die Meeresenge, ihre starken Befestigungswerke; auch wurde sie mit grosser Sorgfalt be-

wacht, und dieses Amt nicht den Indiern, sondern einer Leibschaar von Arabern, Persern und Mameluken vertraut. In keinem Stücke gebrach es an Vorrath, und europäische Waffen waren im Ueberflusse vorhanden. Ueberhaupt aber zeigte sich Hidal-Khan als einen umsichtsvollen Fürsten; während er seine Unterthanen mit Strenge, jedoch mit Gerechtigkeit beherrschte, hielt er alle im Zügel, und gab Keinem Gelegenheit zu statthaf-ten Beschwerden; dabei nahm er die Fremden mit Gastfreundlichkeit auf, und suchte ihre Erfahrungen zu benutzen.

Nachdem man im Angesichte der Stadt die Anker ausgeworfen, erhielten Anton de Norogna und Timoja den Befehl, die beiden Kastelle der Insel, welche die Zugänge zu den Meeresarmen vertheidigten, augenblicklich anzugreifen. Der Feldherr des Sultans führte in ihnen den Oberbefehl. Er begegnete den Stürmenden mit unerschrockener Besonnenheit, jagte sie an verschiedenen Orten, wo sie die Mauern ersteigen wollten, mit glücklichem Erfolge zurück, wurde aber bald an der Hand verwundet, und konnte am Kampfe nicht länger Theil nehmen. Das Kriegeshaupt vermissend, dachten die Seinigen auf Flucht, und gaben, sich nach der Stadt zurück ziehend, beide Citadellen dem Feinde preis. Die Einwohner in der Stadt überfiel eine peinliche Furcht; sie erschrakten vor einer langwierigen Belagerung, und widersetzten sich den maurischen Kriegern, denen sie überdiess sehr ungewogen waren. Die Portugisen hörten davon, sandten ihnen heimlich eingeborene Unterhändler zu, und schlossen einen Vertrag mit ihnen, vermöge dessen sie Goa dem Albuquerque übergaben, und sich eine völlige Unverletzlichkeit ihrer bürgerlichen

Rechte sicherten. Während der ägyptische Feldherr, vor Wuth schäumend, mit seinen Mameluken hinaus zum Hidal-Khan wanderte, hielten die Portugisen, siegesfroh, ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Auf einem weissen persischen Rosse sass Alfons Albuquerque; vor ihm schritten ein Dominikaner mit der Kreuzesfahne und ein Hauptmann mit dem Banner von Portugal. Auf dem grossen Marktplatze ward knieend ein Tedeum gesungen, dann von der Stadt, von der Festung und dem Pallaste des Hidal-Khan im Namen des Königs Emanuel förmlich Besitz genommen. In den Ställen des Hidal-Khan wurden an hundert und sechszig persische Pferde gefunden, Schiffe traf man in beträchtlicher Zahl, Kriegesvorrath in unermesslicher Menge. Der Hauptstatthalter sah auf musterhafte Mannszucht, die Einwohner sollten in freundlicher Stimmung erhalten werden. Denn von Stunde an bestimmte er die Stadt zum Hauptpunkte aller indischen Besitzungen; daher die klugen und bestimmten Anordnungen, die er traf. Anton de Norogna, sein Neffe, ward zum Befehlshaber in Goa ernannt, und nahm seinen Wohnsitz in den Festungen; Francisco Corvinel erhielt die Faktorei, und während den Mauren wie den Indiern die Pacht gestattet wurde, hingen sie von Timoja, dem Oberpächter, ab. Zu gleicher Zeit ward die alte Citadelle in einen mehrleistenden Stand gesetzt, und nach allen Seiten hin Posten ausgestellt.

Die Erwerbung einer so beträchtlichen Stadt, als Goa, verherrlichte den portugisischen Namen im Oriente, gewann unserem Helden die allgemeine Verehrung. Es traten vor ihn mit Glückwünschen die Gesandten der Könige von Narsing und Vengapur, die beide dem Hidal-

Khan nicht wohlmochten; Koya-Atar selbst, der jeden glänzenden Fortschritt des Hauptstatthalters mit bebendem Grolle begleitete, schickte seine Boten, und der ruhmvolle Ismael Sofi liess ihm seine Freude bezeugen, gross genug, um die Grösse eines Andren nicht mit neidischen Augen zu betrachten. Albuquerque antwortete den Abgefertigten desselben mit achtungsvoller Feinheit; er versicherte seinen Beistand zur Besiegung des Sultans von Kairo, und gab ihnen zu diesem Ende den Ruy Gomez mit, welcher jedoch unterwegs durch ein Gift des Atar gestorben seyn soll.

Der zornflammende Hidal-Khan aber, der sich so eben im Kriege mit seinen Feinden befand, verglich sich mit diesen in grösster Eile, gewann durch Vorstellungen über die Gefährlichkeit der Europäer selbst den König von Narsing, und knüpfte verdeckte Unterhandlungen mit vielen Bewohnern von Goa an. Spuren mancherlei Art verriethen es dem Albuquerque. Eine schwere Wetterwolke zog sich über seinen Scheitel zusammen; die Hauptleute, nachdem ihre Hoffnung auf reiche Beute in der eroberten Stadt fehlgeschlagen, grösstentheils unlustig; Timoja, der wahrscheinlich sich mit der Herrschaft von Goa geschmeichelt, zweifelhaft; die Einwohner ihrer neuen hochmüthigen Herrscher überdrüssig, dem Christenthume, je lauter es gepredigt ward, immer missgewogener; die Soldaten vor der grossen heranrückenden Macht des Hidal-Khan sich scheuend. Der Held kam der Gefahr zuvor; er überfiel die verrätherischen Hauptleute in einem Hause, woselbst sie zu Verabredungen beisammen sassen, und liess die beiden Rädelsführer in den Kerker werfen; des Timoja aber versicherte er sich durch Ueberraschung. Er fragte ihn, wie

man sich wohl gegen den Verrath der maurischen Städter am besten verwahren könnte, und erhielt die Antwort, er solle sie auffordern, ihre Weiber und Kinder, um sie ausser Gefahr zu wissen, in die Citadelle zu bringen. „Sie werden glauben“, sagte Albuquerque, „man habe dort eine gefährliche Absicht mit ihnen vor; man muss ihnen ein Beispiel geben; mache Du den Anfang.“ Iener konnte sich nicht weigern; die angesehensten Einwohner folgten dem Beispiel. Während dessen schwamm das Heer des Hidal-Khan, von Pulatekan, seinem Feldherrn, befehligt, auf vielen Flößen heran; ehe dieser jedoch die Feindseligkeiten begann, sandte er als Unterhändler den Machiado, einen portugisischen, zum Maurenthume übergegangenen Verbrecher, welchen Cabral an der afrikanischen Küste ausgesetzt hatte. Der Hauptstatthalter aber wollte von keinen Unterhandlungen wissen; er beschloss, es koste was es wolle, in seiner Eroberung sich zu behaupten, vertheilte mit bewundernswürdiger Umsicht die Vertheidigungsposten, und hielt das Auge der Aufmerksamkeit nach jedem Winkel hin gerichtet. Da überschlich ihn ein entsetzliches Verderben. Der Beamte, welcher die Aufsicht über die Fahrzeuge führte, ging damit um, die Kähne zu den Feinden hinüber fluthen zu lassen; schon hatten sie sich vom Ufer der Insel entfernt, als Albuquerque es entdeckte, dem Verräther nachsetzen, und auf der Stelle ihn niederhauen liess. Die Absicht des Bösewichts war vereitelt.

Jetzt wählte der Feldherr des Hidal-Khan eine finstere Winternacht, um über die Portugisen auf der Insel herzufallen. Indem er seinen Kriegern das leiseste Geräusch zu erregen verboten hatte, schwamm er ohne gesehen oder gehört zu werden, auf der friedlichen

Welle heran, landete an verschiedenen Punkten, machte einen Angriff auf die Posten, und wurde von den wachsamem Schaarführern zurück geschlagen. Nach einer verstellten Flucht kehrte er gegen Morgen wieder; er fand eine trägere Wachsamkeit, drängte, seine Anstrengungen verdoppelnd, die einzelnen Haufen von ihrer Stelle, fasste auf mehreren Strichen des Ufers zugleich Fuss, und hatte, da die Sonne emporstieg, einen Theil der Insel mit seinen Kriegern besetzt. Albuquerque konnte seinen Verdruss nicht verbergen; er war um so schmerzlicher, da es unverkennbar am Tage lag, dass mancher von den Hauptleuten der Schuldigkeit eines redlichen Kriegers sehr unvollkommen Genüge geleistet hatte. Zugleich verrieth sich die verwandelte Stimmung der Asiaten jetzt weit deutlicher; Alle sahen die Portugisen mit ihrem Oberhaupte verloren, Alle suchten nach einer Gelegenheit, bei'm siegreichen Hidal-Khan sich ein Verdienst zu erwerben, und die Heeresschaar des Timoja nahm ihren Uebergang zum Feinde. Mit bleichem Angesichte trat ihr Oberhaupt vor Albuquerque; ihre Treulosigkeit liess sich nicht entschuldigen, mit Thränen im Auge aber schwur er, an ihrem Verbrechen nicht die entfernteste Theilnahme zu haben. Albuquerque empfing ihn mit gerunzelter Stirn, erwiederte jedoch auf seine Betheuerungen keine Sylbe. Dem weiteren Verrathe, der Klugheit gemäss, zuvor zu kommen, gab er den Befehl, dass alle indischen Krieger sich aus der Stadt entfernen sollten. Der Zuwachs, welchen der Feind dadurch an Macht erhielt, war weniger bedenklich, als die Gefahr, der man ohne diese Vorkehrung sich bloss stellte. Während dessen begann Pulatekan, sein Geschütz gegen die Stadt spielen zu lassen. Die Einwohner,

theils erschrocken, theils gegen die Portugisen um so erbitterter gelaunt, mochten sich, von auflodernder Wuth hingerissen, ihrer Frauen und ihrer Kinder nicht erinnern, und griffen zu den Waffen. Albuquerque sah sich von den feindlichen Schaaren und den Bürgern Goa's zugleich befehdet; dagegen stellte sich aber auch die alte Tapferkeit seiner Krieger wieder ein, sie erblickten keinen Vorthail in ihrem Ungehorsam mehr, in ihrem Schwerdte lag ihr Heil, in der Feldherrngrösse des Oberhauptes ihre Rettung. Auch Timoja führte jetzt ritterlich seine Waffen, durch wackere Thaten seinen früheren Schwur bekräftigend. Dem Hauptstatthalter aber blieb endlich kein anderer Ausweg übrig, als alle fremden Fahrzeuge und die Vorrathshäuser der Stadt zu verbrennen, und sich mit den Seinigen in die Citadelle zurück zu ziehen. Jetzt drohte Pulatekan seinerseits, durch Brandgeschosse die portugisische Flotte in Flammen zu setzen, und um kein Mittel unversucht zu lassen, forderte er durch verkleidete Zwischenhändler die portugisischen Hauptleute auf, verloren, wie sie wären, sich der unnatürlichen Tollkühnheit ihres Feldherrn nicht zu opfern; herüber zu ihm sollten sie kommen, sein Herr würde sie mit fürstlichen Gunstbezeugungen in seine Dienste aufnehmen, oder ihnen unentgeltlich Fahrzeuge zur sicheren Reise in die Heimath verschaffen. So trübe die Aussicht, so hatte doch Niemand Lust, den schmeichelhaften Lockungen zu folgen.

Endlich langte der Hidal-Khan selbst an, und hielt seinen Einzug in die Stadt. Die wirksamste Maassregel, die sich treffen liess, ward getroffen; er beschloss, die Zugänge zu den Meeresarmen durch zusammen gebundene Kähne zu versperren, und diese Sperren durch

bewaffnete Schiffe vertheidigend, den Portugisen jeden Weg der Rettung zu schliessen. Jetzt wollte es unsres Helden ganze Unerschütterlichkeit, in einem so grässlichen Drangsal nicht zu schwanken. Die Citadelle behaupten, hiess sich dem Hungertode weihen; die vereinigten Heere des Pulatekan und seines Herrn sammt den bewaffneten Einwohnern angreifen, wäre Wahnsinn gewesen; nichts blieb übrig, als sich durch die Sperre hindurch zu schlagen — und doch, wenn diese schwere Aufgabe selbst glücklich gelöst war, wer bürgte dafür, dass das Ufergewässer jenseits nicht von den Winterstürmen verschüttet, und das Verderben, welchem man hier entkommen, dort unausweichlich lauerte? Es blieb aber keine Wahl vorhanden; Anton de Norogna hatte Befehl, die Vorrathskammern in Brand zu stecken, und da man nicht wissen konnte, wie lange man, bevor man sich durchgeschlagen, mit den Hindernissen zu ringen haben würde, wurden die Pferde des Hidal-Khan geschlachtet und eingesalzen. Aber früher, als es frommte, legte Norogna Feuer an; die Flamme schlug in die Höhe, die Feinde merkten das Vorhaben der Fluchtfertigen; von allen Seiten klirrte Waffenlärm, den Portugisen blieb kaum die Zeit, in verwirrter Hast zu den Schiffen zu eilen; der grösste Theil der Nahrungsmittel musste zurück gelassen werden, dem Hauptstatthalter selbst ward ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und wenig fehlte, so hätte er, in der Finsterniss nicht bemerkt, beim Tumulte des Absegelns auf dem Ufer der Insel zurück bleiben müssen.

Die Flucht war bewerkstelligt; die Fliehenden aber, vor den Kastellen noch nicht vorüber, hatten die Sperre noch nicht durchbrochen, wussten von der Beschaffenheit

des jenseitigen Gewässers noch nichts, und führten einen kärglichen Vorrath von Lebensmitteln mit sich. Wer mochte ihre Rettung glaublich finden?

Sechstes Kapitel.

Sie waren kaum eine Strecke fortgesegelt, so vernahmen sie hinter sich ein furchtbares Geschrei, einen verworrenen Lärmen von Jubel und Wehklagen. Krieger und Bürger hatten sich eiligst in die Citadelle begeben, und jauchzten vor Freuden, sie von Feinden gereinigt zu finden. Als sie aber weder die Frauen noch die Kinder erblickten, welche man bei der Flucht vor allem Andren nach den Schiffen gebracht, als sie die Leichen indischer Krieger fanden, die man in Händen gehabt, aber nicht mitnehmen gewollt hatte, da gesellte sich zum Wonneruf der Wehlaut der Schmerzen, und mit schwerem Kummer empfanden sie die Nachwirkungen der feindlichen Gegenwart. Desto rascher gingen die Eilboten nach den Kastellen, und brachten dem Pulatekan den Befehl, die verhassten Flüchtlinge, noch ehe sie die Sperre erreicht hätten, von seinen Zinnen aus durch das lebhafteste Geschützfeuer aufzureiben. Iener liess es an Thätigkeit nicht fehlen, und die Portugisen empfanden bald, welch ein entsetzliches Geschick ihnen von beiden Kastellen herab bereitet würde. Unter solch einem Kugelgeschmetter hinweg zu gleiten, mochte der Tollkühnste selbst nicht rathen. Man zögerte in qualvoller Unentschlossenheit, und gewahrte bald die Annäherung eines zweiten Feindes, des Hungers. In dieser Noth zeigte sich auch der Niedrigste der portugisi-

sischen Glanzzeit würdig; wer früher dem Hauptstatthalter gegrollt, war ihm jetzt mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit zugethan, und blickte auf ihn wie auf die unerschöpfliche Quelle der Hoffnung. So konnte er es wagen, einen ungeheuren Entwurf auszuführen.

Es hatten sich drei von seinen Kriegern, entweder aus Feigheit oder um die Rettung ihrer Mitbrüder zu versuchen, heimlich auf einem Nachen davon geschlichen, waren zurück nach der Stadt geschwommen, und erzählten dem Hidal-Khan, in welcher beispiellosen Verlegenheit Albuquerque mit den Seinigen hange. Der Monarch, von seinem Hasse zu grossmüthigem Mitleiden übergehend, fertigte einige Krieger ab, und sandte durch diese den Bedrängten Lebensmittel zu. Albuquerque empfing die Abgesandten mit Freundlichkeit, verwarf es aber, von dem Anerbieten des Fürsten Gebrauch zu machen. „Ein Feldherr des Königs von Portugal,“ war seine Antwort, „nimmt nur von besiegten Feinden Geschenke an; ich lasse eurem Könige danken und zu wissen thun, dass ich einen Angriff auf die Kastelle machen werde.“ Die erstaunten Männer zogen sprachlos zurück; ehe der Hidal-Khan seinem Heerführer die Nachricht noch zusenden konnte, hatten die Portugisen schon ihre Schiffe verlassen, erklimmten die Mauern der Kastelle, und machten sich, mit wüthender Verzweiflung alles vor sich nieder stürzend, zu Meistern des einen Kastells. Bei dem andren gelang die Unternehmung noch glücklicher; dort hatte man die Flüchtlinge noch nicht erwartet, die Besatzung lag nach der Abendmahlzeit in Schlaf versunken. So wurden die einzelnen Posten von den Wällen hinunter in's Meer gestürzt, die übrigen Söldlinge auf ihren Lagerstätten durchstossen.

Pulatekan, obwohl er durch seine Tapferkeit das Vertrauen seines Herrn gerechtfertigt hatte, musste endlich seinen fliehenden Schaaren nacheilen, und hinter ihm her ward mit seinem eigenen Geschütze gefeuert. Die Nacht hatte den Feinden eine Menge von Streitern gekostet, die Kastelle waren in der Gewalt der Portugisen, ein Ueberfluss von Lebensmitteln lachte den Hungrigen entgegen.

Kleinmüthig und verwirrt, als wäre die nächste Vergangenheit ein betäubender Traum gewesen, erschien Pulatekan vor seinem Herrn. Hidal-Khan konnte das Wunder nicht begreifen; aber jede nähere Frage enthüllte ihm das Unglaubliche immer deutlicher. Ein Grauen überfiel ihn; Kriegesgöttern, wie diesen, traute er nunmehr auch das Unausführbarste zu; er fürchtete, sie zur Belagerung von Goa zurück segeln zu sehen, verliess mit seinem Gefolge die Stadt, und sandte Friedensboten mit den mildesten Vorschlägen. — Sobald indessen die erste Betäubung sich verloren, liess er Branderflösse bereiten, um sie gegen die feindlichen Fahrzeuge zu treiben, und rüstete bewaffnete Kähne aus, um den Portugisen, wenn sie sich von ihren brennenden Schiffen in's Meer stürzen würden, den Tod zu geben. Albuquerque sah die Zubereitung, und errieth ihre Absicht. Augenblicklich also ward beschlossen, mit Kähnen hinzurudern, und die Brander in Flammen setzend, den Mahomedanern ihre gefährliche Kriegeslist zu vereiteln. Wer aber die Unternehmung leitete, konnte von seinen Brüdern für immer Abschied nehmen. Nach aufgestelltem Vorschlage schwieg anfangs im Kriegesrathe eine lautlose Stille; bald jedoch traten mehrere Hauptleute von bewährter Heldenhaftigkeit her-

vor, und erboten sich zur Sendung. Unter ihnen Anton de Norogna, Albuquerque's Neffe; er erhielt den Vorzug, mit zagendem Abschiede entliess ihn der Oheim.

Die Kähne waren kaum in die Nähe der Branderflösse gelangt, so sahen sie sich von unzähligen bewaffneten Fahrzeugen umringt. Norogna und seine Streiter wichen zurück, stürmten aber bald in geschlossener Nachenreihe wieder daher, und begannen einen wüthenden Angriff. Ein blutiges Gefecht tobte auf dem Meeresarme, die Mannschaft der feindlichen Kähne empfing den Sturm mit wackerem Widerstande, von der Citadelle hernieder hagelten die Kugeln, aus der Stadt sausten unzählige Pfeile. Der Hidal-Khan, der während dessen nach Goa zurück gekehrt war, betrachtete den Kampf von den Zinnen der Stadt; von Bewunderung gefesselt stand er da, er überzeugte sich mit eigenen Augen von den Wundern portugisischer Tapferkeit, er sah, wie Norogna, die Wade von einem Pfeil durchbohrt, in seinen Nachen zurück sank, wie seine Krieger dessen ungeachtet die mahomedanischen Fahrzeuge überwältigten, die Branderflösse in Flammen setzten, und um die flockenden Geschosse sich nicht kümmernd, im Augenblicke, da sie dem Verderben geweiht schienen, den glänzendsten Sieg erfochten. In zerstreuter Flucht eilten die Mauren nach Stadt und Citadelle; die Sieger schwammen zu ihrem Feldherrn zurück, und brachten ihm mit der Botschaft der Rettung den verbluteten Neffen. Hidal-Khan aber liess ihnen durch den Portugisen Machiado seine Bewunderung ausdrücken, versicherte sie seiner Freundschaft, und bat um die ihrige. Den Portugisen schlug das Herz freudig im Bewusstseyn ihrer Thaten; doch am dritten Tage erblasste der Held dieses Sieges,

Anton de Norogna starb in den Armen seines schwerbetäubten Oheims *).

Während unsere Helden sich in den beiden Kastellen auf der Insel Tissuarin behaupteten, hatte ein portugisischer Edelmann eine von den maurischen Frauen, die aus der Citadelle als Geisseln mitgenommen worden, entehrt. Albuquerque, welcher sich öffentlich als den Beschützer dieser Frauen erklärt hatte, gerieth gegen den Verbrecher in heftige Wuth; an der Sittlichkeit der Portugisen sollte in den Augen der Mauren kein Flecken haften. Es ward daher ein Gericht niedergesetzt, und dem Edelmann der Galgen zuerkannt. Aber dieser Spruch empörte die Genossen des Verbrechers, die meisten Hauptleute murrten, der Hauptstatthalter hiess ein blutdürstender Tyrann. Endlich sandten sie zwei Sprecher, und liessen ihn fragen, mit welchem Rechte er einen portugisischen Edelmann dem Henker übergeben wolle **). Albuquerque forderte das Paar auf, sein Schiff zu besteigen. „Ich thue es mit eben dem Rechte, mit welchem ich diess thue!“ sprach er, indem er sie greifen, und in Fesseln werfen liess. Sie

*) Anton de Norogna (Noronha) war zwischen seinem strengen, oft eigensinnigen Oheim und den Heerführern gar häufig der Vermittler gewesen, und so empfanden beide Theile desto schmerzlicher den Verlust. Albuquerque aber erhielt gleich darauf eine zweite bittere Nachricht, dass nämlich Alfons de Norogna, jener andere Neffe, da er von der Insel Socotora nach Kananor steuern wollte, an den Küsten von Kambaya Schiffbruch gelitten und seinen Tod gefunden hatte.

**) Strenge genommen, konnte kein Unterkönig einen portugisischen Edelmann — dafür galt aber ein Jeder, welcher in den Diensten des Königs stand — hinrichten lassen, ohne vorher nach Lissabon zu berichten. Es war indessen überhaupt Albuquerque's Meinung, dass die Macht eines Unterkönigs, wenn das ostindische Reich der Portugisen blühen sollte, um Vieles erweitert, nach seinem Abtreten dagegen ernstliche Rechenschaft von ihm gefordert werden müsste.

waren in seiner Gewalt, und mussten die Hinrichtung des Verbrechers mit ansehen. Die Strenge wirkte, die Widerspenstigkeit wagte kein zweites Wort.

An Lebensmitteln fehlte es nicht; auch schickte der Feind täglichen Mundvorrath für die gefangenen Frauen, und dieser ward nicht zurück gewiesen. Wohl aber gebrach es, um sich in dieser seltsamen Stellung länger zu erhalten, an allen andren Bedürfnissen. Der Hauptstatthalter eröffnete daher seinen Vorsatz, Goa mit gewaffneter Hand zu erstürmen, ohne den Besitz von Goa sich nicht aus der Meeresenge zu entfernen. Aber die Hauptleute, auch die bestgesinnten, widersetzten sich diesem Entschluss; ihre Anzahl sey zu geschwächt, behaupteten sie, der Feind in Citadelle und Stadt bereits zu fest eingenistet; man müsse sich verstärken, und in gewachsener Anzahl die Eroberung mit vollen Kräften rasch vollenden; zu einer solchen Unternehmung würden sie alsdann Alle bereitwillig die Hand reichen. Albuquerque sah sich überstimmt, und, richtig angesehen, durch triftige Gründe widerlegt; so gab er denn endlich nach, liess die Kastelle räumen, und segelte die Meeresenge hinab. Die Sperre, jetzt nicht mehr vertheidigt, ward bald durchbrochen, die Fluth wogte günstig, in wenigen Stunden schwamm die Flotte auf offener See. Goa hatte aufgegeben werden müssen; ein solcher Feldherr und solche Krieger aber errangen jeden verlorenen Besitz bald wieder.

Wenn Albuquerque mit dem bitteren Missvergnügen eines Tüchtigen, der an das Gefühl, seine Pläne scheitern zu sehen, nicht gewöhnt ist, nach Goa und der Insel Tissuarin zurück blickte, so hatte er dagegen die Freude, mehreren Geschwadern bei ihrer Ankunft

aus Europa zu begegnen, und durch diese verstärkt bald wieder den Stein von seinem Herzen wälzen zu können. Denn die Flotte war kaum zum Meeresarm der verlorenen Stadt hinaus gesegelt, als ihr Diego Mendez de Vasconcellos mit vier stattlichen Schiffen gerade entgegen kam. Er hatte, ein verdienstvoller Krieger, vom Könige den Auftrag erhalten, nach Malakka zu steuern, und daselbst von Diego Lopez de Siqueira, dessen schlimme Schicksale man in Lissabon noch nicht erfahren, die Statthalterschaft sich überhändigen zu lassen. Als ihm Alfons Albuquerque die Ereignisse zu Malakka mittheilte, gerieth er in Erstaunen; dass er aber desswegen der Statthalterschaft, mit welcher sein König ihn beehrt hatte, entsagen sollte, war durchaus kein Gedanke, dem er Raum zu geben vermochte. Jener, jetzt mehr als je eines Zuwachses an Schiffen bedürftig, stellte ihm vor, wie er gegen eine mächtige feindselige Stadt, in welcher Siqueira beinah seinen Untergang gefunden hätte, weder die glückliche Lage der Dinge wieder herzustellen, noch mit seinen vier Schiffen in einiger Achtung sich zu erhalten im Stande sey; wie man es in Lissabon als einen sträflichen Muthwillen deuten würde, wenn er vier bemannte Schiffe des Königs, wo durchaus keine erfreuliche Wirkung zu hoffen, in den Strudel der Gefahr zöge; er sollte hier, an der malabarischen Küste bleiben, als ein ausgezeichnete Heerführer den Ruhm der Unternehmungen theilen, und dann, wenn die Wiederherstellung der günstigen Verhältnisse einen Abgang an Schiffen gestattete, seine Bestimmung nach Malakka verfolgen. Vasconcellos blieb unbeuglich bei seinem Willen, und so musste auch hier Timoja mit seiner Beredsamkeit zur Hülfe kommen. Er versicherte, von

einem reisenden Kaufmanne aus Malakka gehört zu haben, dass die Portugisen daselbst einem entsetzlichen Schicksal erlegen, und ihnen von allen Königen der Insel der Tod geschworen sey. Vasconcellos schien sich, je furchtbarer die Gefahr in Malakka, desto muthiger dahin zu sehnen; Timoja's Erfindungen würden wenig gefruchtet haben; wenn nicht Albuquerque, dessen Freundlichkeit bei seinem strengen Ernste um so allgewaltiger zu wirken pflegte, am Ende durch schmeichelnde Traulichkeit ihn gewonnen hätte. Vasconcellos blieb in Kochin, und dem Hauptstatthalter stand die Freude auf der Stirn zu lesen.

Bald darauf langte auch Duarte de Lemos an, nach dem Schiffbruche des George d'Aguiar zum Statthalter des Küstenstriches von Sofala bis zum kambayschen Meerbusen ernannt. Widrige Winde hatten ihn hergetrieben. Nach seiner Ankunft erschienen Gesandte aus Kambaya, welche dem Hauptstatthalter von Seiten ihres Fürsten Vorschläge zu einem dauernden Frieden machten. Augenblicklich trat Lemos, von kleinlichem Neide gekränkt, mit der Behauptung dazwischen, Albuquerque habe kein Recht, mit den Gesandten zu unterhandeln; Kambaya gehöre zu seinem Küstenstriche. Doch die Gesandten selbst lächelten über die thörigte Anmassung des Mannes, dessen Namen sie kaum noch nennen gehört, von dessen Thaten in Indien nicht das Geringste verlautet, während Albuquerque's beispielloser Rückzug aus Goa ihm eine glänzendere Feier, als drei gewonnene Schlachten, erworben hatte. Um so empfindlicher bestand Lemos auf seinem Ausspruche. Wiewohl aber selbst die gemeinen Soldaten ihn verlachten, wäre es dennoch zu unangenehmen Auftritten gekom-

gekommen, wenn nicht ein anlangendes Geschwader dem Alfons Albuquerque auch den Oberbefehl über den Küstenstrich des Lemos mitgebracht hätte. König Emanuel hatte die Eroberung von Goa erfahren, und trug diessmal kein Bedenken, den Wirkungskreis eines so grossen Mannes freigebig zu erweitern. Lemos verstummte, zu einer Unterhandlung mit den Gesandten aber kam es nicht.

Während sich unser Held einige Wochen zu Kananor aufhielt, ereignete sich in Kochin eine nicht erwartete Umwälzung der Dinge. Trimumpara, der alte treue Freund der Portugisen, welcher der Regierung entsagt hatte, war in seiner Einsamkeit entschlummert; auf diesen Tod hatte Nubeadors älterer Bruder, der seine Verdrängung vom Throne nicht verschmerzen konnte, sehnsuchtsvoll gewartet. Er verliess seinen Landsitz, verbreitete, in aller Eile Krieger werbend, die Lüge, dass sein Bruder den Tod des alten Trimumpara beschleunigt habe, besetzte die Insel Vaipin, und gedachte von ihr aus die Herrschaft über Kochin sich zu erkämpfen. Für seine Krone fürchtend, wandte sich Nubeador an den portugisischen Faktor. Dieser sandte eine Eilbarke nach Kananor, und stattete Bericht ab. Albuquerque zögerte keinen Augenblick, den Nubeador, welchen Almeida gekrönt hatte, in seiner Würde zu bestätigen; er entliess eine Heeresschaar nach Kochin, und befahl den Nebenbuhler desselben mit Waffengewalt zu demüthigen. Der Empörer behauptete sich eine Zeit hindurch auf der Insel, gerieth aber bald, von seinen Söldlingen verlassen, in die Hände der Portugisen. Die Fürbitte seines Bruders rettete ihm das Leben.

Die Verwundeten im Heere waren von ihrem Lager erstanden, die Erschöpften fühlten sich voller Kraft

wieder, alle Bedürfnisse zum Kriege waren in hinreichender Fülle vorhanden; länger in Unthätigkeit zu zögern, dünkte unsern Helden eine Sünde. Wir sehen ihn auf's Neue seine Hauptleute versammeln und ihre Stimmung prüfen. Er entdeckte eine allgemeine Kampflust, die ihn zu den freudigsten Aussichten berechtigte. Die ruhmvollen Unglückstage zu Goa hatten ihn auch seinen unwilligsten Widersachern im glänzendsten Lichte verklärt; wer seine Härte tadelte, konnte seiner Feldherrngrösse die bereitwilligste Anerkennung nicht vorenthalten. Unter seiner Leitung fühlte man sich der Unsterblichkeit entgegen geführt, und Niemand weigerte sich, Theil an dem Heldenzuge zu nehmen, an dessen Spitze solch ein Kriegesgott stand. Zugleich hatte sich durch die Erweiterung seines Machtbezirkes die Achtung ausgesprochen, welche König Emanuel seinen grossen Eigenschaften zollte; selbsterfochtener Ruhm und weltkundige Fürstengunst schimmerten um das nämliche Haupt. Er eilte, die günstige Gesinnung festzuhalten. Aber was konnte ihm näher am Herzen liegen, als die Wiederoberung Goa's? Er hatte die Stadt zum Mittelpunkt aller hindostanischen Besitzungen erkoren; ehe er sie in seiner Gewalt wieder wusste, fühlte er sich nicht als Alfons Albuquerque. Die Hauptleute setzten ihm keinen Widerspruch entgegen; kaum war es nöthig, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern. „Goa muss wieder unser werden!“ war der allgemeine Ruf, und so unterzeichnete Jeder die festgesetzte Unternehmung.

Nichts aber wünschte Albuquerque jetzt sehnlicher, als die Schiffe, welche Lemos und Siqueira, der Bruder des ehemaligen Statthalters von Malakka, mit reisefertiger Ladung im Hafen liegen hatten, bei seinem Feld-

zuge gegen Goa benutzen zu können. Hier jedoch fruchtete keine Freundlichkeit. Am Herzen des Lemos nagte der Ruhm seines Nebenbuhlers zu schmerzlich, als dass er sich entschliessen konnte, unter seinen Befehlen zu kämpfen; Siqueira hatte sich vom Groll des andren gleichfalls zu ungefälligem Widerwillen stimmen lassen. Vasconcellos zeigte sich ritterlicher; er zog es vor, über den Ruhm, welcher unter Albuquerque sich erkämpfen liess, seine Ursachen zu gerechten Beschwerden zu unterdrücken. Das war's, was die andren Beiden ihm nicht verzeihen konnten; sie warfen ihren Hass auf ihn, verfolgten ihn durch hinterlistige Umtriebe, und gingen in ihrem bösen Willen endlich so weit, ihn bei'm Hauptstatthalter selbst durch Verleumdungen anzuschwärzen. Sie erreichten ihre Absicht; der Held, der im Kampfe aus den gefährlichsten Engen sich hinaus focht, erlag nicht selten den Schlingen, welche seiner Fleckenlosigkeit eine böse Zunge bereitete. Vasconcellos schien ihm mit bedenklichen Plänen umzugehen; er liess ihn beobachten, er glaubte gefährliche Spuren zu erkennen, und gab endlich Befehl, den sorglosen Mann, den redlichsten unter seinen dreien Widersachern, in's Gefängniss zu werfen. Kaum sahen jene ihre Ränke gediehen, so segelten beide, Lemos und Siqueira, augenblicklich nach Europa ab; zwei nachtheilige Herolde für den Ruf unsres Helden. Zu gleicher Zeit indessen setzte sich die Kriegesflotte in Bewegung, und der arme Vasconcellos, der statt seiner Selbstständigkeit zu Malakka den Kriegesdienst unter Albuquerque erwählt hatte, sah sich auch von diesem ausgeschlossen, und hörte in seinem Kerker den Freudenruf der absegelnden Schaaren.

Im Hafen von Onor machte man Halt. Timoja,

dessen Hochzeitfeier so eben mit vieler Pracht in der Stadt begangen wurde, kam ihnen auf geschmückter Gondel entgegen, und forderte den Hauptstatthalter auf, sein ehrenwerther Gast zu seyn. Albuquerque hatte seit jenem blutigen Tage bei Goa allem Verdacht gegen diesen Mann entsagt, und ihn seiner vollen Freundschaft gewürdigt. Unverzüglich die Einladung annehmend, folgte er ihm in sein Haus, und sass fröhlich schmausend an der gästereichen Tafel, der einzige Gewaffnete unter den Festlichgeschmückten. Am andern Tage aber panzerzte sich auch Timoja, hiess seine Flotte aufbrechen, und schloss sich dem Kriegeszuge an.

Auf keine Weise hatten Hidal-Khan und sein Feldherr daran zweifeln können, dass die Portugisen in kurzer Zeit zurück kehren würden, um das entrissene Besitzthum sich auf's Neue zu erkämpfen. Die Klugheit rieth daher, eine starke Vertheidigungsmannschaft bereithaltend, das Auge der Wachsamkeit nicht zu schliessen. Auch hatte man diesen Rath keinesweges vernachlässigt; neun Tausend streitfertige Krieger standen auf den Mauern der Stadt vertheilt. Das Gerücht von einer weit grösseren Menge hatte man mit Fleiss verbreitet. Alfons Albuquerque aber und seine Portugisen schreckte kein Gerücht, und so allgewaltig war die Wirkung, welche ihre nieerlebte Tapferkeit bei den Mauren zurück gelassen, dass die Besatzung der beiden Kastelle, so bald nur die portugisischen Wimpel in die Meerenge hinein flaggten, ihrer Furcht sich nicht Meister fühlte, und nach der Stadt ihre Zuflucht nehmend, beide feste Punkte den Feinden preisgab. Ohne Schwerdstreich trat man in die Kastelle, und besetzte sie. Das Schicksal lockte mit einem glücklichen Beginne. Da standen die Krieger

auf den hohen Zinnen, und massen die Mauern, die sie in jener Nacht erstiegen; sie blickten hinunter in die Enge, wo sie, schier verzagend, unter dem Kugelregen des Pulatekan nicht hinweg zu schwimmen vermochten, und spähten weiter hinaus nach der Stadt, wo Norogna mit seinem Häuflein den vaterländischen Namen verherrlicht; sie empfanden noch einmal jenes Drangsal und jene Gefahr, gaben sich einander zu neuer Tapferkeit die Hand, hielten die letzte Mahlzeit vor dem Kampfe, und erhoben sich dann zum Siege oder zum Tode.

Man nahm seine Fahrt geradesweges nach der Stadt. Im Augenblicke, da man sie zu erreichen im Begriff war, rasselte es von Thürmen und Mauern, wie ein krachender Donner, hernieder; mit einem fürchterlichen Kugelgrusse empfing der Feind seine Gäste, kein Gewehr, das sich nicht entladet hatte. Die Portugisen aber neigten sich, hielten ihre Schilde über den Köpfen, und steuerten unter dem Bleihagel hinweg nach dem Ufer. Jetzt sauste es von Pfeilen, doch auch diese vermochten die Helden des Albuquerque vom Angriffe nicht zurück zu scheuchen. Auf der Stelle ordnete er einen dreifachen Sturm, von drei verschiedenen Seiten rannte man mit lautem Feldgeschrei gegen die Festwerke. Der Widerstand war lebhaft, am lebhaftesten bei einem Thore, welches nachmals das Thor Sankt Katharina hiess. Die Mahomedaner, welche bisher fechtend zurück wichen, stellten sich hier dichtgedrängt auf, und versuchten jedes Hülfsmittel der List, jede Anstrengung der Tapferkeit. Während dessen feuern ihre Brüder von den Mauern herab; die Portugisen sind einem zwiefachen Verderben ausgesetzt. Sie sehen ihren Tod vor Augen, drängen sich in einen dichten Knäuel zu-

sammen, stürzen auf diese Weise Schulter an Schulter auf die Feinde, und sprengen sie auseinander. Jetzt haben sie den Rücken frei; die angegriffenen Mahomedaner werden zu Angreifern, sinken aber, wie von den portugisischen Kugeln gemäht, zu Boden. Die Streiter auf den Mauern sehen es, verlieren den Muth, und eilen in die Stadt. Die Portugisen erhaschen den Augenblick, es erklimmen einige von den Kühnsten die Mauer, erreichen drinnen den Boden, und öffnen das Thor. Die Andren stürzen hinein, die Mahomedaner ihnen nach; ein entsetzliches Gemetzel tobt in den Strassen der Stadt, aus allen Fenstern fliegen Steine, Freunde und Feinde werden von ihnen zerschmettert. Nach einigen Minuten hat sich das Getümmel auch in die Nebengassen zerstreut; kein Winkel in dieser Gegend der Stadt, wo Europäer und Asiaten nicht mit einander in verzweifelterm Kampfe begriffen.

Während dessen war Albuquerque schon von einer anderen Seite herein gedrungen. Er eilte nach dem Hauptplatze, und wurde, zu seinem Glücke, von einem tapferen Häuflein umgeben. Denn plötzlich begegnete er einem zahlreichen Zuge fliehender Mauren; sie standen augenblicklich still, zogen, ihre Bögen wegwerfend, das Schwerdt, und beschlossen, den Siegern ihren Tod so theuer als möglich zu verkaufen. In der That führten sie ihre Waffe mit schreckender Verzweiflung; Schwerverwundete kämpften, wie grimmige Tiger, noch fort, und mit der einen Hand eine Wunde zuhaltend, suchten sie mit der andren ihren Gegner darnieder zu strecken. Als aber ein Geschrei aus der Mitte der Stadt die Eroberung des Pallastes zu verkündigen schien, verschwand mit der letzten Hoffnung auch ihr letzter Muth; sie begannen den Angriffen auszu-

weichen, neigten sich seitwärts, und suchten das Thor zu erreichen, durch welches Albuquerque herein gestürmt. Ihre Tapferkeit anerkennend, liess dieser sie nicht weiter verfolgen, und so zogen sie, ohne dass die Furcht ihre Schritte beschleunigte, hinaus. Pulatekan, der Feldherr, ward später behauptet, habe sich unter ihnen befunden, und mit ihnen seine persönliche Tapferkeit bewährt.

Die Ahnung der Fechtenden hatte sie nicht getäuscht. Das wiederhallende Geschrei meldete in der That die Eroberung des Pallastes. Auch hier waren die Vertheidiger zu Angreifern geworden, und nirgends sonst deckten so viele portugisische Leichen das Schlachtfeld. Dessen ungeachtet ward auch hier der Sieg errungen; der Held, welchem man vorzüglich ihn verdankte, war der Mann, der bei'm Beginn des Kampfes an aller Theilnahme bereits mit blutendem Herzen verzweifelt hatte, Don Diego Mendez de Vasconcellos. Albuquerque hatte seine leidenschaftliche Hefigkeit bereut, und ihm die Erlaubniss nachzukommen zugesandt. — So verliess endlich die mahomedanischen Krieger jede Zuversicht; auch der Tapferste musste allmählig zum Entweichen seine Zuflucht nehmen. Goa war erobert. Unter offenem Himmel ward eine feierliche Dankmesse und darauf ein Ritterschlag gehalten. Dem Soldaten aber, der des Königs und des Feldherrn so würdig gekämpft hatte, liess sich eine kurze Plünderung nicht versagen; auch verfuhr man diessmal mit grösserer Strenge gegen alle maurischen Einwohner, und legte der Stadt überhaupt einen bedeutenderen Tribut auf. Jede frühere Maassregel der Vorsicht ward jetzt verdoppelt.

Nach einer so glänzenden Wiedereroberung einer grossen Stadt konnte Alfons Albuquerque seine Heerschaaren zu jeder Unternehmung führen. Es waren der Wege mehrere, die offen dastehend ihm zuwinkten, jeder einen herrlichen Ruhm versprechend, jeder mit reichen Vortheilen lohnend. König Emanuel hatte mehrfache Nachricht erhalten, wie Khan Hassan Algauri, der ägyptische Sultan, in aller Stille einen zweiten Flottenbau betrieb; es graute ihm vor dem Erfolge dieser Thätigkeit. Daher war es sein Wunsch, dass der Beherrscher von Aden, in der Umgebung des Babelmandebs, zum Bündnisse mit den Portugisen gezwungen, und neben der Stadt eine Citadelle erbaut würde; von dieser aus konnte man durch Geschütz der ägyptischen Flotte das Vorübersegeln wehren, und sie zur Rückflucht in den arabischen Busen zwingen. War es mit Aden nicht möglich, so sollte durch eine Festung auf der grossen, im rothen Meere selbst gelegenen Insel Kamoran das Nämliche erreicht werden. Auf der andern Seite aber lag dem Hauptstatthalter auch Ormus am Herzen; die Stadt war ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels, ein so einflussreicher Platz für die Erhaltung der mahomedanischen Betriebsamkeit im östlichen Asien, und hatte, gleich wie Goa, bereits erobert, sich seinem Besitze entrissen. Endlich richtete er sein Auge auch auf Malakka; dort konnte sich die portugisische Krone eine gleiche Vergrösserung an Macht und Einkünften versprechen; der Tod hingemordeter Krieger war zu rächen, und gefangene Mitbrüder in Freiheit zu setzen; was ein Siqueira hatte verlassen müssen, sollte ein Albuquerque zu Ende führen.

Vor Allem aber musste Goa in unangreifbaren Zu-

stand versetzt werden. — Damit von den Einwohnern nichts mehr zu befürchten wäre, sann Albuquerque auf eine nähere Verbindung derselben mit den Portugisen, und gab die Erlaubniss, dass diese maurische und indische Weiber zu Ehefrauen erwählen konnten. Viele seiner Krieger machten von dieser Gestattung augenblicklichen Gebrauch, und die Holden in Portugal, welche damals von einer so schwärmerischen Vaterlandsliebe begeistert waren, dass sie dem lebenswürdigsten Jünglinge, wenn er Europa nicht verlassen hatte, einen benarbten Kämpfer aus Indien vorzogen, mögen unserm Helden um seiner Maassregel willen mit eifersüchtigem Scheelblick gegrollt haben. Er aber erlebte die Freude, von allen Seiten her die schmeichelhaftesten Gesandtschaften zu erhalten; diese Ehre nöthigte ihn, sich mit einem glänzenden Hofstaate zu umgeben, und in dieser staatsklugen Prachtliebe stand er seinem Vorgänger, dem Don Francisco d'Almeida, nicht nach.

Bevor aber noch von einer neuen Unternehmung die Rede verlautete, bestand Don Diego Mendez de Vasconcellos ernstlich auf seiner Fahrt nach Malakka. Er erschien vor Albuquerque, und erinnerte ihn an sein Versprechen; Goa sey erobert, die Verhältnisse so günstig als möglich; wer wollte den Hauptstatthalter jetzt einen Ehrenmann nennen, wenn er seinen vier Schiffen nicht noch mehrere andere gesellte, und ihn mit ungeheuchelten Wünschen nach Malakka entliesse? Albuquerque schwieg überrascht; er hatte bereits unter den verschiedenen Wegen gewählt, Malakka stand als ein lautmahnendes Ziel vor seinen Augen. Er legte daher den Vorgesetzten zur Seite, sprach wie ein Freund zum Freunde, versicherte, dass er bereits ohne einen so ta-

pferen Streiter, wie Vasconcellos, kein bedeutendes Beginnen mehr unternehmen möge, und bat ihn, bei seinem Heere zu bleiben. Vasconcellos sehnte sich nach Selbstständigkeit, und hatte für die Bitte seines erhabenen Freundes keinen Sinn. Albuquerque konnte sich in die Denkweise des Mannes sehr wohl versetzen; er that daher einen weiteren Schritt, und bot ihm die Statthalterschaft von Goa an; der Erste sollte er in der Stadt seyn, deren Eroberung er als der Tapferste bewirkt hatte. Aber auch dieses Anerbieten war umsonst. Albuquerque gerieth in Entrüstung, hiess ihn sein Angesicht meiden, und liess ihm bald darauf, „weil die Flotte einer grossen vortheilhaften Unternehmung wegen keinen Abbruch ertragen könne,“ den Zug nach Malakka gerichtlich verbieten. Vasconcellos ergrimmete. Er beklagte sich öffentlich über die Tyrannei des Albuquerque; er fragte die Hauptleute, ob ein Krieger, dessen Schwerdt bei'm Pallaste des Hidal-Khan den Sieg entschieden, eine so zurück drängende Behandlung verdient habe, und ob König Emanuel mit den Besten seines Heeres so arg gespielt wissen wolle? Die Hauptleute gaben ihm wohl Recht; aber schon stand Albuquerque zu hoch in ihrer Achtung, als dass dem Missvergnügten auch nur Einer sich angeschlossen hätte. Da er auf diese Weise sich verlassen sah, fasste Vasconcellos den verzweifelten Entschluss, ohne Erlaubniss sich auf den Weg nach Malakka zu begeben. Nichts konnte ihn mehr zurück halten; nach Anbruch einer dunklen Nacht segelte er mit seinen vier Schiffen davon. Die Flucht aber ward augenblicklich nach dem Admiralschiffe gemeldet. Albuquerque sandte dem Entflohenen mehrere Fahrzeuge nach, und gab Befehl, falls er sich widersetzen würde,

ihn mit Gewalt zurück zu bringen. Nach dreien Stunden sah sich Vasconcellos eingeholt. Sogleich ermahnte er seine Soldaten zum Widerstande, versprach ihnen nach der Eroberung Malakka's ansehnliche Geschenke, und machte sich bereit, seine Verfolger zu empfangen. Jede Aufforderung, friedlich mit zurück zu kehren, geschah vergebens. Nachdem aber die ersten Kugeln aus den Fahrzeugen daher geflogen, und seine Leute, sie zu erwiedern, sich weigerten, ergab er sich, seine Sterne verwünschend, der Nothwendigkeit, liess sein Schiff von den Verfolgern umringen, und folgte ihnen nach Goa zurück. Alfons Albuquerque wollte ihn nicht sehen; er liess ihn in den Kerker werfen, und verkündigte seinen Vorsatz, ihn in Ketten zurück nach der Mündung des Tajo zu schicken. Von seinen Untergebenen aber wurden zwei, welche bei'm Widerstande sich als die Hartnäckigsten gezeigt hatten, in Gegenwart der fremden Gesandten hingerichtet. Einigen andren schenkte er auf Fürbitten das Leben.

Nachdem Albuquerque darauf feine Münzen hatte schlagen lassen, und hierdurch die maurischen bald um ihren Werth brachte, setzte sich Alles zum Aufbruch in Bereitschaft. Noch aber wusste Niemand im Heere, gegen welchen Feind es gehen würde; die Meisten waren der Meinung, es sey auf das rothe Meer abgesehen. Da gab es tägliche Gelegenheit, auf maurische Waarenschiffe Jagd zu machen, und so war ein Jeder mit dem Kriegeszuge zufrieden; die Abentheurer freuten sich auf lustige Sträusse, die Beutegierigen auf manchen reichen Fang. Fast scheint es, dass Alfons Albuquerque selbst noch keines feststehenden Entschlusses gewesen, und da jeder der drei genannten Wege ihm gleich theuer am Herzen lag, dem Zufall den Ausschlag überliess. Denn man hatte sich

bereits dem persischen Meerbusen um eine bedeutende Strecke genähert, als die Westwinde immer lebhafter bliesen, und das Fortrücken der Flotte erschwerten. Aus dieser Ursache, wie es hiess, änderte man die Richtung; man steuerte nach Südosten, und segelte nach Malakka.

S i e b e n t e s K a p i t e l .

Die grosse Halbinsel Malakka, die Chersonnesus aurea der Alten, welche auf der einen Seite durch eine Landenge mit der Halbinsel jenseit des Ganges zusammen hängt, auf der andren mit dem Vorgebirge Romania, der südlichsten Spitze des asiatischen Festlandes, beinah den Aequator berührt, hat ein angenehmes, durch Seewinde täglich gemildertes Klima, und ist mit einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit an Naturerzeugnissen gesegnet. Im Inneren des Landes, wo undurchdringliche Wälder sich über Berge und Ebenen verbreiten, haust neben reissenden Thieren und giftigem Gewürm ein furchtbares Menschengeschlecht, darunter Viele selbst am Fleische ihrer Brüder sich sättigen; an den Küsten hingegen wohnen die Malayen, jener merkwürdige Stamm, welcher durch kräftige Gewandtheit, durch dunkle Farbe und langes schwarzes Glanzhaar, durch eine platte Nase und feurige Augen körperlich ausgezeichnet, wegen fast rasender Heftigkeit, wegen zügelloser Raubsucht und Mordlust berüchtigt, meistens zum mahomedanischen Glauben sich bekennt, und lange Zeit hindurch in einem Lehenssysteme lebte. Von jeher unruhig, trachten die Malayen nach verwegenen Unternehmungen; sie lieben die Schiffahrt und plündern die Fahrzeuge;

sie zeigen sich niemals ohne Dolch, steigern durch den Gebrauch des Opiums ihre Affekte, und bewohnen in mannichfaltigen Zweigen die Inseln des Südmeeres, vorzüglich die Stadt Malakka, welche von ihnen erbaut worden. Wenn auch die Malayen auf mehreren asiatischen Inseln sanfter und redlicher erscheinen, oder eine edlere Gesichtsbildung besitzen, so herrscht unter allen doch in Verfassung und Sitten eine unverkennbare Uebereinstimmung.

Als Diego Lopez de Siqueira, mit einer kleinen Flotte vom Unterkönige Almeida entlassen, zu Malakka an's Land stieg, fand er eine wohlgebaute Stadt, sich zwar nicht durch ihre Grösse, desto lockender aber durch ihren lebhaften Handel sich auszeichnend. Sie war der allgemeine Markt, wohin die Malayen der Inseln und der Halbinsel selbst, die Chinesen und sogar die Japaner die Erzeugnisse ihrer Kunst oder ihres Landes brachten; Banianen — indische Kauffleute — oder Mauren führten sodann das Eingekaufte nach Kalekut oder sonst einem malabarischen Stapelplatz, nach Ormus oder Aden. Das Königreich Malakka hatte lange Zeit hindurch unter der Botmässigkeit des Beherrschers von Siam gestanden; kurz vor der Portugisen Ankunft aber hatte Mahmud, der maurische Vasall desselben, ihm den Gehorsam versagt, und behauptete durch kluges Benehmen seine Selbstständigkeit. Aus dieser Ursache geschah es, dass er die europäischen Gäste mit Freundschaft empfing; die kampfberühmten Männer sollten ihm zur Zeit der Noth einen tröstlichen Schutz gegen den verlassenen Lehensherrn gewähren. So ward nach sehr einfachen Unterhandlungen ein Bündniss geschlossen; man räumte den Ankömmlingen Waarenplätze und

Speicher ein, man gewährte ihnen die einträglichsten Vortheile im Handel, und sah mit Wohlgefallen den Ruy d'Aravio die Geschäfte eines Faktors betreiben. Aber auch hier, wie überall, erwachte der Geschäftsneid der Mauren sehr bald, auch hier nahm er zu verstohlenen Ränken seine Zuflucht. Es gelang ihnen, einen der einflussreichsten Männer in der Stadt, den Utimuti Rajah, einen Bürger aus Java von ausserordentlichem Vermögen, zu ihren Gunsten zu stimmen; durch ihn ward dem Mahmud vor Augen gestellt, dass der König von Siam, entfernt und von feindseligen Nachbarn umgeben, schwerlich an eine Wiederunterwerfung Malakka's denke, dass dagegen die herrschsüchtigen, in ihrer Habgier unersättlichen Portugisen bald mit furchtbareren Streitkräften sich einstellen, und statt des abgeschüttelten Joches ein weit drückenderes ihm auflasten würden. Die Ereignisse in Hindostan gaben diesen Vorstellungen Nachdruck. Mahmud konnte sie nicht als grundlos zurückweisen, und während er den Siqueira mit den schmeichelhaftesten Gunstbezeugungen umstrickte, gab er sich ganz und gar den Widersachern desselben hin.

Im königlichen Rathe wurde der Untergang der Portugisen beschlossen. Zwar sollen der Vorgesetzte des Seewesens und der Schatzmeister feierlich gegen jeden blutigen Plan sich erklärt haben; sie drangen aber mit ihren milderer Vorschlägen nicht durch, und wurden, weil man ihrer Verchwiegenheit nicht traute, mit zahlreichen Beobachtern umgeben. Nach einigen Tagen ward in der Nähe der Stadt ein grosses hölzernes Gebäude aufgestellt; die Edelleute des Hofes schmückten sich zu einem grossen Feste, die Köche des Königs waren für einen kostbaren Schmaus beschäftigt, Siqueira

und seine Portugisen wurden als ehrenwerthe Gäste zur Theilnahme eingeladen. Am Abend vorher jedoch erschienen die Hauptleute von vier chinesischen Schiffen bei ihm, zeigten in ihren Gesprächen ein ungeheucheltes Wohlwollen, und gaben ihm, da die Rede auf das morgende Gastmahl kam, nicht undeutliche Winke über die Gefahr, die seinem Leben drohte. Siqueira, mit der malayischen Treulosigkeit noch nicht vertraut und durch Mahmuds schmeichelhafte Auszeichnungen eingewiegt, lächelte über die Besorgnisse seiner Warner, und wollte an seinem Himmel keine Wolke entdecken. Er hatte sich zur Ruhe begeben, als auf einem Nachen eine Frau herbei ruderte, und ihn zu sprechen verlangte. Es war eine persische Gastwirthin aus der Stadt, bei welcher die portugisischen Soldaten einzukehren pflegten. Ihre Warnungen klangen den vorigen ähnlich; man sollte sich vor dem hölzernen Hause hüten, Siqueira würde wie ein vornehmer Herr seine Aufnahme darin finden, aber schwerlich wieder heraus kommen. Heimlich, wie sie genagt, schwamm die Frau zurück. So wenig Siqueira selbst jetzt noch einem eigentlichen Argwohn Raum geben konnte, so liess er sich doch von seiner Umgebung bewegen, sandte am nächsten Morgen einen Boten an Utimuti, und bat um Entschuldigung, wenn er einer Kränklichkeit wegen bei dem Feste, von welchem er eine so ergetzliche Unterhaltung sich versprochen habe, sich nicht einfinden könnte. Das Netz des Verrathes war durchrissen, bald hatte man ein anderes gesponnen.

Es waren aus dem östlichen Asien und den Inseln grosse Ladungen mit Waaren angekommen. Die maurischen Geschäftsleute drängten sich herbei, und thaten, der Verabredung gemäss, als wollten sie ihre Schiffe

vor den portugisischen beladen wissen. Der König sandte zu Siqueira, gab ihm vom Ungestüm der Mauren Nachricht, und forderte ihn auf, alle seine Schalupen zum Marktplatze zu schicken, damit man ihm den ersten und den besten Kauf zuwenden könnte. Siqueira sah hierin nichts Anderes als eine aufrichtige Anhänglichkeit von Mahmuds Seite; er freute sich, so gefestigt in der Gunst des Hofes zu stehen, und säumte nicht, der Aufforderung Genüge zu leisten. Während die Schalupen nach dem Lande zogen, ruderte eine Menge von Böten daher, in denen verkleidete Krieger sich befanden. Zu gleicher Zeit kam der Sohn des Utimuti, ein feindseliger Jüngling, welcher einen heiligen Schwur gethan hatte, dass er den Siqueira um das Leben bringen wolle; er liess sich mit einigen Begleitern melden, und stattete auf dem portugisischen Admiralschiffe einen freundschaftlichen Besuch ab. Siqueira, der eben Schach zog, nahm ihn mit fröhlicher Gefälligkeit auf, bat aber um Entschuldigung, wenn er sein Spiel fortsetzte. In dem nämlichen Augenblicke trat Ferdinand Magelhan, der nachmals so berühmt gewordene Seefahrer, hastig ein, und gab seinem Feldherrn von den Böten mit verkleideten Kriegern Nachricht. Die Gäste sahen sich verrathen, und wussten nicht, welch ein Ausweg der klügste sey. Ein Hauptmann aber sieht den Sohn des Rajah, der hinter Siqueira's Sessel stand, nach seinem Dolche greifen, schreit laut auf, und stürzt herbei. Siqueira springt von seinem Sitz empor, er sieht sich am Rande eines entsetzlichen Abgrundes, und fordert mit wüthender Hefigkeit seine Waffen. Während dessen haben der Sohn des Utimuti und seine Begleiter sich vom Schiffsrande schon in die See geworfen, und schwimmen nach den

Böten

Böten hin. Die Kugeln der Portugisen erreichen sie nicht mehr.

Auf den Schiffen war der Mordanschlag fehlgerathen; in der Stadt hingegen entladete sich die Wetterwolke mit dem furchtbarsten Verderben. In Häusern und Strassen wurden die Portugisen einzeln nieder gemetzelt; gefaltete Hände fruchteten nichts, der maurische Hass kannte kein Erbarmen. Nur zwanzig entkamen der Verfolgung, und retteten sich in die Faktorey. Die Mörder strömten nun hieher, und fingen an, das Gebäude zu stürmen. Während sie aber die Pforten bereits einzurennen versuchten, und auf Leitern zu den Fenstern hinein steigen wollten, kamen die Böte mit den Verkleideten zurück, und meldeten, dass der Versuch auf den Schiffen misslungen, dass Siqueira und Alle, die bei ihm zurück geblieben, noch am Leben. Wie ein Wetterstrahl, lähmte die Nachricht plötzlich jeden Arm; die tobende Wuth verstummte, die Mörder schlichen zu ihren Wohnungen heim, selbst die Heftigsten hatten den Muth nicht mehr, einen Schritt weiter in ihrer Unternehmung zu wagen. In wenigen Augenblicken zeigte die ganze Stadt ein verwandeltes Ansehen.

Alsobald eilte der Bendara, der Oheim des Königs und einer der vorzüglichsten Staatsbeamten, ein besonnener Mann welcher vergebens zur Mässigkeit gerathen hatte, mit einer bewaffneten Schaar zur Faktorey, versicherte dem Ruy d'Aravio, dass er nichts mehr zu fürchten habe, und liess ihm seine Begleitung zum Schutze zurück. Zugleich sandte er einen Nachen zum Siqueira, und betheuerte ihm, das Geschehene sey nichts Anderes als der Ausbruch der Wuth, dem einige Verworfenne sich überlassen; die Mörder sollten der Strafe nicht

entgehen, er aber möchte keine Besorgniss weiter hegen, als ein geachteter Feldherr möchte er die Stadt betreten, und das frühere freundschaftliche Verhältniss wieder anknüpfen. Diego Lopez de Siqueira, vorher zu leichtgläubig, überliess sich jetzt zu furchtsam dem Argwohn; er benutzte die plötzliche Entmuthigung der Feinde nicht, gab Befehl, die Anker zu lichten, und segelte, indem er den Faktor und die übrigen Portugisen zurück liess, eilfertig davon. Noch ehe er die Küste von Malabar erreicht hatte, sah er sich genöthigt, zwei seiner Schiffe zu verbrennen, weil es an Mannschaft, sie besetzt zu halten, gebrach. Sonst ein Mann von Rechtlichkeit und Ehre, hatte er vor Malakka seinem Namen geschadet; auch war er seines tadelhaften Betragens sich bewusst, scheute ein Zusammentreffen mit Albuquerque, und segelte, wie berichtet worden, vor Kochin vorüber nach Portugal.

Erst zu Pedir auf der Insel Sumatra, woselbst auch Siqueira bei seiner Hinreise vor Anker gegangen, und die Erlaubniss erhalten hatte, das Banner des Königs Emanuel aufzupflanzen, vernahm Albuquerque die näheren Umstände, unter denen das Unglück zu Malakka sich ereignet. Nachdem er darauf hier gelandet, fand er den König Mahmud, der einer baldigen Rache der Portugisen sich wohl versah, trefflich gerüstet. Verdreifacht waren die Bollwerke der Stadt, die Vorrathshäuser mit Waffen vollgepfropft, die Mauern mit Vertheidigern wimmelnd bedeckt. Doch weder Albuquerque noch seiner Portugisen einer schrak vor dieser Erscheinung zurück; mit entschlossenem Tone ward die Auslieferung des Faktors Ruy d'Aravio wie der übrigen Portugisen und die Rückgabe alles portugisischen Eigenthums

gefordert; wenn dieses geschehen, hiess es, würde man weitere Rücksprache zu nehmen geruhen. Mahmud stutzte; was er von diesem Nachfolger des Siqueira hörte und erfuhr, enthüllte einen ganz andren Mann, verkündigte sogleich den Eroberer von Goa. Es graute ihm vor einem solchen Gaste, und doch mochte er gerade einem solchen Gaste am wenigsten sich kleinmüthig zeigen. Aladdin, sein Sohn und Erbe, löste des Vaters Zweifel; in zarter Jugend noch, aber durch leidenschaftliche Heftigkeit vollkommen den Malayen schon bewährend, brachte er den König durch stachelnde Reden gegen die Ankömmlinge auf, schilderte ihm ein portugisisches Malakka, dessen Beherrscher vor einem gewinnsüchtigen Faktor kriechen müsste, und fragte, wie viel er ihm dereinst von seiner Krone zu hinterlassen gedenke, nachdem diese Fremdlinge mit raubgie rigen Fingern sie abgegriffen hätten? Aladdins Sprache fand Wiederhall genug; Mahmud bestimmte sich, wagte jedoch noch nicht, zu einem förmlichen Bruch es kommen zu lassen, und hielt den Feind durch die gewöhnlichen Kunstgriffe der Unterhandlungen auf. Albuquerque, mit diesen Schmeichelmitteln schon zu Ormus länglich vertraut geworden, würde ihnen keinen Augenblick sein Ohr geliehen haben, wenn es hier nicht erforderlich gewesen wäre, dass mit der Entschlossenheit die Schonung Hand in Hand ging; Ruy d'Aravio war in malayischer Gewalt, gegen ihn und seine Mitgefangenen tausend Dolche gezückt. Und ein empörender Gewaltschritt durfte um so weniger gethan werden, da dieser Mann, bloss weil er sich als einen Gönner des Albuquerque erklärte, vom eifersüchtigen Almeida zur Strafe hieher geschickt worden. Musste der Haupt-

statthalter daher seiner eigenen Thatenlust Schweigen gebieten, so hatte er noch heftiger mit dem Ungestüm seiner Heerführer zu kämpfen, die von den Malayen jede Stunde beleidigt, durch heran rudernde Pfeilschützen zur Rache gereizt, und von entehrenden Hohnworten gekränkt, ihre Vergeltungslust kaum zu unterdrücken vermochten. In diesen peinlichen Augenblicken erschien ein Schreiben von Aravio, das unsern Helden zu Thränen rührte, und die Ungeduld des rohesten Kriegers selbst, wie ein besänftigender Geisterhauch, plötzlich beschwichtigte — ein Schreiben, welches neben den gepriesensten Aeusserungen der Helden und Könige in der Weltgeschichte fortzuleben verdient.

„Die Eroberung von Malakka,“ sagte das Blatt, „macht den König Emanuel, unsren geliebten Herrn, zum mächtigsten Fürsten in Indien; wenn Du es in Deine Gewalt zu erhalten vermagst, Albuquerque, so nimm auf mein Leben keine Rücksicht. Auf, und greife mit Deinen siegreichen Waffen an. Das Wohl des Einzelnen gilt nichts, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. So dachten die Römer der alten Zeit, so denkt Dein Aravio.“

Mit einem grossen Herzen war der Brief geschrieben; es gehörte ein hartes dazu, seinen Rath zu befolgen. Alfons Albuquerque legte ihn als ein kostbares Zeugniß zurück, und sann auf einen andren Ausweg. Hauptleute und Krieger aber waren nicht mehr zu zügeln; sie drohten, auf der Stelle im Blute der Bösewichter ohne Albuquerque's Erlaubniß ihre Kränkungen zu tilgen, und behaupteten, sie seyen nicht werth, länger Aravio's Landesgenossen zu heissen, wenn sie ferner den Uebermüthigen ungestraft ihre Frechheit hingehen

liessen. Der Hauptstatthalter erschrak, er bat sie, nur wenige Stunden noch ihre Leidenschaftlichkeit zu dämpfen, und dachte auf eine Unternehmung, welche die Feinde durch Furchtbarkeit zu heftig ausser Fassung setzen sollte, als dass sie noch sich einfallen liessen, an den Gefangenen Rache zu nehmen. Zu diesem Behufe befahl er, eine Menge von Schalupen mit brennbaren Stoffen zu füllen, stellte sie unter die Leitung einiger kühner sachverständiger Männer, und entsandte sie nach Einbruch der Nacht gegen die Stadt. In einer Stunde schon prasselten in fünf verschiedenen Gegenden die Flammen auf, im Hafen brannten mehrere beladene Schiffe. König und Hofleute, Krieger und Bürger, Alles war bestürzt und hielt sich für verloren; der Eine rannte händeringend durch die Gassen, der Andre lief in die Moschee, den Schutz des Propheten zu erflehen; Keiner wusste zu rathen, Keiner regte einen Arm, um die Flammen zu löschen; eine grauenvolle Starrsucht schien alle Gemüther umfassen zu haben, man glaubte jenseit der Flammen die Portugisen schon mit gezücktem Schwerdte zu sehen, und ein gelendes Schmerzensgewimmer war weithin auf dem Meere zu vernehmen, heulte von den Bergen schauerlich zurück.

Aber vor Mitternacht noch näherten sich mehrere Fahrzeuge der Flotte, ein Gruss in portugisischer Sprache scholl fröhlich aus ihnen her. Aravio und seine Mitgefangenen stiegen eilig aus, man wünschte sich Glück, man lag entzückt einander in den Armen, man fragte mit Erstaunen und antwortete mit Jubel; die Freude überstieg jeden Ausdruck, und während aus der Stadt noch immer die Wehklage des Jammers daher scholl, brauste von den Schiffen ein stürmisches Freudengeschrei

zum finstern Himmel empor. Durch die Begleiter der Gefangenen liess König Mahmud demüthig um die Erlaubniss bitten, die brennenden Häuser, durch keine Feindseligkeit beunruhigt, löschen zu dürfen. Das Gesuch ward ihm zugestanden. Am Morgen darauf, da die Flammen zwar gedämpft waren, die eingeäscherten Gebäude aber noch rauchten, erschienen neue Boten, und erkundigten sich nach den Forderungen, welche dem Feldherrn zu machen belieben würde. Kein Wunder, wenn Albuquerque, muthiger als Siqueira die Bestürzung der Feinde benutzend, schwerere Bedingungen, als sonst irgendwo, aufstellte. König Mahmud wies keine zurück, und liess melden, er überlege so eben mit seinem Staatsrathe, wie die Vollziehung eines solchen Vertrages für beide Theile am zweckmässigsten sich bewerkstelligen liesse; aber eben in dieser Bereitwilligkeit verrieth sich die Hinterlist, und liess bald keinen Zweifel mehr übrig. Es vergingen mehrere Tage, und kein Schritt, der zum Zwecke führte, ward gethan, keine entscheidende Antwort gegeben. Albuquerque beschloss, nicht länger der Spielball malayischer Doppelzüngigkeit zu seyn; er setzte einen allgemeinen Angriff auf die Stadt fest, liess aber, um die Feinde nicht zur Vorbereitung zu leiten, von diesem Entschlusse nichts merken, und ertheilte den Boten jedesmal solche Antworten, dass man glauben musste, er hoffe auf nichts Bestimmteres, als auf Erfüllung der verabredeten Bedingungen.

Am Abend vor'm Sankt Jakobstage, zu welchem unser Held ein ganz besonderes Vertrauen hatte *), ver-

*) Albuquerque war Commandeur des Ordens von Sankt Jakob.

sammelte sich auf dem Admiralschiffe ein grosser Kriegesrath; Albuquerque sah Männer um sich hersitzen, die erzählenswerthe Dinge gethan, erzählenswerthere noch zu thun schon durch ihre Miene versprochen. Ruy d'Aravio machte vorzüglich auf die Brücke aufmerksam, welche die beiden Haupttheile der Stadt, in die sie durch ihren Fluss geschieden ward, den Bezirk der Moschee oder des Pallastes und den Bezirk der Kauffente, mit einander verband; wäre man Herr dieser Brücke, versicherte er, so könne Malakka nur unbedeutenden Widerstand noch entgegensetzen. Man kam daher überein, an beiden Enden der Stadt zu landen, und kämpfend zur Vereinigung auf der Brücke sich durchzuschlagen; Albuquerque wählte für sich den Bezirk der Kauffente, die Seite der Moschee und des Pallastes erhielt Don Juan de Lima, ein wackerer Streiter, in dessen Hände die Hälfte des grossen Tages zu legen der Hauptstatthalter kein Bedenken trug.

Der Morgennebel wallte noch dicht auf dem Meeresspiegel, die Muezzin riefen von den Thürmen herab zum ersten Gebete des Tages, als das portugisische Heer auf seinen Fahrzeugen heran ruderte, und mit stummen Flehenswünschen an den heiligen Jakob sich wandte, dass er durch einen schönen Sieg die Ehre seines Namens verherrlichen möchte. Von den Wällen der Stadt begannen die Kanonen zu sprechen, in den Soldatenhäusern wurde Lärm geschlagen, ein Jeder eilte seiner angewiesenen Stelle zu, und freute sich, zur Bestrafung des portugisischen Hochmuths das Seinige beitragen zu können; man glaubte sich überzeugt, dass die feste Stadt jeden Bemühungen eines Feindes unerringbar trotze. Albuquerque liess in der Nähe des Ufers die Thätigkeit

der Ruder verdoppeln; bald hatte er die Gegend durchschwommen, wo Kugeln und Pfeile ihm gefährlich zu werden drohten, und war glücklich genug, seine Schaa-
ren an's Land zu setzen, obwohl man es sich mit dem Degen in der Faust erkämpfen musste. Die Mahomedaner mochten sich den Stürmenden widersetzen, wie sie wollten, mochten Steine herab schleudern oder Sandwolken niederwirbeln lassen, damit ihre Gegner, vom dichten Staubnebel umgeben, keine Hand vor Augen sehen konnten, oder beklemmt den Tod der Erstickung fürchten mussten, es fruchtete nicht; die Eroberer von Goa waren in der Eil des Sturmes durch keinen Widerstand zu hemmen; schon wurden die Gräben gefüllt, die Erdwälle mit dem Schwerdte zerstört, die Mauern überstiegen, die kleinste Oeffnung, die für einen herausfliessenden Bach sich entdeckte, zum breiten Durchweg erweitert. Was die Feinde nicht für möglich gehalten, war in weniger als zweien Stunden bewirkt; wie die Zauberschaaren im Märchen durch die dichtesten Wehren dringend, hatte Albuquerque mit seinen Unwiderstehlichen die Befestigungswerke alle hinter sich, und stand bereits mitten im Bezirk der Kauffleute. Sobald die Mauren sich davon überzeugt hatten, riefen sie ihre Vertheidigungskrieger von den Wällen herbei, zogen sich in einen dichten Haufen zusammen, und machten den Portugisen jeden Schritt streitig. Der Kampf war hartnäckig, lärmenvoll und blutig; die Hereingedrungenen schlugen nur mit der staunenswürdigsten Tapferkeit sich weiter, mussten aber auch manchen ihrer Helden verwundet oder todt in den durchmessen Strassen zurück lassen. Die Feinde verstärkten sich durch immer neue Mannschaft; die Portugisen blieben die näm-

lichen, schienen aber immer mit neuen Armen, mit neuen Schwerdtern zu fechten. Endlich öffnete sich gegen Mittag die Aussicht, das Flussgebiet erschien, die Brücke lag da; man erreichte sie, man drang bis zur Mitte vor, aber von Lima und seinen Kriegern war nichts zu sehen, Albuquerque stand in besorgnissvoller Verlegenheit da.

Don Juan de Lima hatte keinen hartnäckigeren, aber einen längeren und vielfacheren Kampf zu bestehen. Sobald er die Bollwerke überstiegen, und mit weit geringeren Schwierigkeiten, als Albuquerque, den Eintritt in die Stadt gewonnen hatte, griff ihn der Feind in zwei verschiedenen Heeresmassen an. Auf der einen Seite Aladdin, des Königs Sohn, mit der Bitterkeit seines Hasses die Streiter beseelend, gegen Alles, was von einer europäischen Mutter geboren, fürchterliche Flüche ausstossend, das Schwerdt wie in wüthendem Rausche schwingend, entschlossen, die Verhassten bis auf den letzten Mann aufzureiben, vor allem aber mit Albuquerque zusammen zu treffen begierig. Der Angriff seiner Schaar glich dem Daherstürzen eines wahn sinnigen Haufens; aber diesem Ungestüm gebrach es an Plan, an Ordnung und Beharrlichkeit. Er wurde seitwärts gedrängt, und gerieth in eine Strasse, an deren beiden Enden die Portugisen sich schon aufgestellt hatten; er wäre verloren gewesen, wenn Mahmud sie nicht gezwungen hätte, ihre Kraft gegen ihn zu gebrauchen. Der König ritt einen Elephanten, und mehrere dieser vierfüssigen Streitriesen schritten vor ihm her; eine zahlreiche Leibwache mit starken Harnischen umgab ihn, und schoss aus kurzen Kugelgewehren verderblich unter die Portugisen. Diese geriethen anfangs durch

die Elephanten in Schrecken; während sie gegen die Kugeln der Leibwache mit ihren Schilden sich decken mussten, sausten ihnen vom hohen Rücken der Thiere verderbliche Pfeile auf das Haupt. Sie wurden auseinander gesprengt; Mancher stürzte nieder, und stand, von den Füßen der Ungeheuer zermalmt, nicht wieder auf. Endlich aber gab Lima den Seinigen den Befehl, den Elephanten den Durchzug zu gestatten; es geschah, und nun wurden sie von der Seite angegriffen, erhielten Kugeln und Schwerdter in den Leib, tobten und brüllten, gehorchten ihren Führern nicht mehr, und gereichten den Mahomedanern selbst zum Verderben. Auch der Elephant des Königs war bereits schwer verwundet, Mahmud stieg heimlich herab, erhielt selbst eine Kugel in die Schulter, und entfernte sich vom Kampfplatze. Die Leibwache sah sich verlassen, und verlor mit dem Plan zum Kampfe die Besonnenheit; der Eine kehrte nach einem Schlupfwinkel sich um, der Andre focht voller Verzweiflung, als wäre Alles schon verloren; die Portugisen jubelten einander den Siegesgruss zu, als Aladdin zum zweiten Mal mit seinem Haufen erschien. Er schäumte vor Wuth, da er sich von der Flucht seines Vaters überzeugete, und das Frohlocken des Feindes vernahm; er erneuerte das Gefecht mit dem vorigen Ungestüm, und trieb die Sieger auf einen Augenblick seitwärts in die Enge. Aber diese erlangten bald das Uebergewicht wieder, näherten sich, ihn nach der Brücke hin drängend, der grossen Moschee, jagten die Mahomedaner, welche zahlreich sie besetzt hatten, heraus, und stürzten die Feinde auf dem Platz umher vor sich hin.

Während dessen sah sich Albuquerque zwischen doppeltem Feuer. Hinter ihm, im Bezirk der Kaufleute,

standen die Haufen, die er besiegt hatte, von der Strasse aus Angriffe auf die Brücke versuchend; von der andren Seite strömte die Menge, welche Lima aus der Moschee verdrängt, daher, gesellte sich zu den Flüchtlingen von Aladdins Schaaren, und gedachte, an jedem Heile bereits verzweifelnd, durch seine Portugisen hindurch über die Brücke sich den Weg der Rettung zu erfechten. Zugleich flogen Kugeln und Pfeile von den hohen Terrassen der benachbarten Häuser auf ihn herab, und machten den Ort, welchen er nach langem anstrengenden Kampfe endlich errungen, zur verderblichen Stellung. Aber weder zur Rechten noch zur Linken liess sich ausbeugen, man musste geduldig dem dreifachen Drangsale stehen, und fechtend oder feuernd mit dem Schilde sich decken. Nachdem jedoch Lima auf der andren Seite einen vollständigen Sieg errungen hatte, änderte sich plötzlich die Lage der Dinge. Jetzt waren es die Mahomedaner, die zwischen zwei Feuer geriethen. Lima rückte an's andre Ende der Brücke heran, die Gegner sahen sich zwischen ihn und Albuquerque in ein entsetzliches Gedränge gerathen, dem Verderben in seinem ganzen Umfange preisgestellt; sie erblassten, erhoben ein klägliches Jammergeschrei, flehten um Erbarmen, und stürzten sich endlich von der hohen Brücke hinunter in den Fluss, um schwimmend das eine oder das andere Ufer zu gewinnen. Aber die Gefahr, in welche sie hier geriethen, war grauenvoller als die Gefahr, der sie entgangen. Die portugisischen Fahrzeuge waren bereits herbei gerudert, die Schiffsmannschaft lauerte den Schwimmern auf, und drückte sie, wie Frösche, in das Wasser wieder zurück.

Um indessen den Geschossen auf den Terrassen der Häuser, welche noch immer einen mörderischen Kugel-

regen herabsandten, mit Nachdruck zu begegnen, ward zu beiden Seiten der Brücke eine hinreichende Anzahl von Kanonen aufgepflanzt, und zugleich an verschiedene Gebäude Feuer gelegt. Bald schlugen längs dem Flusse die Flammen an mehreren Stellen empor, selbst das Dach der Moschee und ein Theil des Pallastes geriethen in Brand. Die Mahomedaner gaben dessenungeachtet ihre Sache nicht auf; sie sammelten sich im Bezirke der Kaufleute, ermuthigten einander, nahmen berauschende Mittel, und versuchten auf's Neue, gegen die Brücke Sturm zu laufen. Die Sieger sahen sich in ein zweites furchtbareres Drangsal gestürzt; der mehrstündige Kampf hatte ihre Kräfte erschöpft, der Hunger wollte befriedigt seyn, und ein brennender Durst entmuthigte auch die Tapfersten. Doch die Noth gestattete nicht, den Forderungen der Natur Genüge zu leisten. Was aber unserm Albuquerque die ängstlichsten Besorgnisse erregte, war die Ankunft einer grossen Flotte, welche der Feind zu erwarten schien; auch liess sich aus verschiedenen Bewegungen schliessen, dass man Brandkähne bereitete, und sie den Fluss hinunter gegen die Brücke senden wollte. Um diesem Unheil zuvor zu kommen, traf das kluge Kriegeshaupt eine zwiefache Maassregel. An der einen Seite liess er eine hinreichende Anzahl von bewaffneten Nachen sich aufreihen, und zur Deckung der Brücke in wachsamer Aufmerksamkeit dastehen; auf der andren ward ein grosses Schiff mit Kriegern bemannt, mit jedem passenden Bedürfniss versehen, und der Leitung des Anton d'Abreu vertraut. Es sollte die Feinde von den Ufern zurück schrecken, und jede Unternehmung, die sie dort vielleicht in's Werk zu setzen gedächten, im Beginne zu zerstören suchen. Die

Mahomedaner bereiteten sich augenblicklich, dem Schiffe schnelles Verderben zu bringen; sie beschossen es von allen Seiten, schickten Brandflösse darauf los, und warfen lodernde Fackeln hinein. Aber die Thätigkeit der Mannschaft vereitelte jeden Versuch; Anton d'Abreu zeigte zum Erstaunen seiner eigenen Krieger, was portugisischer Heldenmuth zu leisten vermag; eine Kugel zerschmetterte ihm die Kinnlade, er blieb unbeweglich stehen, ertheilte seine Befehle, und ermunterte die Seinen zum Widerstande.

Während dessen hatte sich der stürmende Andrang der Mahomedaner gegen die Brücke von allen Seiten erneuert. Die Portugisen wichen nicht; Albuquerque und Lima lenkten ihre Thätigkeit zum Verderben des Feindes. Jener hiess seine Streiter ihm folgen, und stürzte mit gezogenem Schwerdte auf die dichten Haufen der Angreifenden los; er setzte sie durch ein furchtbares Blutbad in Schrecken, und drängte sie zurück; er kam glücklich über die Minen, die alsobald mit grausem Gekrache hinter ihm aufflogen, und trieb den Feind bis zur Mitte der grossen Strasse, welche den Bezirk der Kaufleute in ziemlich gerader Richtung durchlief, siegreich vor sich her. Hier versuchten die Asiaten den letzten Widerstand; sie vertheidigten sich, durch Verschanzungen geschirmt, setzten alle Hülfsmittel der Hinterlist und der besseren Vertrautheit mit den Umgebungen in Thätigkeit, mussten aber auch hier dem Glücksterne der Fremdlinge weichen. Auf Albuquerque's Befehl wurde indessen die Brücke noch stärker befestigt, und um sich gegen Kugeln und Sonnenstrahlen zu schützen, mit Seegeltüchern zeltähnlich überspannt. So rückte der Abend endlich heran; der malayische Muth hatte die

Spannkraft verloren, weichende Krieger zerstreuten sich nach allen Gegenden der Stadt, nur hier oder dort belebte sich in den Strassen noch ein flüchtiges Scharmützel. Mit der Dämmerung kehrten die Portugisen alle zur Brücke zurück; sie holten aus den benachbarten Häusern Nahrungsmittel herbei, und verbrachten die Nacht unter den ausgespannten Segeltüchern, dem überwältigenden Schläfe widerstehend, von den Terrassen herab jedoch nur wenig beunruhigt.

Am andren Morgen bereitete sich Albuquerque zum Angriff auf den Pallast. Man hatte ihn nicht nöthig. König Mahmud war in der Nacht, von der Mehrzahl seiner Krieger begleitet, aus der Hauptstadt gewichen, und begab sich zu einem benachbarten Könige nach Pahang, von wo aus er alle Fürsten der Halbinsel zum Beistande gegen die herrschsüchtigen Eroberer aufforderte. Kein Einwohner von Malakka verliess sein Haus, die Strassen standen leer; eine schaurige Einsamkeit herrschte, wo Tages zuvor stürmische Kämpfe getobt hatten. Malakka gehörte den Portugisen. Drei Tage hindurch belohnte sich der Soldat durch Plünderung; man fand eine Menge von Geschützstücken, und erbeutete im Pallaste des Mahmud einen schweren Schatz an Kostbarkeiten. Die Freude des Gewinnes aber wurde bitter durch die Schmerzen vergällt, welche die Verwundeten jetzt zu empfinden anfangen; viele Pfeile waren in vergiftende Säfte getaucht, die leiseste Verletzung hatte eine weit um sich greifende Entzündung zur Folge.

Nachdem die Mauren, welche sich in der Stadt noch ergreifen liessen, zu Sklaven der Sieger erklärt worden, sandte der Rajah Utimuti, der seit Siqueira's Abfahrt keine überwiegende Stimme im Staatsrathe geführt hatte,

heimliche Boten zu Albuquerque; er versprach, der unwandelbare Freund der Portugisen zu seyn, und wenn sie ihn sammt seinen Landesgenossen, den übrigen Javanern, in ihren Schutz aufnehmen wollten, mit diesen die Sache der Sieger gegen Mahmud und alle sonstigen Fürsten der Halbinsel vertheidigen zu helfen. Utimuti war von lebhaftem Charakter und nicht ohne ehrsüchtiges Streben; auch sah sich Mahmud schon längst zum Verdachte gegen ihn bewogen, war indessen von dem schlaunen Hofmanne bald wieder eingeschläfert worden. Gegen den tapfern aber kurzsichtigen Siqueira hatte er die Waffen zu ergreifen gerathen; sobald Albuquerque, dessen Kraftgrösse er sogleich begriff, erschienen, hatte er, gegen seine Vertrauten wenigstens, eine Freundschaft mit den Portugisen für Malakka's Heil erklärt. Auf diese Erklärung sich berufend, ward er in der That zum Bundesgenossen der Sieger erhoben, und den fremden Mauren zum Vorgesetzten gegeben.

Die Ruhe, die Albuquerque bald herzustellen verstand, rief die geflüchteten Einwohner zur Stadt wieder zurück; die Spuren der Eroberung verschwanden ausserordentlich schnell. Indessen baute man eine Citadelle, eine Kirche und ein Krankenhaus; um den Bau durch die Menge der Hände zu beschleunigen, wurden die öffentlichen Sklaven des Königs zur Hülfe genommen. Wenn sie bereitwillig sich stellten, fanden sie eine milde Behandlung; die Widerspenstigen wurden gezwungen, und für die Einbringung der Entwischten Belohnungen aufgestellt. Die malayische Raubsucht benutzte die Gelegenheit, und mancher Freie ward den Portugisen als ein Sklave zugeführt. Da empfanden die Einwohner gar bald Albuquerque's strenge, aber gerechte Walthung;

sie bewunderten ihn, sie kamen seinen Wünschen zuvor, gehorchten ihm mit frohem Willen, und freuten sich vorzüglich über seine neue Münze, die unter prachtvollem Aufzuge angekündigt und ausgetheilt ward; dem Befehle, dass von nun an bei Todesstrafe Niemand sich einer andren bedienen sollte, fügten sie sich mit zuvorkommendem Eifer. Kein Wunder daher, dass kein Einwohner Malakka's, als Mahmud sich am Flusse Muar in einem kriegerischen Lager aufstellte, zur Unterstützung seines Königs sich in Thätigkeit setzte; man zog den gerechten Sieger einem verjagten Tyrannen vor. Auf die Fürsten der Insel hatte die Eroberung der Stadt, wie es gewöhnlich der Fall, eine verschiedene Wirkung; hier Schadenfreude über Mahmuds Sturz, dort Besorgnisse vor den um sich greifenden Siegern; der Eine zu neuen Hoffnungen sich erhebend, der Andre für die Blüthe seines Handels fürchtend. Alle jedoch schickten ihre Abgeordneten, und selbst der König von Siam dankte dem Eroberer, das Verbrechen der Abtrünnigkeit bestraft zu haben. Zu gleicher Zeit zogen auch Albuquerque's Gesandte nach allen Seiten aus; der tapfere Anton d'Abreu begab sich, von seiner Wunde kaum hergestellt, mit dreien Schiffen nach den moluckischen Gewürzinseln *).

Wenige Wochen gingen vorüber, so erhoben sich über Utimuti die lautesten Klagen. Seine Grausamkeit

*) Die Molucke n, zwischen Neuguinea und Celebes im indischen Meere zerstreut liegend, waren von malayischen Völkerschaften bewohnt; doch hatten auch hieher die Araber ihre Handelswege genommen, und die Lehre Mahomed's verpflanzt. Die Herrschaft der Portugisen äusserte sich hier, wo man von Goa, dem Hauptsitze, so entfernt war, bald in ihrer unerträglichsten Hab- und Herrschsucht; bei ihrer nachmaligen Verdrängung durch die Holländer gewannen die bedauernswürdigen Einwohner nur wenig.

keit empörte die Einwohner, seine Raubsucht griff zu den verhasstesten Mitteln, die Portugisen selbst hatten seinen Ungehorsam höchlich zu tadeln. Alfons Albuquerque verwies ihm sein gesetzwidriges Betragen mit strengen Ermahnungen; der hochmüthige Rajah achtete sie nicht, und trat endlich mit Aladdin in sträfliche Unterhandlungen. Aber seine heimlichen Schritte gelangten an's Licht, und sein Untergang wurde beschlossen. Unter dem Vorwande, dass ein wichtiges Amt dem Würdigsten übertragen werden sollte, lockte man zu einer Rathsversammlung ihn und seine Verwandten in die Citadelle; hier wurden sie in den Kerker geworfen, und dem Verräther seine Tücke vorgebalten. Mit stolzer Verachtung begegnete er jeder Anklage; nachdem ihm aber ein Brief an Aladdin mit seiner eigenen Unterschrift gezeigt worden, erblasste er, gestand sein Verbrechen, und hörte sich zum Tode verurtheilt. Kaum hatte die Nachricht in der Stadt verlautet, so froblockte Alles über den Untergang des Verhassten. Seine Gattin aber erschien vor Albuquerque, und bot ihm für das Leben des Rajah ein schweres Lösegeld an. Es ward ihr geantwortet, man bestrafe Uimut's verrätherische Missethat, nicht seinen Reichthum; eine Antwort, die unsern Helden die Verehrung der Eingeborenen in hohem Grade erwarb. Die Hinrichtung des Rajah geschah mit ausserordentlicher Feierlichkeit; man erbaute ein grosses hölzernes Haus wie bei dem Schmause, an welchem Siqueira seinen Tod finden sollte, zeigte den Verbrecher der versammelten Menge, und übergab ihn sodann dem Henker.

Wenige Tage nachher bereitete sich Albuquerque zur Abreise; die Einwohner sahen die Zurüstung mit

innigem Bedauern, sie küßten, wo sie ihn trafen, den Saum seines Kleides, und baten ihn, sie mit seiner Gegenwart länger noch zu erfreuen. Er konnte ihren Bitten nicht willfahren; es war Zeit, von der eroberten Stadt zu scheiden, und die übrigen Tage seiner Herrschaft für fernere Unternehmungen zu benutzen.

Achtes Kapitel.

Niemals hat Alfons Albuquerque die wüthende Tücke des Elementes, auf welchem er seinen Kriegesruhm sich erfochten, so schrecklich erfahren, als bei dieser Ueberfahrt von Malakka nach der malabarischen Küste. An dem Gestade von Sumatra überfiel ihn in finsterer Nacht ein Sturm, wie ihn die seegewohntesten Männer selbst noch nicht erlebt hatten. Das Meer schien seine ewigen Tiefen verlassen, und mit den Gegenständen des festen Landes die Lage vertauschen zu wollen; ohne Zwischenräume schoss in zahllosen Blitzen das Feuer vom Himmel nieder, und mit niegehörtem Krachen betäubte der Donner jedes Ohr; wie schwankende Thürme gingen die Wellen, und auch die Beherztesten hegten keine Hoffnung, den nächsten Morgen zu erleben. Das Schiff „Flos Maris“ — die Blume des Meeres — darauf Albuquerque sich befand, berühmt durch Reisen und Schlachten, aber schon etwas morsch bereits, ward gegen einen Felsen geschleudert, und in zwei Trümmerstücke gespalten. Nur das Hintertheil erhielt sich auf der Oberfläche des Gewässers; da stürzten die Einen in's Meer, die Andern umschlangen den nächsten schwimmenden Gegenstand, und

suchten mit seiner Hülfe dem Tode zu entgehen. Unser Held, an seiner eigenen Rettung verzweifelnd, fand, da er auf Mittel dem Verderben zu entgehen sann, das verlassene Kind eines Sklaven, nahm es in seine Arme, und suchte es mit dem eigenen Leben zu erhalten. In diesem Augenblicke raderte Pedro d'Alpoem, welcher das Schiff „die Dreieinigkeit“ befehligte, mit einer Schalupe herbei, und nahm ihn rettend auf. Während dessen hatten sich Andre durch Flösse dem Verderben entrissen. Die Schätze aber blieben eine Beute des gierigen Meeres, und was Albuquerque nur sein Eigenthum nannte, war von den Wellen verschlungen worden; neben seinen schriftlichen Arbeiten schmerzte ihn vorzüglich der Verlust zweier metallener Löwen, die er für sein Grabmahl bestimmt hatte *). Das Schiff mit den Javanern, die bei'm Hauptstatthalter in Dienste getreten waren, hatte der Sturm von den übrigen entfernt; die bosshaften Asiaten, durch ihre Mehrzahl sich die mächtigeren fühlend, empörten sich gegen Simon Martinez, den Befehlshaber, erschlugen ihn, und segelten, nachdem sie den übrigen Portugisen gleichfalls das Leben genommen, mit dem Schiffe nach ihrem Vaterlande zurück. Vier Männer nur entkamen, sich in's Meer stürzend, ihren Würgengeln; sie erreichten glücklich die Küste von Sumatra, ein König der Insel nahm sie auf, und begegnete ihnen mit liebevoller Gastfreundlichkeit.

Indessen hatte sich mit dem anbrechenden Tage der Grimm der Elemente gelegt, man erkannte einander, sich wiederfindend freute man sich der Rettung, und

*) Lafitau l. c. lib. 5.

dankte dem Himmel. Zugleich aber empfand man den Verlust der Lebensmittel, die bis auf den kleinsten Brocken eine Beute der Wellen geworden; ein ängstlicher Hunger stellte sich ein, ein entsetzlicher drohte. Aber auch diessmal trug der Himmel für den Stolz Portugals Sorge; es kamen den Verzweifelnden zwei indische Vorrathsschiffe entgegen, und wurden ohne Widerstand genommen. Jetzt erst konnte man sich Hoffnung machen, die malabarische Küste wieder zu erreichen.

Die Nachricht von dem verderblichen Seewetter an der Küste von Sumatra war bereits nach Hindostan gelangt; man trauerte um den grossen Mann, der ohne Zweifel schon im tiefen Grunde des Meeres läge, und nährte kaum die Hoffnung, einige Trümmer seiner Flotte wieder zu erblicken. Um so jubelreicher stürmte die Freude, als er ungeahnt in den Hafen von Kochin lief, und die See ihren Raub gleichsam wieder zu erstatten schien. Doch gab es auch Stürnen, die bei der Erscheinung des Vorgesetzten sich trübten. Mancher hatte sich des Amtes, welches Albuquerque seinen Händen vertraut, durch habsüchtigen Eigenuntz unwürdig gemacht, und fürchtete den Arm, der solch eine Schändung des portugisischen Ruhmnemens mit unerbittlicher Entrüstung zu züchtigen pflegte. Der Hauptstatthalter gewährte das hochaufgeschossene Unkraut sehr bald, Beschwerden und Klagen suchten, auf den Fuss einander folgend, sein Ohr; doch erlaubten die Umstände noch nicht, die Geissel zu schwingen, und so gern er auch die begangenen Missethaten gezüchtigt hätte, er musste sich begnügen, durch seine Gegenwart die aufkeimenden zu ersticken.

Dafür ward ihm die Freude, von seinem Könige seine Verdienste anerkannt zu sehen. Um den Schmerz des grossen Mannes über den Verlust der beiden Nefen zu mildern, sandte König Emanuel ihren Brader, Don Garcia de Norogna, mit sechs Schiffen nach Indien; unmittelbar auf diese folgten mehrere andre Segel mit trefflichen Hauptleuten, unter welchen drei Albuquerque, nahe Verwandte unsres Helden. Sobald er seine Seemacht durch solchen Zuwachs in der glücklichsten Kraftfülle sah, fertigte er mehrere Fahrzeuge mit Kriegesbedürfnissen und Lebensmitteln nach Goa ab. Hier war Pulatekan, der Feldherr des Hidal-Khan, auf's Neue mit bewaffneter Macht erschienen; er hatte, wie früher, eine finstere Nacht zu seinem Angriffe auf die Insel benutzt, und ungeachtet eines tapferen Widerstandes, der manchem wackeren Portugisen das Leben kostete, in starken Verschanzungen sich behauptet. Aber die Einnahme Goa's schon als unausbleiblich betrachtend, sandte er seinem Herrn keine Nachricht zu; der Hidal-Khan, sich von ihm verrathen wäbnend, schickte ihm seinen Schwager, den Rostomokan, einen Araber, mit sechs tausend Kriegern nach, und bald kam es zwischen beiden Feldherren zu offenbaren Feindseligkeiten. Während dessen hatten die Portugisen, da ihre Anführer fast alle sich durch Wunden von der Theilnahme am Kampfe entfernt sahen, den eingekerkerten Vasconcellos aus seinem Gefängnisse geholt, und einstimmig zum Kriegeshaupte erwählt. Mit ihm unterhandelte Rostomokan gegen seinen Nebenbubler; dieser wich der Verbindung, begab sich zu seinem Herrn, und erhielt, nachdem er laute Klagen über den Undank desselben geführt, zur Antwort ein vergiftetes

Getränk. Der Araber aber, von seinem Nebenbuhler befreit, liess die Portugisen zur Räumung der Stadt auffordern, ermüdete sie durch wiederholte nächtliche Angriffe *), und befestigte sich endlich, da seine Feinde, der Belagerung ungeachtet, durch ausgesandte Barken sich Lebensmittel verschafften, und Melek Ass selbst ihnen zwei Hülffsschiffe zufertigte **), in dem Kastele Benastarin, welches er durch Ueberraschung erhalten hatte. Hier indessen war er mehr belagert, als ein Belagerer; Goa sah sich bereits von aller Furcht befreit. Indier wie Portugisen zollten dem tapfren Vascellos ein ungeschmälertes Lob. Alfons Albuquerque aber konnte seinen Hass gegen den Mann nicht vergessen; er nahm ihm die Würde, welche die Noth ihm gegeben, und übertrug sie, von allen Redlichen getadelt, dem Manuel de la Cerda. Darauf entliess er bewaffnete Schiffe nach Malakka, gab einige strenge Verordnungen, um der Verderbtheit der portugisischen Beamten nachdrucksvoll zu begegnen, trennte zu diesem Behufe besonders die Portugisen von den Malabaren, und rüstete sich zu einer neuen Unternehmung.

*) Rostomokan schickte jede Nacht eine Schaar von Trompetern in die Nähe der Portugisen, befahl ihnen, plötzlich Sturm zu blasen, und weckte dadurch seine Feinde jeden Augenblick aus dem Schlaf. Er erreichte seine Absicht, insofern das ewige Aufspringen vom Lager sie unsäglich am Ende ermüdete; es gelang ihnen aber, in einer finsternen Nacht einen unvorhergesehenen Ausfall zu machen, und die beschwerlichen Wecker nieder zu hauen.

**) Auf einem dieser Schiffe langte Machiado an, der portugisische Renegat im Dienste des Hidal-Khan. Er hatte bereits, von Gewissensbissen gepeinigt, dem mahomedanischen Glauben heimlich entsagt, und auch seine beiden Kinder in aller Stille getauft. Da er aber fürchtete, sie nicht in der christlichen Religion erziehen zu können, hatte er beide in der Nacht vor seiner Abreise erstickt. Er wurde von den Portugisen mit Freuden aufgenommen, und gereichte ihnen durch seine Klugheit zu grossem Nutzen. (Lafitau l. c.)

Es war die Nachricht eingelaufen, dass der Sultan von Kairo auf Ersuchen des Hidal-Khan zum zweiten Mal eine grosse Flotte auf dem rothen Meere zimmern lasse; daher gebot König Emanuel, durch einen schleunigen Gegenzug ihr zuvor zu kommen. Nähere Erkundigungen lehrten indessen bald, dass man gegen ein hohles Schreckgespenst sich rüste, und so beschloss Albuquerque, vor jedem andren Beginnen erst Goa wieder in völlige Furchtlosigkeit zu setzen. Sein Erscheinen in der Stadt glich dem Einzuge eines mächtigen Königs; Europäer und Asiaten fühlten sich durch die Gegenwart eines so ausserordentlichen Mannes begeistert. Auch Rostomokan erschrak. Indessen zählte er jetzt neun tausend Krieger; noch einmal so viel, hiess es, werde der Hidal-Khan nächstens ihm zusehen. Der Hauptstatthalter hatte daher keine Stunde zu verlieren; eine vollständige Belagerung des Kastells zu Lande und zu Wasser ward beschlossen. Sechs Schiffe, mit zahlreichem Geschütze besetzt und mit Schirmgerüsten versehen, segelten von verschiedenen Seiten hinan, wurden aber vom Feinde mit mörderischem Feuer empfangen; die verderblichsten Kugeln sandte eine Kanone, die unter der Leitung eines portugisischen Renegaten stand. Albuquerque empfand selbst ihre Furchtbarkeit; er sah sich mit dem blutigen Gehirn eines Soldaten bespritzt, welchen sie an seiner Seite zerschmettert hatte. In die drängendste Gefahr aber gerieth das Schiff des Arias de Sylva; drei Pulverfässer fassten Flamme, und das Hintertheil flog auf. Erschrocken warf sich die Mannschaft in's Meer; Sylva allein blieb, und ruderte, ein beispielloses Muster der Beherztheit, mit dem Bruchstücke seines Schiffes der Gefahr entge-

gen. Da ergriff seine Krieger die Schaam, sie schwammen zurück, erhaschten ihre Waffen wieder, und weiheten sich ihrem Feldherrn zur Seite dem Tode. Zugleich hatte Alfons Albuquerque eine Belohnung von zehn Krusaden Demjenigen bestimmt, dem es gelingen würde, das furchtbare Feldstück zu zerschmettern. Sein eigener Kanonenmeister erwarb sich den Lohn; eine glückliche Kugel streckte den Renegaten davor, und verwundete seine beiden Gehülfen.

Während dessen hatte Rostomokan, von zwei hundert fünfzig Reitern und einer grösseren Anzahl Fussvolks begleitet, sein Kastell verlassen, und befand sich bereits auf halbem Wege nach Goz. Albuquerque, eine Kriegeslist fürchtend, welcher ein ganz anderer Zweck zum Grunde lag, wollte, bevor er sich ihm entgegen warf, durch Späher erst nähere Erkundigung einziehen. In der Stadt aber lärmte bereits die Sturmglocke, die Besatzung zog heraus, und die Schaaren des Arabers ergriffen die Flucht. Wie gejagte Rehe eilten sie zum Kastele zurück; hier jedoch wurden die Thore aus Furcht zu früh geschlossen, und gar Viele befanden sich noch ausserhalb der Mauer. Um ihnen in die Stadt zu verhelfen, wurden ihnen Stricke zugeworfen; aber nur Wenigen frommte diese Hülfe, die Meisten stürzten von den Kugeln der Portugisen getroffen zur Erde, oder ertranken in den Wellen. Zugleich stürmte Albuquerque mit den Seinigen gegen die Mauern, die angesehensten Hauptleute eilten voraus, und die Ersteigung der Feste ward mit einem Heldenmuthe unternommen, welchen der heutige Portugise wohl schwerlich zu begreifen im Stande sein möchte. Aber wie die Besten die vordersten waren, fielen diesem Heldenmu-

the auch die theuersten Opfer. Albuquerque sah die Unmöglichkeit des Gelingens, und liess zum Rückzuge blasen. Er selbst erstaunte über die Thaten, welche den Tag verherrlichten; sein Auge füllte sich mit Thränen, als man auf den Schiffen sich wieder versammelt hatte, und die edelsten Streiter vermisste; dem Pedro Maskarenhas aber, der fast den Gipfel einer Mauer schon erreicht hatte, fiel er bewundernd um den Hals, und küsste ihn auf der Stirn.

So sah man sich genöthigt, eine förmliche Belagerung anzuordnen. Doch wurden von allen Seiten Hülfscharen herbei gezogen, nach wenigen Tagen standen dreitausend treffliche Streiter vor der Feste. Rostomokan erzitterte; er fürchtete einen Hauptsturm, suchte dem unausbleiblichen Verderben vorzubeugen, und pflanzte die weisse Friedensfahne auf. Gegen den Willen der Hauptleute, die ihn und die Seinigen gern mit gewaffneter Hand in ihre Gewalt gebracht hätten, ward ihm der Abzug mit seinem Besitzthume gestattet; doch musste er das Geschütz, die Kriegesbedürfnisse, die Schiffe, die Pferde und die portugisischen Renegaten zurück lassen. Kaum hatte er sich entfernt, so kam ihm das Rettungsheer des Hidal-Kahn entgegen. Zu spät; den Kampf zu erneuen war misslich, man zog zurück, und Goa mit seiner Insel blieb jetzt ein ungefährdetes Besitzthum der Portugisen. Das traurigste Schicksal ereilte die Renegaten. Der Hauptstatthalter hatte bei der Unterhandlung mit dem Araber sein Wort gegeben, das Leben dieser Unglücklichen nicht anzutasten; aber der Hass der Soldaten gegen sie war zu ungestüm, die Dienste, welchen sie den Mahomedanern geleistet hatten, zu augenscheinlich; man schnitt ihnen

Ohren und Nase ab, verstümmelte ihnen die rechte Hand, und schickte sie nach Portugal zurück *).

Goa, jetzt zur Hauptstadt des portugisischen Reiches in Asien erklärt, stand bald in seiner herrlichsten Blüthe da. Die Waarenzölle wurden vermindert, und aus diesem scheinbaren Verluste ergab sich ein unendlicher Gewinn; die Schiffe der Kaufleute drängten sich in den Hafen hinein und zum Hafen heraus; aus den entferntesten Gegenden kamen die Verkäufer, und was Ostasien, der unerschöpfliche Himmelstrich, erzeugt, war in Goa am besten und wohlfeilsten zu finden. Die indischen Fürsten beeilten sich, ihre Abgeordneten zu senden, und bewarben sich wetteifernd um das Pachtamt; ein Jeder betheuerte sein Wohlwollen, gestand seine Bewunderung, versicherte seinen Gehorsam, und bat um Freundschaft. Die Beherrscher von Ormus und Aden selbst empfahlen sich durch Gesandtschaften, der Kaiser von Abyssinien forderte den grossen Albuquerque zu einem Bündnisse auf; ein König der Maldiveninseln aber unterwarf sich ihm unersucht, und erklärte sich dem Könige Emanuel von Portugal steuerpflichtig. Alfons Albuquerque entfaltete gegen diese Botschafter eine bewunderungswürdige Staatsklugheit. Indem er einem jeden mit ehrenvoller Auszeichnung begegnete, zögerte er von Tage zu Tage, mit einem von

*) Einer derselben, ausser sich vor Schmerz, dass er so verstümmelt und von der Schande gebrandmarkt sein Vaterland wieder sehen sollte, bat, man möchte ihn auf der Insel Sankt Helena zurück lassen. Man gewährte ihm sein Gesuch, und gab ihm einige Neger zu Gefährten. Seinen Abfall vom Christenthum durch strenge Frömmigkeit büssend, bewohnte er das einsame Eiland, machte die öde Küste durch Beackerung urbar, und lebte traurige hoffnungslose Tage.

ihnen in eine entscheidende Unterhandlung zu treten; erst nach einem Feldzuge, zu welchem man ihn die ausserordentlichsten Anstalten treffen sah, versprach er den gewünschten Vertrag zu schliessen; da nun ein Jeder fürchten musste, dieser Feldzug könnte gegen seinen Herrn unternommen werden, eilten sie Alle, mit den Portugisen sich in ein feststehendes Verhältniss zu setzen, und liessen sich um so bereitwilliger die schwierigsten Bedingungen gefallen. Durch diese List gelangte unser Held zu den erfreulichsten Vortheilen. Was ihm jedoch am willkommensten schmeichelte, war die Erscheinung des abyssinischen Gesandten. Dieser hatte bei Dabul die indische Küste betreten, war aber von einem Pächter des Hidal-Khan in den Kerker geworfen worden; Albuquerque liess ihn durch Don Garcia de Sosa fordern, und seinem Befehl zu widerstehen, verbot die Furcht. So erschien der Bote des berühmten „Priesters Johannes“ in Goa; er führte ein Stück vom Kreuze des Erlösers mit sich, und ward vom Hauptstatthalter an der Spitze der Geistlichen und der Soldaten in feierlichem Aufzuge empfangen. Nach vielen Unterredungen, in welchen er seine Wissbegierde zu befriedigen suchte, entliess ihn Albuquerque nach Kochin, von wo aus er die Ueberfahrt nach Portugal machen sollte.

König Emanuel hatte den Don Garcia, Albuquerque's Neffen, zum Admiral der indischen Meere ernannt. Sein Oheim sandte ihn nach Kochin, um die segelfertigen Waarenschiffe nach Portugal zu entlassen, und sodann an der Küste von Kalekut zu kreuzen, damit er den maurischen Schiffen den Besuch des dor-

tigen Hafens wehrte. Der erschrockene Samorin, der seinen Wohlstand fast gänzlich untergraben sah, während seine Nachbarn, die Bundesgenossen der Portugisen, ihre Staaten in gesegneter Ruhe beherrschten, überwand endlich seinen vieljährigen Hass, entsagte dem alten Stolz, und liess dem Admiral die vortheilhaftesten Anerbietungen zum Frieden machen. Was die blutigsten Anstrengungen früherer Jahre nicht vermocht hatten, bewirkte jetzt der blosser Name des Albuquerque. Auch in Kalekut endlich erhob sich eine portugisische Citadelle, und die Mauren sahen sich auch hier ganz und gar zurück gedrängt. — Glänzendere Wirkungen liessen sich von den wenigen Jahren einer Hauptstatthalterschaft nicht erwarten; Goa erobert, Kalekut in Abhängigkeit, die ganze Küste der Malabaren den Portugisen zu Gebote stehend, Malakka und mit ihm seine Halbinsel ein Nebenstaat Portugals!

Nichts gebrach mehr zum Kriegeszuge; eine Flotte von zwanzig trefflich ausgerüsteten Schiffen dastehend, siebzehn hundert portugisische Krieger und etwa halb so viele Malabaren auf die Abfahrt harrend. Keiner aber konnte sagen, wohin des Feldherrn Sinn gerichtet; die fremden Gesandten suchten mit ängstlicher Neugier von den Hauptleuten die Wahrheit zu erforschen. Doch selbst die Vorzüglichsten unter diesen konnten ihnen keinen Wink geben; es war die Weise des grossen Mannes, bis zum Augenblicke der Ausführung seine Pläne verschleiert zu bewahren, und schweigend für sich allein die möglichen Unfälle zu überlegen. Endlich forderte er seine Heerführer zur Versammlung auf, und Alles war begierig, den Weg des Ruhmes zu vernehmen; nicht aber, um wie ehemals mit Gegengrün-

den hervor zu treten, sondern um sich voraus schon am erweiterten Machtgebiete Portugals zu freuen. Nach dem rothen Meere, biess es, und „nach dem rothen Meere!“ wiederholten freudig Hauptleute und Krieger. Man schwamm zum Hafen von Goa hinaus, begegnete aber bald einer lästigen Windstille; gleich einer bewegungslosen Ebene debute sich die weite See um die Flotte her, darüber stand eine gefesselte Luft, und wie eine Karavane schlich man nur in sehr trägem Zuge vorwärts. Man ging zu Socotora vor Anker, und musste dort lange Zeit auf einen günstigeren Himmel warten. Mit der Nachtgleiche des Frühlings erst stellte er sich ein; jetzt konnte man die langweilige Insel verlassen, man steuerte nach Westen, und näherten sich dem ersehnten Aden.

Diese Küstenstadt, nicht weit vom Babelmandeb am Eingange zum rothen Meere gelegen, überraschte den Beobachter auf einem Schiffe durch einen ungemein prachvollen Anblick. Grösser als Ormus, breitete sie sich auf einer felsigen Landzunge aus; die Anhöhen waren stufenförmig mit Häusern besetzt, die Bergspitzen mit festen Schlössern geschmückt, und wiewohl die Landzunge selbst aus dürrer unfruchtbarem Erdreiche bestand, zählte Aden dessen ungeachtet eine bedeutende Volksmenge, galt für eine der reichsten Städte, und blühte durch lebhaften Verkehr *). Seltsam genug hatte die Stadt durch die Eroberungen der Portugisen im Morgenlande gewonnen; denn während früher die

*) Die Araber, die von jeher in Sagen sich gefielen, lassen die Stadt vom Aden, einem Sohne des Saba und Enkel des Abraham, erbaut worden sein. Nach Einigen ist diese Stadt das arabische Emporium des Ptolomäus. (La Roque voy. de l'Arab. heureux.).

maurischen Waarenflotten vor ihr vorüber zogen, und zum rothen Meere hinein eilten, fürchteten sie jetzt die portugisischen Kreuzsegel, und fanden es bequem, einen schirmenden Hafen, wie Aden besass, in dieser Gegend zu finden. So gebrach es hier nie an Fremden, und die Lebendigkeit des Verkehres erneute sich mit jeder aufgehenden Sonne. Um desto weniger aber war die Stadt gesonnen, sich von den Europäern ein entkräftendes Joch aufdringen zu lassen, und da man einer feindseligen Unternehmung von dieser Seite seit mehreren Jahren schon entgegen gesehen, war alle Sorgfalt angewendet worden, sie durch ungeheure Befestigungswerke vor jedem Angriff zu schirmen.

Alfons Albuquerque, welcher, von mehreren Felsen aus beschossen, vor Anker ging, empfand die Schwierigkeit seines Beginns augenblicklich; aber eben weil die Stadt den Mauren einen so bequemen Zufluchtsort gewährte, weil man im Besitz derselben einer Flotte, die vielleicht auf Befehl des Sultans von Kairo gezimmert ward, den Austritt aus dem rothen Meere untersagen konnte, entschloss er sich, dennoch, ihre Eroberung mit stürmender Hand zu versuchen.

Der Scheik, welcher die Stadt, dem ägyptischen Sultan, wie es schien, steuerpflichtig, beherrschte, befand sich bei der Erscheinung unsres Helden nicht in derselben; seine Stelle vertrat Amir-Jam, ein statthaltender Emir, ein eben so kluger als tapferer Befehlshaber. Er zögerte mehrere Tage, ehe er auf die Forderungen der Fremdlinge Bescheid ertheilte, führte aber sodann die Sprache der männlichen Unerschrockenheit. Die Portugisen, liess er sagen, möchten die Mauern und die Schlösser von Aden sich ansehen, und dann wohl-

bedächtig ihr Heil erwägen; sie hätten bisher einiges Glück gegen die Bekenner des Mohamed gehabt, aber nur wo diese, unter andre Völker vertheilt, gefochten hätten; hier hingegen gäbe es keine leichtfliehende Indier, im Geburtslande des Propheten werde sein beseelender Hauch zu keiner Stunde seine Streiter verlassen. — Albuquerque war der Meinung, dass hier mit raschem Nachdruck verfahren werden müsste; eine gewaltsame Erstürmung der Mauern ward beschlossen, und mundete dem frohen Muthe der Krieger. Man verliess die Schiffe, und ruderte in Böten an das Land. Der Emir hinderte die Landung nicht, und erwartete die Feinde, ohne ihnen das Herannahen zu erschweren.

Die Begeisterung der Portugisen zum Kampfe überstieg jede Vorstellung. Der Soldat konnte es nicht erwarten, den Fuss auf das Ufer zu setzen, und da die Böte wegen Seichtigkeit des Wassers nur langsam vorwärts rudern konnten, warfen sich Viele in's Meer, und schwammen hinüber, um ihren Wunsch desto schneller erfüllt zu sehen. Nun ging's im Sturm gegen die Mauern; man achtete ihre Besatzung nicht, man hatte kein Auge für die Kugeln, die von ihrer Höhe herab sausten, und nur ein Ohr für das Tedeum, welches in der errungenen Stadt gesungen werden sollte. Schon kletterten Einige zu den Zinnen empor, Andere trugen die Leitern herbei, oder suchten einen schmalen Bruch der Mauer zu erweitern; Jeder wollte zuerst die portugische Fahne oben aufpflanzen, und unter'm Gedränge der Krieger erblickte man einen Geistlichen, welcher gleichfalls in die Höhe klimmte, und statt des Schaarbanners ein Kruzifix aufstellte. Unter den Arabern wich Mancher von seiner Stelle; es war das erste

Mal, dass sie mit diesen Feinden ihre Kräfte massen, das erste Mal, dass eine so unwiderstehliche Beberztheit vor ihren Augen sich darstellte; sie bielten sich für verloren, und erschienen mit bleichen Gesichtern vor dem Emir, welcher zürnenden Blickes sie zurücktrieb. Schon waren gegen hundert und fünfzig Potugisen in der Stadt, und verbreiteten dort, wo sie sich zeigten, Schrecken und Bestürzung; die Kampfgenossen aber, die ihnen nachstürmten, entflammte ein zu ungestümer Eifer, kaum war der Eine ein Paar Sprossen auf seiner Leiter in die Höhe gestiegen, so kletterte der Andre ihm nach, und sah sich schon von einem Dritten gedrängt. Die Last wurde zu gross, viele Leitern brachen, und ein Opfer ihrer Streitbegier stürzten die unbesonnenen Krieger hinunter in den Abgrund. Während dessen hatten Andre wirklich mehrere Brüche in den Mauern entdeckt, hatten sie durch ihre Waffen oder durch aufgefundenen Stangen zu erweitern versucht, und alles Widerstandes ungeachtet sich einen Eingang in die Stadt erkämpft. Eine dritte Schaar hingegen zog auf einem Umwege nach der Landseite, und suchte sich von den Gebirgen her ihre Bahn zu brechen; hier jedoch war jeder Zugang unmöglich, die tollkühnen Streiter geriethen auf einzelne Felsenspitzen, sahen zu ihren Füßen furchbare Abgründe ausgebreitet, mussten oft das nackte Gestein umklammern, wenn sie zu der Stelle, daher sie gekommen, zurück klettern wollten, oder stürzten, von den Kugeln der Araber durchbohrt, hinunter in die Klüfte.

Amir-Jam aber, der jetzt die zerstreuten Haufen seiner Krieger gesammelt hatte, suchte die Furchterfüllten mit frischem Muthe zu beseelen. Er zeigte ihnen,
dass

dass die Portugisen nicht leichter besiegt werden könnten, als wenn sie bereits die Höhen der Mauern erreicht hätten; nur schwankenden Fusses vermöchten sie sich daselbst zu erhalten, der Arm eines Kindes reiche hin, um sie hinunter zu stossen, und ihnen den Tod zu geben. Da erdröhnte ein furchtbares Geschrei aus der Mitte der Stadt, Allah und sein Prophet wurden zur Hülfe gerufen, mit dieser Losung stürzte man sich den Siegern entgegen. Während die kleine Schaar, welche bereits zu den Oeffnungen der Festwerke herein gedrungen, zurück gedrückt, und mit herbem Verluste wieder hinaus getrieben ward, warf sich das Hauptheer gegen die Portugisen auf den Mauern, und jagte sie in fürchterliche Enge. Hier sah sich Garcia de Sosa, unter den Muthigen der Muthigste, mit den Seinigen dem Verderben preisgegeben, im Rücken einen übermächtigen Feind, vor den Augen eine grauenvolle Tiefe, zur Rechten und Linken nur die Gänge auf den Mauern, schmale, kaum eine Hoffnung gewährende Rettungswege. Auf ihr Geschrei flog Albuquerque daher, er sah ihre Noth, und liess ihnen, so gut es ging, Stricke zuwerfen. Aber Einige streckten vergebens die Arme nach den rettenden Thauen aus, Andre hielten es für schimpflich, die Bollwerke des Feindes, deren man durch so glänzende Tapferkeit Meister geworden, zu verlassen; sie wandten sich, und fanden, den Arabern noch einmal die Stirn bietend, unter den krummen Säbeln, die unzählig auf sie loshieben, ihren Tod. Auch Garcia de Sosa kehrte nicht wieder zurück; von seinen Kriegern beweint und gepriesen um seiner Tapferkeit willen, sank er zu Boden, und blieb verblutend auf den Mauern liegen *).

*) Garcia de Sosa führte, ohne es entdeckt zu haben, die Er-

Nachdem nun auch an verschiedenen andren Orten mancher Portugise theils durch das Schwerdt der Araber theils durch den Sturz von der Mauer seinen Tod gefunden, beschloss man, den Sturm für diessmal aufzugeben, und zog sich auf die Schiffe zurück. Doch genoss man der Ruhe nicht lange. Aus einem kleinen Felsenschlosse flogen unaufhörlich Kugeln hernieder, und verbitterten die Stunde der Rast, deren man nach der heftigen Anstrengung bedurfte. Albuquerque, schon durch das Misslingen des Sturmes aufgebracht, ergrimmete, und gab Befehl, sich zum Meister des verderblichen Gebäudes zu machen. Er hatte seinen Willen kaum ausgesprochen, so brach die Mannschaft des Manuel de la Cerda, dessen Schiff am empfindlichsten beunruhigt wurde, ungestüm auf, betrat das Land, klimmte zum Felsen von allen Seiten hinan, erstieg glücklich die Mauern, und eroberte die kleine Feste. Das verhasste Geschütz gerieth in die Gewalt der Sieger; von den Vertheidigern erfuhren Alle, denen die Flucht nicht gelungen, den Grimm der Eroberer, und mussten den Schaden, welchen sie den Schiffen zugefügt, mit dem Leben bezahlen. Die Erstürmung des kleinen Schlosses begeisterte die Portugisen mit neuem Muthe; es war, als konnten sie nicht begreifen, wie es möglich gewesen, dass die Eroberung der Stadt ihnen so traurig missglückt. Nur durch eine Mahlzeit wollten sie noch ihre Kräfte unterstützen, und dann auf's Neue die Unterneh-

nennung zum Statthalter von Aden, durch das Siegel des Königs bestätigt, bei sich. Daher wahrscheinlich sein beispielloser Muth. Man sagt, dass er bei'm Hinansekeln zur Küste seinem Steuermann, damit er zuerst das Land erreichen möchte, ein goldenes Halsband, welches er trug, umgehängt und ihm seine volle Börse zum Geschenk gemacht habe.

mung gegen Aden wagen. Der Feldherr aber schien das Vertrauen verloren zu haben; er sah in der wohl-befestigten Stadt das Grab seiner Streiter, und er, der sonst vor keiner furchtbaren Entscheidung zurück schauderte, trug jetzt Bedenken, seinen Ruhm auf das Schicksal eines zweiten Angriffs zu setzen. Was seit mehreren Jahren nicht geschehen war, geschah vor Aden wieder — die Hauptleute murrten; aber ihr Unwille trug eine ganz andere Farbe; es kränkte sie, dass ein Alfons Albuquerque, an der Spitze so wackerer Kämpfer, ein erlittenes Unglück nicht durch einen neuen Sieg in Vergessenheit bringen wollte. „Die vorgerückten Jahre,“ riefen die Heftigeren, „fangen an, sich lastend auf seinen Unternehmungsgeist zu werfen; das eroberte Goa war gleichfalls verloren, und unser Schwerdt hat es siegreich dem Könige wieder gewonnen; was damals möglich gewesen, müsste es auch heute seyn, wenn der Heerführer nicht, seitdem um einige Jahre älter geworden, an seinen Schläfen das graue Haar schon empfähde!“ Die Besonnenen gestanden sich nicht weniger, es scheine ihnen, dass der Hauptstatthalter jetzt einen grösseren Ruhm, als damals bei Goa, zu verlieren habe, und aus dieser Ursache bedenklicher zu Werke gehe; einem Feldherrn aber, der so erstaunliche Dinge so glücklich gewagt, müsse man ehrfurchtsvoll gehorchen, wenn er einmal in die muthige Begeisterung seiner Krieger nicht einstimme. In der That begnügte sich Albuquerque damit, die Kanonen der Bollwerke durch sein Geschütz zerstören und mehrere Schiffe im Hafen verbrennen zu lassen; nachdem er diese wirkungslose Rache genommen, entfernte man sich aus dem Ange-

sichte der Stadt. Amir-Jam regte sich nicht; die Araber, schien es, waren froh, so furchtbare Feinde von selbst ihre Unternehmung aufgeben zu sehen.

Gegen die Meinung der Schaarführer wie der Steuerleute gab Albuquerque Befehl, in's rothe Meer hinein zu segeln. Durch das Babelmandeb, die gefürchtete Felsenpforte, zog die Flotte unbeschädigt, und schwamm sodann auf einer Wasserebene, welche kein europäisches Geschwader noch betreten hatte. Dieser erhebende Gedanke ward durch ein Losbrennen des sämmtlichen Geschützes ausgesprochen. Aber bald empfand man, in welch ein beschwerliches Gewässer man sich hinein gewagt; Untiefen machten jeden Augenblick die Fahrt höchst mühselig, jeden Augenblick drohte eine Felseninsel mit verderblichen Klippen. Man erreichte mit Mühe die Insel Kamoran, und sah sich genöthigt, den Winter auf ihr zuzubringen. So ruhmlos der Aufenthalt war, so peinlich schlichen die Tage hin; es fehlte an Lebensmitteln, und trinkbares Wasser war kaum zu haben. Daher der Plan, eine Citadelle auf der Insel zu erbauen, aufgegeben ward. Ohne Suez oder Dchidda erreicht zu haben, verliess man mit dem beginnenden Frühlinge den unerfreulichen Meerbusen, und stand bald wieder vor A den. Albuquerque, des erfolglosen Feldzuges sich schämend, wollte jetzt die Stadt erobern, die er vorher der Thatenlust seiner Krieger versagt hatte; aber die Stimmung hatte sich verändert, Niemand griff kampffertig zu den Waffen. Ueber diese Lauigkeit entrüstet, gab der Hauptstatthalter, um die Soldaten zu beschämen, der Schiffsmannschaft den Befehl, eins der Küstenkastelle zu erstürmen; doch besann er sich bald eines Bessern, beschloss die Stadt einige Tage hindurch, und verliess sodann un-

muthig ein Ufer, auf welchem seine Lorbeern nicht zu wachsen schienen.

Es war aber, als sollte während dieses Feldzuges (1513) der Stern unsres Helden nie schimmerfrei aus seinen Gewölken hervor treten. Auch zu Diu, wohin er sich von Aden aus wandte, blieb sein Erscheinen wirkungslos. Er beehrte von Melek Ass, dass er dem Beispiele so vieler andren Landesgebieter folgte, und zum Bau einer portugisischen Citadelle seine Erlaubniss gäbe; jener aber, mit mancher preiswürdigen ritterlichen Eigenschaft eine geschmeidige Schlaubeit verbindend, hielt den beschwerlichen Gast, indem er ihm die höchste Ehrfurcht bezeigte, mit immer zerfliessenden Luftgebäuden hin, liess es zu keinem persönlichen Zusammen treffen kommen, und machte den Versuch, einen Mann zu ermüden, der ohne Zweifel von der wenig erfreulichen Fahrt sich bereits sehnsuchtsvoll zurück wünschte. Er täuschte sich keinesweges. Albuquerque hatte die Geduld nicht, länger einen günstigen Erfolg zu erwarten, und entfernte sich. Kaum wusste ihn der Maure ausser dem Angesichte seiner Stadt, so liess er eine Prachtgondel bereiten, bekleidete sich mit den köstlichsten Stoffen, legte seine blitzenden Staatswaffen an, und segelte ihm nach, damit er das Geleit der Achtung ihm gäbe. Er wusste bei'm Scheiden seine Rolle eben so klug durchzuführen, und Albuquerque gestand, er habe in Asien keinen schlaueren Staatsmann, als Melek Ass von Diu, kennen gelernt.

Neuntes Kapitel.

Wenn sich bei einem Rückblick auf den beschlossenen Feldzug Albuquerque's Stirne unmuthig furchte, so lag vor ihm eine noch weit unerfreulichere Aussicht. Ohne neue Siegeskränze sah er den Hafen, den er verlassen, wieder, und mit bosshaften Grüßen ihn zu empfangen, waren seine Feinde und seine Verleumder bereit.

Während die Portugisen auf dem neuen asiatischen Schauplatze ihrer Thaten sich den Ehrennamen eines unsterblichen Heldenvolkes erwarben, nagte an diesem Namen zugleich manch ein gefährlicher Wurm. Die Brust vom Stolze eines Eroberers erfüllt, berauscht durch die Uebermacht, die ihnen ihr Schwerdt an den morgenländischen Küsten errungen, blickten sie auf die Eingeborenen mit verachtendem Hochmuth herab, glaubten sich der Gerechtigkeit gegen sie entbunden, und begegneten ihnen gar oft mit schonungsloser Hartherzigkeit. Mit den neuen Verhältnissen erwachten, wie immer, auch neue Leidenschaften. Der arme Abentheurer kam aus Europa, und wollte in wenigen Jahren als ein reicher Sohn des Glückes zurück kehren; die Eile, mit welcher man dieses Ziel zu erreichen trachtete, musste die tadelnswürdigsten Mittel entschuldigen. So suchte die Habgier sich gefrässig zu sättigen; der Neid spannte alle Segel, um den Beneideten an Reichthümern zu überflügeln, die Prunksucht umgab sich mit dem kostbarsten Glanze, und sah ihrer Eitelkeit fast keine Grenze gesteckt. Zwei Jahrzehende kaum, nachdem Vasco da Gama zuerst die hindostanischen Gestade gesehen, so war in Asien kaum ein unbestechlicher Richter zu finden, kaum ein portugisischer Beamter zu treffen, der

seine Stelle nicht, wie eine Raupe ihren Zweig, mit gewinnlustiger Unersättlichkeit benutzte; es war als hätte man es sich vorgenommen, die Indier mit Bewunderung und Abscheu zu erfüllen, und die Männer, deren Glaubenslehre die armen Asiaten annehmen sollten, schändeten diese Lehre jeden Augenblick durch die gehässigsten Laster. Den Opfern der Bosheit waren die Wege des Heiles grösstentheils versperrt; der Hauptstatthalter befand sich bald in diesem bald in jenem Himmelstriche des weitläufigen Küstengebietes, auch war seine Strafgewalt durch manche Einschränkung gehemmt; der eigentliche Entscheider aber, König Emanuel, herrschte in einem fernen Lande, zwischen Missethat und Strafe verfloss eine lange Zeit, und die Klagen verloren gleichsam auf dem grossen Wege, den sie zu machen hatten, ihre Kraft.

So litt die portugisische Herrschaft in Ostindien an bedenklichen Gebrechen, und wer vom Glanze der Gegenwart sich nicht blenden liess, der musste gerade in diesen Gebrechen die Keime des Verderbens, der sinkenden Grösse ahnen. An Männern, denen solch eine Ahnung grauenvoll vor's Auge trat, fehlte es nicht, und sollte zu ihrer Zahl nicht ein Mann wie Alfons Albuquerque gehören? Nur zu deutlich empfand er es, wie die Grausamkeit ihre Opfer erwürgte, wie die Habsucht die Quellen ihrer Beute zerstörte; wo es sich thun liess, suchte er diesem Uebel zu steuern, und freilich musste das böse Geschwür oft mit schneidendem Messer, mit brennendem Eisen behandelt werden. War seine Absicht zu loben, so ging sein Eifer doch auch oft zu weit; seine Strenge artete bisweilen in Grausamkeit aus, für die grosse Zahl der Unbestraften mussten die Wenigen, welche das Schwerdt der Rache eben

traf, herbe büssen, und unter dem Schwarme der Missvergnügten, die in hasserweckenden Beschwerden ihrem Unmuthe Luft machten, hatten Einige wohl Recht. Albuquerque's Feinde ersahen sich diese schwache Seite, und wo ihm das Wohlwollen mit milderndem Rathe zur Hülfe gekommen wäre, eilte die Verleumdung, ihm die Grube des Verderbens zu höhlen.

Unter den Rachegeistern, welche, mit verdeckter Bossheit gegen den grossen Mann sich erhebend, die finsternen Grauengestalten unsres Gemäldes bilden, war keiner seinem teuflischen Amte vollkommener gewachsen, als Gaspar Pereira, der die Stelle eines Geheimschreibers von Indien bekleidete. Durch schmutzige Leidenschaften entadelt und immer bereit, die Bessern mit denselben Flecken zu beschmutzen, unerschöpflich an Ränken und ein Meister in der Verstellungskunst, hatte er schon dem Almeida sich furchtbar gemacht, und durch Schleichtücken jeder Art ihm seine Würde verbittert. Albuquerque aber prangte in zu glänzender Höhe über ihm, blickte auf seine Verworfenheit zu stolz herab, als dass der gekränkte Schreiber sich den grossen Mann nicht zum Opfer ansehen, und den Untergang desselben nicht planvoll beschlossen hätte. Schon da Goa in die Hand der Portugisen gekommen, war er nach Europa zurück gekehrt, liess aber seine wirksamen Freunde zurück; das Haupt der Schlange hatte sich entfernt, der übrige Leib wühlte in vielfachen Windungen unter der Erde. In Lissabon prunkte Pereira mit absichtsloser Tugend; es gab keinen wärmeren Freund des Vaterlandes als ihn, keinen Unterthan, der redlicher den Ruhm und den Vortheil des Königs wünschte. Emanuel der Grosse liess von einem kleinen Ränke-

spinner sich täuschen; er glaubte am Ende, dass der Besitz von Goa den Untergang des portugisischen Reiches in Asien herbei führen würde, und sandte den Schreiber nach Indien mit dem Befehle zurück, die gewonnene Stadt ihrem Herrn, dem Hidal-Khan, zu überlassen. Aber damals hatte Rostomokan eben den siegreichen Angreifern weichen müssen, die Freude des neuen Ruhmes schwellte jede Brust, Albuquerque nahm auf den mitgebrachten Befehl keine Rücksicht, und als er ihn dem versammelten Kriegesrathe vortrug, erklärten sich alle Anwesenden mit ungestümem Eifer für die Erhaltung Goa's. Gaspar Pereira knirschte vor Wuth; es war ihm nicht gelungen, die Früchte zu zerstören, welche der grosse Mann durch seine Anstrengungen gewonnen, und nichts blieb ihm übrig, als durch Briefe, die er nach Portugal sandte, sich zu rächen, jedes kleine Gebrechen des Hauptstatthalters als ein gefährliches Laster darzustellen.

Dass ein Fürst von so hellem Blicke, als König Emanuel, sich nicht bald überzeugt haben sollte, wie einflussreich der Besitz von Goa für seine Macht in Asien werden müsse, ist nicht wahrscheinlich; dennoch hatten die traurigen Keime der Verleumdung in seinem Herzen Wurzel gefasst, er gedachte mit unruhigen Besorgnissen seines Hauptstatthalters, und beleidigte, wiewohl noch heimlich, durch seinen Argwohn einen Feldherrn, dessen er sich mit Stolz gegen die übrigen Könige Europa's rühmen durfte. Als daher Albuquerque's Feinde mit dem Plane umgingen, die portugisische Hauptmacht nach dem rothen Meere hinzuleiten, und dadurch seine Gewalt in Hindostan zu schwächen, liess der König den Briefen, welche einen Zug gegen Aegypt-

ten als die weiseste Unternehmung darstellten, bereitwillig sein Ohr, und that dem Hauptstatthalter seinen Willen zu wissen. Der gebotene Feldzug geschah, sein ruhmloser Erfolg fand verschiedene Auslegungen; Albuquerque's Freunde behaupteten, es sey eine Thorheit gewesen, von einem solchen Beginnen sich glänzende Früchte zu versprechen; die Partheilosen waren der Meinung, das Kriegeshaupt habe nicht in allen Punkten so gehandelt, als es die entschlossene Klugheit, die man sonst an ihm zu sehen gewohnt war, erwarten liess; die Rotte des Pereira hingegen erhob ein geschäftiges Geschrei, sprach von gewissenloser Vernachlässigung der günstigsten Gelegenheiten, und wollte sich durchaus nicht erinnern, dass der Mann, welcher dieses Mal den lächelnden Gruss der Kriegesgöttin nicht gefunden, Goa und Malakka erobert hatte. Zugleich bemühte sie sich, die befreundeten Könige von Kochin und Kananor, die bewunderungsvollen Verehrer des Helden, zu feindseligem Widerwillen zu stimmen; sie zeigte ihnen, wie durch Albuquerque's Frieden mit dem Samorin ihr Handel offenbar in Verfall gerathen; wie die Eroberung von Malakka den Zwischenverkehr an der malabarischen Küste zerstört; wie sie einen Mann zu fürchten hätten, welcher, so lange er seinen hohen Entwürfen nachjage, sie als Gehülften mit Freundlichkeit handle, wenn seine Zwecke aber erreicht wären, mit einem ganz andren Angesichte ihnen die Sklavenfessel anlegen würde.

Die indischen Fürsten begriffen sehr wohl, dass der Friede mit Kalekut und die Eroberung Malakka's allerdings auf ihren Handel einen nachtheiligen Einfluss äusserten; was aber die Denkungsart des Hauptstatthalters betraf, liessen sie in ihrer gefassten Meinung sich

nicht zum Schwanken bringen; sie befleckten ihre Treue durch keinen tadelnswerthen Schritt, beschämten selbst die Verleumder durch eine offenerzige Widerlegung ihrer Lügen, und gaben hin und wieder dem angeschwärzten Freunde Winke. Gaspar Pereira aber blieb bei den angesponnenen Umtrieben nicht stehen; er bemerkte mit eifersüchtigem Grimme, dass der Mann seines Hasses, obschon er von Aden ruhmlos fortgeschifft und im rothen Meere keinem einzigen Feinde furchtbar geworden, dessenungeachtet in den Augen der Asiaten nicht verloren hatte, und noch immer für das preiswürdigste aller portugisischen Kriegeshäupter galt; er sah, die Gesandten der Könige mit hoher Achtung kommen, mit höherer hinweg gehen; er fand zu eigenem Erstaunen, dass alle Künste der Verleumdung nicht wirkten, dass alle ausgestreuten Unwahrheiten, gleich todten Keimen, durchaus nicht aufspriessen wollten. Was Anschwärzungen nicht vermochten, sollte ein unerwartetes Gerücht erzielen. Er verbreitete die Nachricht, dass in wenigen Monden ein neuer Statthalter erscheinen, und die Regierung der indischen Kolonien aus einem ganz andern Gesichtspunkte vor sich gehen würde. Eine solche Rede sollte nicht bloss dem verhassten Manne eine empfindliche Kränkung verursachen, man hoffte auch von ihr, sie werde die Lauerer unter seinen Freunden gänzlich von seiner Seite entfernen, seinen Gegnern aber den Muth zu offenen Schritten einflössen. Albuquerque vernahm das Gerücht, und schenkte ihm keine Aufmerksamkeit; er kannte den Kopf, in welchem das Märchen entsprungen, und traf keine Maassregeln, um sich desselben zu versichern. Seiner Grösse sich bewusst, scheint er den Geheimschreiber

für einen lasterhaften Menschen, aber nicht für einen gefährlichen Verfolger gehalten zu haben; fehlte er hierin, so war's ein Versehen, welches mancher grosse Mann schon bereut hat.

Nach einiger Zeit aber erschien von der Hand des Anton Real, eines Menschen, welcher dem Unterrichte des Pereira Ehre machte, ein Schreiben an König Emanuel, worin über den Hauptstatthalter die frechsten Beschwerden geführt wurden; seine Härte war mit den widrigsten Uebertreibungen geschildert, sein Stolz als unerträglich dargestellt, die Abentheuerlichkeit seiner Pläne mit listigen Scheingründen behauptet, und selbst Habsucht ihm vorgeworfen, ein Laster, welches seine öffentlichen Feinde, die Mahomedaner sogar, nicht an ihm zu tadeln wagten. Mit besonderem Nachdruck aber hob man seine Herrschbegier hervor, und suchte einem Könige, dessen Eifersucht man in dieser Hinsicht kannte, Besorgnisse vor dem hohen Fluge seines Feldherrn zu erregen. Die Schrift wanderte heimlich von Haus zu Haus, und wer sich jemals nur gegen Albuquerque unwillig geäußert hatte, hörte sich eingeladen, seinen Namen darunter zu setzen. Doch eine Abschrift derselben gelangte in die Hand des verfolgten Mannes. Er sah den Abgrund der Gefahr vor seinen Augen geöffnet; mit dem gewohnten Nachdruck trat er dem verderblichen Ungethüm entgegen. Ehe die Verräther es ahnten, stellten sich in ihren Wohnungen treue Krieger ein, hielten ihnen das Schwerdt vor den Augen, und geboten ihnen, sie hinauf nach der Citadelle zu begleiten. Erschrocken gehorchten sie Alle, der Eine vom Bewusstseyn seiner bösen Absichten plötzlich zu Boden geschmettert, der Andre den Leichtsinn bereuend, mit

welchem er sich von den Schlingen der Verführung hatte überraschen lassen. Die Verhöre gaben ziemlich übereinstimmende Aufschlüsse; die Zahl der Verbrecher indessen war gegen die Menge der Verführten nur unbedeutend. Einige gestanden mit reuiger Wehmuth ihr Vergehen, und erhielten ihre Freiheit bald zurück; Andre verstockten sich gegen jede Ermahnung, und wollten von keinem Widerruf ihrer Anklagen wissen. Während dessen wurde der Brief in öffentlichem Kriegesrathe vorgelesen, und erregte hier den entschiedensten Unwillen. Gaspar Pereira ward gerufen, und erschien mit kekker Stirn in einer Versammlung, in welcher er viele Gleichdenkende zu zählen sich schmeichelte. Seine Zuversicht betrog ihn. Er konnte den strengen Fragen nicht entgehen, verwirrte sich in seinen Antworten, und stand bald, aller Ausflüchte beraubt, als „der Stifter der Empörung“ da. Jetzt drangen die Hauptleute selbst auf ein Urtheil gegen den Frevler. Der Kriegesrath verlangte, dass er an Händen und Füßen mit Fesseln geschlossen, nach Lissabon geschickt würde. Alfons Albuquerque aber, den Einfluss des listigen Mannes am Hofe fürchtend, behielt ihn zu Goa in Verwahrung zurück, und begnügte sich, nach Lissabon eine Rechtfertigung seines Verfahrens zu senden, unter welche die Mitglieder des Kriegesrathes sämmtlich ihre Namen gesetzt hatten — nicht weise; wer sich rechtfertigt, gesteht zum Tadel Veranlassung gegeben zu haben.

Nachdem Alfons Albuquerque auf solche Weise sich aus den Schlingen der Ränkesucht einstweilen gerettet, schien der Himmel seines Lebens ein ganz anderes Licht, eine ganz andere Farbe zu erhalten; die unheildrohenden Wetterwolken verschwanden, und fröh-

liche vielversprechende Sternbilder zogen herauf. Wir haben den Helden unserer Darstellung vom Gipfel seiner Herrlichkeit ein wenig sinken gesehen; wir werden ihn, ehe die letzte Stunde ihn überrascht, noch einmal in glänzendem Aufschwunge erblicken, als sollte es auf dem Schauplatze seiner Thaten nach seinem Dahinscheiden desto finsterer nachten.

Es ist berichtet worden, wie der Beherrscher von Kalekut nach der Eroberung Goa's unaufgefordert dem Don Garcia de Norogna, welcher als Admiral von Indien in den malabarischen Gewässern kreuzte, zu einem Bündnisse mit den Portugisen die Hände gereicht, und den Bau einer Citadelle bewilligt. Das Werk hatte kaum begonnen, als der Fürst die Augen schloss, seine Staaten einem jüngeren Nachfolger hinterlassend. Albuquerque säumte nicht, ihn an die Anträge seines Vorfahren zu erinnern, und zur Erneuerung des beschworenen Verhältnisses aufzufordern. Der junge Fürst begriff nicht nur sehr wohl, wie Kalekut einzig und allein durch die Freundschaft mit den Portugisen zur vorigen Blüthe seines Handels gelangen könne, er begleitete auch die Heldenzüge des Hauptstatthalters mit bewundernden Blicken, erkannte den ausserordentlichen Sterblichen in ihm, von welchem die Geschichte berichtet, und fand sich geehrt, der Bundesgenosse eines solchen Mannes zu heissen. Zu gleicher Zeit jedoch belagerten ihn die maurischen Höflinge, und versuchten alle Künste, um ihre Beredsamkeit und ihr Ansehen geltend zu machen. Auch an indischen Missvergnügten, die ohne auffallenden Aerger kein portugisisches Fahrzeug erblicken konnten, fehlte es nicht. So musste denn der neue Fürst stündlich hören, dass nach dem Vertrage des geschiedenen Samorin

mit den Ungläubigen bedenkliche Stimmen im Volke laut geworden; dass die angesehensten Priester zu den Göttern um Rache gefleht, und traurige Zeichen den Fürsten selbst mit bangen Ahnungen erfüllt hätten; dass er zum Theil durch nagende Reue so schnell in's Grab gesunken, bei längerem Leben aber ohne Zweifel der unseligen Verbindung entsagt hätte; dass dem Alfons Albuquerque das Glück bereits gezeigt habe, wie es sich keinesweges an sein Admiralschiff fesseln lasse, und ihm aus der Zukunft nicht eben mit Siegen entgegen lächle, dass er aber, wenn Niemand selbst ihn überwinden könnte, doch nicht unsterblich sey, noch seine Würde viele Jahre hindurch bekleiden werde; ein schwächerer Hauptstatthalter könnte die portugisischen Angelegenheiten in Indien leiten, und sie ihrem Untergange zuführen; wie traurig würde es alsdann den Königen von Kochin und Kananor ergehen, die keine Kanone mehr loszuschiessen vermöchten, ohne sie mit einer europäischen Kugel geladen zu haben! Wenn das Kreuz so schnellen Eroberungen vorgeluchtet, so sey das der Ueberraschung, dem Zwiespalte der indischen Staaten selbst, nicht aber einem höheren Vermögen oder einer unwiderstehlichen Begeisterung der Eroberer zuzuschreiben; bald würde Mahomed die Seinigen mit neuer Glaubensstärke beseelen, in den indischen Tempeln werde Brama's Stimme wieder vernommen werden, und wehe denen, die dann schuldbeladen, den Pfeilen des Verderbens preisgegeben, sich ohnmächtig krümmen müssten! Schon rüste sich der Sultan von Kairo zu einem zweiten, an Hülfsmitteln weit reicher ausgestatteten Feldzuge; Ismael Sofi, der Shah von Persien, sey ein zu weiser Monarch, um durch die glänzenden Un-

ternehmungen des Albuquerque geblendet, sein wahres Heil länger zu verkennen, und seine Küsten den Angriffen dieser frechen Europäer ausgesetzt zu lassen; ehe man es ahne, werde eine Verbindung asiatischer Fürsten sich erheben, eine Niederlage, wie sie Don Lorenzo d'Almeida erlebt, zum zweiten Male erfolgen, aber grössere Wirkungen hervorbringen, und die indischen Gewässer von den Fahrzeugen der Räuber reinigen.

Mit solchen Gesprächen bestürmte man den jungen Samorin. Er konnte sie nicht alle als verwerflich zurück weisen, und unter dem Volke gab es Viele, die ziemlich solcher Meinung waren. Er schwankte. Nicht in seiner Bewunderung des Albuquerque erschütterten ihn diese Vorstellungen; sie öffneten ihm indessen die Augen über die Gefahr, die er von den Missvergnügten unter seinen eigenen Unterthanen zu fürchten hatte. Dennoch konnte er sich nicht entschliessen, seinem früheren Vorsatze zu entsagen; ein Brief vom Hauptstatthalter, worin dieser mit väterlichen Ermahnungen ihm zum Herzen sprach, verjagte endlich alle seine Zweifel. Der Bau der Citadelle, welche die Mauren bereits abzutragen angefangen hatten, wurde wieder freigegeben, und indische Arbeiter dazu angewiesen; der Samorin erklärte sich dem Könige von Portugal zinspflichtig, und trat ihm in Erwartung eines rasch aufblühenden Verkehrs die Hälfte seiner Handelseinkünfte ab. Auf halbem Wege hier still zu stehen, empfand er, bessere seine Lage nicht; er fertigte daher einen Gesandten mit reichen Geschenken nach Lissabon ab, und hob eben dadurch alle Gemeinschaft mit dem ägyptischen Sultan auf. Mit schmerzlicher Kränkung sahen sich die Mauren
in

in ihren Hoffnungen betrogen; der Fürst war bereits mit Leib und Seele den Portugisen ergeben, oder, wie sie sich ausdrückten, vom Zauberer Albuquerque mit höllischen Banden gefesselt. Es blieb ihnen daher kein anderer Listweg, als auf die Gemüther des Volkes wirkend, durch die Erschütterung des Thrones in seinen Stützen die Richtung des Beherrschers gewaltsam anders zu lenken. So verbreitete man die Nachricht, dass auf dem rothen Meere bereits eine Flotte segelfertig stehe, wie sie das Menschengeschlecht noch niemals auf den Wellen erblickt habe; der persische Shah sey von heftiger Reue ergriffen worden, dass er dem Uebermuthe der Ungläubigen keinen Damm entgegen gesetzt, er habe Boten der Freundschaft nach Kairo gesandt, und ziehe aus allen seinen Staaten ein zahlloses Heer zusammen; zu Meere und zu Lande bereite sich das Verderben der Portugisen; zugleich aber drohe der Untergang auch den Freunden dieser Frevler, und ihre Länder sollten diejenigen Fürsten erhalten, welche treu und unerschütterlich auf asiatischer Seite geblieben. Gerüchte dieser Art verfehlten ihre Wirkung nicht; die Versicherungen der indischen Priester liehen ihnen doppelte Kraft. Man ward unruhig, und konnte seine Besorgnisse nicht verschweigen; man erblickte die ägyptischen Schiffe bereits, mit kampflustigen Mameluken bevölkert, dem Ufer zusteuern; man hörte den Waffenlärm der persischen Streiter, sah die Portugisen bleich und besinnungslos nach Europa zurück eilen, und Kalekut dem Könige von Kambaya, als einen Lohn seiner Treue, geschenkt. Die Besorgnisse stiegen, der junge Fürst fand seinen Pallast von einer bittenden Menge umlagert. Er ahnte die Quelle, und verschaffte sich bald Sicherheit. Entschlossen, dem

empörungssüchtigen Misswillen keine Zeit zu gönnen, und durch raschen Nachdruck seines grossen Freundes sich würdig zu zeigen, liess er augenblicklich zwei Verordnungen ergehen, von welchen die eine die Bewohner der Stadt zur Ruhe aufforderte, die andre aber die Mauren betraf. Jene that dar, in welchen Köpfen die schreckenden Nachrichten entsprungen; sie entwickelte die Ursachen, wesshalb die indischen Handelsleute so hassvoll gegen die Portugisen eingenommen wären, und erklärte Jeden für einen Verräther des Vaterlandes, der solchen trügerischen Einflüsterungen länger noch sein Ohr leihen würde. Diese befahl einem jeden Mauren, in dreien Tagen die Stadt zu verlassen, und versprach dem Kecken, der nach dieser Frist noch in Kalekut sich erhaschen liesse, unausbleiblichen Tod. Da sahen die Mahomedaner sich in ihre eigene Grube gestürzt; sie entflohen, und Manchem wollte sein indisches Weib nicht folgen. Die erschrockenen Bürger schwiegen, die Priester änderten ihre Sprache; der junge Samorin hatte keine Empörung mehr zu fürchten, und Kalekut glitt von nun an nicht wieder aus seinem freundschaftlichen Verhältnisse mit den Portugisen.

Aber auch von andern Seiten her ergaben sich die glücklichsten Erfolge. Während die Könige von Kochin und Kananor mit dem Beherrscher von Kalekut sich versöhnten, liess auch der mächtige Monarch von Narsing dem Hauptstatthalter seinen Friedensgruss entbieten, und schloss sich mit achtungsvoller Ergebenheit ihm an; der Hidal-Khan selbst vergass den Verlust seiner Hauptstadt, und gab alle Feindseligkeiten gegen die Portugisen auf; ja der Fürst von Kambaya sandte seine Boten, und huldigte dem grossen Albuquerque. Er that den

Vorschlag, es sollte zu Diu, woselbst sein Vasall, Melek Ass, den Oberbefehl führte, eine portugisische Citadelle erbaut werden; dagegen begehrte er die Erlaubniss, eine kleine, seinen Handel sichernde Feste zn Malakka anlegen zu dürfen. Albuquerque lieh dem Antrage sein Ohr, und fand ihn nach näherer Erwägung sehr vortheilhaft; der schlaue Melek Ass aber, welcher die fremde Citadelle als den Untergang seines Ansehens betrachtete, bot bei seinem Lehensherrn alle Beredsamkeit auf, und brachte ihn bald wirklich dahin, dass er seine Vorschläge zurück nahm. Diu erhielt keine Citadelle; doch erlitt das freundschaftliche Verhältniss zwischen Albuquerque und dem Könige keinen Bruch; Melek Ass aber versäumte keine Gelegenheit, den Groll, den jener wahrscheinlich gegen ihn hegte, durch die aufmerksamsten Ehrenbezeugungen zu tilgen.

Eine so glückliche Fügung der indischen Angelegenheiten erfüllte unsren Helden mit fröhlichem Muthe. Er vergass über die neuen indischen Freunde die Ränke der alten portugisischen Gegner; Gaspar Pereira sass im Kerker, empfand aber keinesweges die ganze Strenge des Looses, welches er verdient hatte. Nicht lange darauf langte auch Perez d'Andrade aus Malakka an, und meldete, wie gedeihlich es dort um die Macht und den Handel der Portugisen stand. So lächelte das Glück von allen Seiten; durch neue Grossthaten wollte sich Alfons Albuquerque seiner würdig zeigen.

Der Feldzug unsres Helden nach dem rothen Meere hatte freilich mit den Früchten nicht gelohnt, welche Oberhaupt und Untergebene sich von ihm versprochen; die indischen Bundesgenossen sahen die Flotte mit Befremden zurück kehren, und konnten nicht begreifen,

wie Albuquerque, der glückliche Sohn der Klugheit, dem verfehlten Ziele ohne Siegeskränze den Rücken wandte; in Lissabon mochten die Bürger der Nachricht kaum Glauben schenken, und nannten sie eine Erfindung seiner ränkeschmiedenden Widersacher; König Emanuel selbst traute seinen Augen mit Mühe, und war sehr geneigt, alle Ursachen des Misslingens auf die Rechnung feindseliger Elemente zu setzen, denen der Sterbliche, auch der weiseste und entschlossenste, weichen muss. Hatte sich Albuquerque vorher durch Siege verherrlicht gesehen, denen jeder augenblicklichen Glauben schenkte, so erhöhte gewissermassen seinen Glanz jetzt ein Unglück, dessen erste Kunde bei Niemandem Eingang finden wollte. — So unbedeutend indessen für die Portugisen selbst die Erfolge dieses Feldzuges sich zeigten, so war's doch ein ausserordentlicher Eindruck, den er auf die Fürsten und Völker des Morgenlandes machte. An den Küsten des westlichen Asiens sprach Gross und Klein von Alfons Albuquerque, und gleich einem riesenhaften Heros stand er in der Vorstellung der Menge unvergleichlich da; Amir-Jam, der Befehlshaber von Aden, fühlte sich, wenn sein Name genannt ward, von unheimlichem Grauen durchrieselt, und war überzeugt, es müsse unter den Portugisen, nachdem Emanuel de la Cerda mit seiner Mannschaft das Küstenkastell erobert hatte, zu gefährlichem Zwiespalte gekommen seyn, weil sie sonst unfehlbar die Erstürmung der Stadt durchgesetzt hätten; in Ormus sah man jedem anlangenden Boten mit zagender Erwartung entgegen, und fürchtete, er würde den Aufbruch des portugisischen Heeres gegen den persischen Meerbusen melden. Am meisten aber fühlte man sich am Hofe des ägyptischen Sultans beun-

ruhigt. Die Fremden waren einmal durch die grauen-
volle Enge des Babelmandeb gesegelt, sie hatten sich in
ein Meer gewagt, auf welchem bisher nur maurische
Wimpel geflattert; was bei einem Versuche misslungen,
konnte bei dem nächsten, wenn Fluth und Jahreszeit
sich günstiger zeigten, erreicht werden. Daher ging
man ohne Zweifel zu Kairo mit der Zimmerung einer
zweiten zahlreicheren Flotte um; man entwarf den Plan,
nicht bloss den Eingang zum rothen Meere gegen jedes
ähnliche Beginnen zu befestigen, sondern den verhassten
Europäern endlich mit nachdrücklichem Ernste entgegen
ziehend, sie in offener Seeschlacht zu besiegen, und ihren
Namen an allen asiatischen Küsten zu vertilgen. Doch
Khan Hassan, der Sultan, konnte an die Bewerk-
stelligung solcher Entwürfe nur mit schwerem Herzen
denken; der Genius des Glückes sass nicht neben ihm
auf dem Throne, seine Zukunft verkündigte keine fröh-
lichen Tage. In seiner Hauptstadt selbst schlich heim-
lich brütend die Empörung; nach allen Seiten hin musste
er mit spähender Wachsamkeit blicken, und durfte nur
wenigen seiner Staatsdiener ein argwohnloses Vertrauen
schenken. Dazu kam, dass er jede Stunde eine feind-
selige Bewegung des persischen Monarchen fürchten
musste, und daher auf die Erhaltung einer kampffertigen
Landmacht zu fleissiger Aufmerksamkeit richtete, als dass
er den Bau einer Flotte mit dem hinlänglichen Eifer
betreiben konnte. Auch ging Aleppo, die wichtige
Handelsstadt, bald durch Verrath verloren; der Befehls-
haber, von Ismael Sofi's Unterhändlern gewonnen, über-
gab sie den persischen Heeresschaaren.

Nachdem daher die Einkünfte, welche die Karava-
nenstrasse von Bassora nach Aleppo gewährte, für den

Sultan von Aegypten verloren gegangen, vermuthete man in Lissabon um so eher, dass dieser Fürst jetzt alle seine Kräfte aufbieten würde, um das rothe Meer sich zu sichern, und Aden in unerstürmlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Diesem Schritte sollte Albuquerque durch einen zweiten, besser unterstützten Seezug zuvor kommen. Bald aber ergriff man am Hofe König Emanuels einen anderen Plan, und ein seltsamer Abentheurer war's, der diesen Wechsel der Ansichten bewirkte. Nachdem nämlich der Hauptstatthalter, wie erzählt worden, mit Seifadin, dem Könige von Ormus, eine persönliche Zusammenkunft gehabt, und dem jungen Fürsten vor seinen erhabenen Eigenschaften Achtung eingeflösst hatte, ward ein Gesandter nach Lissabon abgefertigt, welcher dem Könige Emanuel die dauernde Freundschaft seines Fürsten betheuern sollte. Der Abgefertigte war in Sicilien von christlichen Eltern geboren, als Knabe aber von maurischen Korsaren geraubt worden. In Lissabon angelangt, fühlte er sich von dem Leben und den Sitten der Europäer wundersam ergriffen; die Erinnerungen aus früher Kindheit gewannen frische Farbe, die Glaubenslehren, die er als Knabe erhalten, regten sich in seinem Gedächtnisse wieder; seltsame Empfindungen überschlichen ihn, und als bereute er sein bisheriges Daseyn, ergab er sich einer stillen Schwermuth. Aber schon hatte er die Hauptstadt Portugals liebgewonnen; mit ängstlichem Widerwillen dachte er an seine Rückkehr zu den Mahomedanern, und so verschob er seine Abreise von Tage zu Tage, von Monat zu Monat. Indem er überdiess in vielen Häusern eine gastliche Aufnahme fand, sah er sich durch mannichfache freundschaftliche Verhältnisse gefesselt, lernte

die Grundsätze des christlichen Glaubens näher kennen, und lebte bereits nach Art der Europäer. Da langte plötzlich die Nachricht von der Treulosigkeit des Koya-Atar an; man erfuhr, dass Ormus wieder verloren, und Albuquerque in schmerzlicher Kränkung nach Socotora zurück gesegelt. Weder der König noch das Volk liessen den Abgesandten den Frevel seines Herrn empfinden; er selbst aber schauderte vor der Heimkehr, und trat bald mit dem Geständnisse hervor, er wolle in Europa bleiben, und den Glauben seiner Väter wieder annehmen. Mit Freuden willfahrte man seinen Wünschen; bei seiner Taufe war König Emanuel zugegen, und gab ihm den Namen Nicolas Fereira. Der neue Christ fühlte sich glücklich, und gelobte dem Könige die treuesten Dienste.

Fereira war ein kluger Kopf, um so brauchbarer, da er die Verhältnisse im Morgenlande vortrefflich kannte. Auf seinen Rath liess man Aden aus den Augen, und fasste den Plan gegen Ormus auf. Wer sich in den Besitz dieser Stadt gesetzt habe, behauptete er, sey nicht bloss der Beherrschung des persischen Meeres gewiss, er habe zugleich auch Aden erobert, und gebiete über die Schifffahrt zum rothen Meere; die Mauren würden vor der persischen Küste nicht mehr mit Sicherheit vorüber segeln können, und dadurch sich genöthigt sehen, ihre Waaren auf dem beschwerlichen Landwege fortzuschaffen; die Eroberung von Ormus sey keinesweges schwierig, bei weitem keine so harte Aufgabe als die Besitznahme von Aden; wenn sie dem grossen Albuquerque nicht gelungen, so müsse man die Ursache nicht in den Mauern und Thürmen der Stadt, sondern in der unseligen Widerspenstigkeit seiner Hauptleute suchen. —

Nachdem seine Vorstellungen Eingang gefunden, erbot sich Fereira, nach Goa zu segeln, und den Hauptstatthalter von der Triftigkeit seiner Gründe zu überzeugen. Albuquerque war so eben über die Nachricht des Perez d'Andrade aus Malakka in der fröhlichsten Stimmung, als ihm die Ankunft des Nicolas Fereira gemeldet ward.

Es harrte bereits eine stattliche Flotte von sieben und zwanzig Segeln im Hafen; funfzehn hundert portugisische Streiter sahen ungeduldig dem Aufbruch entgegen, sieben hundert Malabaren freuten sich, unter den Fahnen des grossen Albuquerque zu dienen. Niemals war ein Heer zu einem Feldzuge bereitwilliger oder seinem Kriegeshaupte vertrauenvoller ergeben; die Erfolglosigkeit der vorigen Unternehmung hatte das Ansehen des Hauptstatthalters nicht geschwächt, dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit nicht geschadet. Bei solcher Stimmung erregte es einen allgemeinen Jubel, als die Hauptleute zum Kriegesrathe auf das Schiff des Vincent Albuquerque berufen wurden. Erwartungsvoll lauschte jedes Ohr auf das erste Wort des Feldherrn. „Unsere Schwerdter,“ sprach er, „sind zum Kampfe geschliffen; was uns an der Küste von Aden nicht gelungen, soll unsrer alten gewohnten Tapferkeit zu Ormus nicht entgehen.“ Die Meisten gaben ihm augenblicklich ihren Beifall zu erkennen; einige Wenige konnten die Schande von Aden nicht vergessen, und wünschten, die Mahomedaner dort ihre Rache empfinden zu lassen; Andre wiesen auf Diu, und warnten vor der treulosen Schlaueit des Melek Ass. Endlich aber bat Nicolas Fereira um Gehör, zeigte mit lebhaftem Eifer die Vortheile, welche die Eroberung von Ormus gewähren würde, und bewies, wie im Falle einer Zögerung der

kluge Ismael Sofi den Portugisen zuvor kommen würde. Seine Beredsamkeit siegte, und wie einst Timoja, der Feldherr des Königs von Onor, den Zug gegen Goa bewirkt hatte, bestimmte der neue Christ die Hauptleute zum Kampfe gegen Ormus.

In Ormus hatte sich seit jenem ersten Erscheinen der Portugisen die Lage der Dinge sehr verändert. Koya-Atar, der schlaue ränkevolle Staatsverwalter, war in hohen Jahren gestorben, und hinterliess den jungen Fürsten, seinen Zögling, in bedenklichen Verhältnissen. Der Handel hatte einen unheilbaren Stoss erlitten, vor der Rückkehr der Portugisen war man keine Stunde sicher, mit Persien stand man auf sehr zweideutigem Fusse. Seifadin, des Mannes beraubt, dessen geprüfter Klugheit er alle Pflichten der Regierung überlassen hatte, sah suchend unter den übrigen Dienern umher, schwankte lange in seiner Wahl, und hob endlich einen kräftigen Mann hervor, der seine Ehrsucht bisher in den Schleier einer anspruchlosen Bescheidenheit gehüllt hatte. Es war der Reis Noradin, ein Perser von Geburt, der von seinen bedeutenden Einkünften keinen andren Gebrauch gemacht, als am Hofe sich Gönner zu erwerben, und mehrere Jahre schon auf den Tod des Atar gewartet hatte. Nicht so schlau als dieser, besass er doch vortreffliche Einsichten, und führte die Zügel des Staates nicht ohne glücklichen Erfolg. Aber Seifadin fasste bald einen Widerwillen gegen ihn, und stand im Begriff, ihm öffentlich seine Gnade zu entziehen; denn ihm gebrach die Kunst des Atar, den Herrn unter der Maske eines Dieners zu spielen; er beleidigte den Fürsten nicht bloss, wenn kein Zeuge zugegen war, durch gebieterische Zuchtreden und durch

unverhohlenes Darlegen seines Uebergewichtes, er fuhr ihn selbst in der Versammlung des Staatsrathes an, und wollte ohne Umwege von Jedermann für das leitende Haupt des Ganzen betrachtet seyn. Daher die Abneigung des Königs, nach deren Kundwerdung bald auch die vorzüglichsten Beamten sich von Noradin zurück zogen. Nur wenige Schritte lag die Klippe entfernt, an welcher die Hoheit des ersten Ministers scheitern sollte. Noradin kam dem Verderben zuvor, um Mitternacht lag der Fürst vergiftet in seinem Gemache, am Morgen wurde Torun Shah, der Bruder des Enseelten, dem Volke als König verkündigt *). Die beiden Söhne des Seifadin mussten auf die Krone Verzicht leisten, froh, in einem bewachten Hause leben zu können, nachdem sie, dem gewöhnlichen Verfahren gemäss, nichts andres als den Tod erwartet hatten.

Schon Koya-Atar hatte die Citadelle, welche für die Portugisen erbaut worden, mit doppelten Bollwerken versehen lassen, und fortwährend eine zahlreiche Besatzung darin unterhalten. Das Eigenthum der Portugisen war nicht wieder heraus gegeben worden; da jedoch ohne Einwilligung derselben an keinen Handel mit Hindostan oder mit der Halbinsel Malakka sich mehr denken liess, hatte man sich entschliessen müssen, dem Könige von Portugal das Versprechen eines jährlichen Tributes zu leisten. Aber diese Schuldigkeit lastete auf Atar als eine unerträgliche Bürde; er fing an, von der festgesetzten Summe einen ziemlichen Theil zurück zu halten, und ging damit um, allmählig sich ganz und gar von der Zinspflichtigkeit loszusagen. Noradin verfolgte

*) Texeira Hist. Pers.

dieselbe Bahn, und als endlich die ergetzliche Nachricht angelangt, dass Albuquerque weder vor Aden noch im rothen Meere sich mit dem gewohnten Glücke behauptet, liess man nicht ein einziges Tributschiff mehr nach Goa absegeln. Indessen fand der Minister im ganzen Staate nicht den leisesten Widerspruch weiter; Torun Shah, weniger noch als sein Bruder für die Krone geboren, mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit dem Gängelbände seines Dieners folgend, und zu furchtsam, um gegen einen Mächtigen, der ihn auf den Thron gepflanzt, sich zu erheben, liess zu jedem Entwurfe seinen Namen, zeigte sich kaum öffentlich dem Volke, und schrumpfte gleichsam vor Noradins schwillender Grösse unbeachtet zusammen. Dessenungeachtet zählte dieser gar viele Feinde; seine persische Geburt war Manchem verdächtig, und verschiedene Bürger sprachen laut die Behauptung aus, er gehe damit um, dem Ismael Sofi das Reich in die Hände zu spielen. Noradin fühlte sich auf seinem Standpunkte nicht sicher; bei dem ersten Ereigniss von aussen her musste er den Angriff zusammen tretender Widersacher fürchten. Am wenigsten aber konnte er sich auf die Beamten, auf seine untergebenen Pflichtgenossen, verlassen; je näher sie an Würde ihm standen, desto ängstlicher hatte er ihre Treue im Verdacht. Um daher von diesem quälenden Argwohn sich endlich zu befreien, liess er aus Persien drei seiner Neffen kommen, und übergab ihnen die einflussreichsten Staatsämter. Was er dadurch in der Liebe der Unterthanen verlor, glaubte er durch die Ergebenheit der Verwandten gewonnen zu haben. Er täuschte sich, das eigene Verderben hatte er sich herbei gerufen.

Reis Hamed, der jüngste unter diesen Neffen, ein

lebhafter rascher Kopf, in welchem das Verlangen, eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, sich mit ungewöhnlichem Drange regte, hatte den Ruf seines Oheims mit Freuden vernommen, und mit diesem Rufe augenblicklich die Strasse der Ehrsucht sich eröffnet gesehen. Mit einem hohen Amte bekleidet, gewann er den Oheim durch schmeichelnde Unterwürfigkeit, zollte den Entwürfen desselben das Lob der Bewunderung, und pries seine Klugheit, seine Einsichten aller Orten. Noradin war entzückt, erfreute sich des Jünglings, und gab ihm vor den andern Beiden sichtbar den Vorzug. Hamed wusste um alle Geheimnisse, erhielt den Oberbefehl im Heere, und gelangte zu den fruchtbarsten Einkünften. Der Jüngling aber, der die Weisheit seines Oheims auf offner Strasse mit feiernder Begeisterung schilderte, vertraute seinen Freunden die Schwächen desselben, seinen unerträglichen Eigendünkel, seine beispiellose Selbstsucht. Versprechungen gewannen sie, bald waren auch die Hauptleute in Hameds besonderem Solde. Zugleich wusste er das Volk durch leutselige Herablassung zu blenden, und wer einen lebenswürdigen Jüngling bezeichnen wollte, verglich ihn mit Noradins jüngstem Neffen. Aber bald erfuhr der Oheim die Ränke des Jünglings; er erschrak, und eilte, ihm den Oberbefehl über das Heer zu nehmen. Darauf hatte Hamed gewartet. Die Bürger murrten, die Hauptleute widersetzten sich, die Soldaten legten die Hand an den Säbel. Von diesem Tage an behauptete der Neffe das Uebergewicht; sein Wille galt, von ihm erwartete jeder Beamte die nöthigen Befehle, unter seiner Leitung handelte der Oheim. Torun Shah liess die Veränderung sich gefallen; von keinem Neide gestachelt, dass ein Jüngling

seines Alters so schnell sich die Pforten des Ruhmes geöffnet hatte, folgte er der allgemeinen Stimme, und huldigte gleichfalls dem Emporkömmling.

Es konnte jedoch nicht fehlen, dass der gekränkte Noradin Versuche machte, das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen. Aber seine Hülfsmittel versagten, und bald sah er sich gleich einem ohnmächtigen Gefangenen beobachtet. Jetzt hatte Reis Hamed das Spiel gewonnen; er legte die Maske ab, zeigte den allmächtigen Gebieter, und regierte mit herrschsüchtiger Willkühr. Um indessen die missvergnügten Unterthanen desto kräftiger im Zügel halten zu können, und zugleich, im Falle die Portugisen ihn mit einem Angriffe bedrohten, sich eines gefürchteten Schutzherrn zu versichern, heuchelte er die ergebenste Anhänglichkeit an den Monarchen von Persien, versprach ihm jährliche Geschenke, und bewegte den Torun Shah zur Annahme des rothen Turbans, welchen Ismael Sofi, als das unterscheidende Zeichen der Alisekte, allen Fürsten von Indien und Arabien zusandte. Zugleich liess er seine sämmtlichen Verwandten, gegen sieben hundert Personen, aus Persien nach Ormus kommen; persische Kriegesschaaren standen an den nördlichen Grenzen des Staates, und erhielten von ihm ihren Sold. Dennoch wagte er es nicht, den Hof von Lissabon durch eine Verweigerung des jährlichen Tributes länger zu erzürnen; er zog es vor, die Zinsschiffe, wie sonst, nach Goa abgehen zu lassen, und dem Hauptstatthalter das freundschaftlichste Wohlwollen zu versichern. Als dieser jedoch durch Pedro Albuquerque, seinen Verwandten, um die Besitznahme der Citadelle angehalten hatte, gestand Hamed, er würde mit freudiger Bereitwilligkeit die Wünsche des ruhm-

vollen Helden befriedigen, die Bürger von Ormus seyen jedoch von so bitterem Hasse gegen die Portugisen erfüllt, dass ein wüthender Mord unfehlbar die Folge eines solchen Schrittes seyn würde.

So war die Lage der Dinge in Ormus, als Alfons Albuquerque im Angesichte der Stadt die Anker auswerfen liess. Der Donner der portugisischen Kanonen weckte die Einwohner am frühen Morgen aus dem Schlaf; Reis Hamed erblasste, er fühlte sich für den Augenblick zu wehrlos, um gegen eine solche Macht seine Streiter aufzustellen, und sah sich gezwungen, den Nacken zu Unterhandlungen zu beugen, die auf jeden Fall seiner Macht den Untergang drohen mussten. Der Hauptstatthalter führte eine entschlossene Sprache, und wollte von keiner Zögerung wissen; „vollständige Bewilligung,” lautete seine Botschaft, „oder augenblicklicher Sturm!” Ausflüchte wurden nicht gehört, andere Wege gab es nicht. Die Portugisen erhielten die Citadelle geräumt, und nahmen das Geschütz des Feindes daselbst in Empfang; es wurden ihnen Häuser in der Stadt zur Wohnung angewiesen, und ohne dass eine Kugel durch die Lüfte gezischt, wehte das Banner von Portugal auf dem Königspallaste zu Ormus.

Zehntes Kapitel.

Einen Wechsel der Dinge, welchen der Glückliche beständig zu fürchten hat, begrüsst der Sohn des Elends mit hoffnungsvoller Freude. Noradin hatte kaum den Wiederhall des portugisischen Geschützes vernommen, als er den beschränkten Raum seines Gemaches gleich-

sam sich erweitern fühlte, und in Albuquerque das rettende Gestirn erkannte, das plötzlich an seinem trostlosen Himmel empor gestiegen. Aber auch dem Monarchen, dem Torun Shah selbst, war um dieser Ursache willen die Erscheinung des Feindes willkommen; so zauberisch ihn auch anfangs die bestechende Liebenswürdigkeit des Hamed geblendet hatte, so empfand er doch bald, dass die Herrschsucht des Jünglings alle Schranken überflog, und sehnte sich zurück unter die Vormundschaft des Oheims. Dass Beide den angelangten Portugisen mit solchen Augen betrachteten, konnte Reis Hamed sich vorher sagen; daher bat er unsern Helden, seine Krieger von allem Umgange mit den Bürgern zurück zu halten, indem sonst leicht kleine Zwistigkeiten zu blutigen Kämpfen sich vergrössern könnten; in der Stadt hingegen machte er einen Befehl bekannt, dass kein Einwohner von Ormus, er sey wess Standes er wolle, sich unterfangen sollte, mit Alfons Albuquerque oder sonst einem portugisischen Schaarführer, wenn es nicht etwa in Gegenwart eines seiner beiden Brüder geschähe, in eine Unterredung sich einzulassen. Je tyrannischer aber das Mittel, desto trüglicher bewährte es sich; Noradin erhielt dessenungeachtet Gelegenheit, dem Hauptstatthalter von seiner kummervollen Lage Nachricht zu geben, und ihn mit dem Verdrusse des Königs bekannt zu machen. Der Feldherr vernahm die Boten mit Befremden; doch überblickte er sehr bald die seltsamen Verhältnisse am Hofe, und begann, die Schritte des Hamed mit Misstrauen zu beobachten.

Die Portugisen sowohl als die Bürger von Ormus standen in dem Wahne, Noradins Neffe habe sich den Forderungen der Portugisen im Bewusstseyn seiner Mit-

tellosigkeit so schnell gefügt, erwarte aber ein zahlreiches Heer aus Persien, und werde, wenn dieses angelangt, das neue Joch abzuschütteln eilen. In der That verbreitete sich schon das Gerücht von dem Näherrücken einer solchen Kriegesmacht. Was indessen erschien, war nichts Anderes, als eine Gesandtschaft. Ueber die Ursache ihrer Erscheinung schwebte Jeder in Ungewissheit. Nur Albuquerque nicht; er kannte Ismael Sofi, und fürchtete seine Boten keinesweges. Wie vom Schlage gerührt, erfuhr Hamed, dass der mächtige Monarch dem Portugisen seine Unternehmung gegen Ormus nicht nur grossmüthig verzieh, sondern noch überdies ihm auf's Neue Versicherungen seiner Freundschaft und Achtung ausdrücken liess. Welche Anstrengung mochte es ihm kosten, den Ingrimm seines Herzens zu unterdrücken, als diese Gesandten mit feierlicher Pracht auf dem Admiralschiffe vor Albuquerque traten, und sich ehrfurchtsvoll im Namen ihres Herrn vor ihm verneigend, die Bewunderung aussprachen, mit welcher „der gewaltreichste König die Thaten des grössten Feldherrn“ betrachtete! Der Hauptstatthalter erhob die Weisheit ihres Monarchen, sprach aber in jeder andern Rücksicht wie ein König zu einem Könige. Als sie Ormus verliessen, liess er Ferdinand Gomez de Lemos sie begleiten; er gab ihm reiche Geschenke mit, und beauftragte ihn, ein Kriegesbündniss zu schliessen, welches, wenn es zu Stande gekommen, von erstaunlichen Folgen gewesen wäre. Er forderte den persischen Fürsten zu einem Kampf gegen die Türken und den Sultan von Kairo auf; er entwickelte die Vortheile, welche der Sieg ihm wie den Portugisen gewähren würde, und versprach ihm zu diesem Zwecke Kanonen und geschützkundige Leute.

Leute. Der Plan war wohlersonnen, er scheiterte an der Verschiedenheit des Glaubens; Jsmael Sofi hatte bisher den eifrigsten Verfechter des wahren Muhamedanismus gespielt, und mochte seine Waffen nicht zum Siege des Kreuzes schwingen *).

Reis Hamed, an Unterstützung von persischer Seite nicht mehr glaubend, überliess sich einer wuthathmenden Verzweiflung; er sann auf gewaltsame Mittel, und konnte keins entdecken; nichts Anderes schien ihm am Ende übrig zu bleiben, als diesem verhassten Albuquerque auf verstohlenem Wege an's Leben zu gehen. Aber alle Minen, die er zu diesem Ende höhle, zeigten sich unwirksam, oder sprangen vor der Zeit. Jener merkte die Absicht, und waffnete sich mit desto sorgfältigerer Vorsicht. Endlich verlangte er eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige. Hamed, eine solche Unterredung noch eifersüchtiger, als einst Koya-Atar, fürchtend, nahm zu allen denkbaren Ausflüchten, zur möglichsten Verzögerung seine Zuflucht, und brachte den Fürsten durch Drohungen dahin, dass er in einem öffentlichen Schreiben dem Albuquerque die Zusammenkunft verweigerte. Heimlich aber berichtete ein Bote, wie sehnlich er sie wünsche. Nun liess sich der Hauptstatthalter nicht länger hinhalten; wenn der König sich nicht einfinden würde, so versprach er, durch eine Schaar von fünfhundert Portugisen ihn holen zu lassen. Noradins Neffe zitterte, und musste sich ergeben. Doch verlangte er, dass vor dem königlichen Pallaste ein

*) Ismael wollte selbst für einen Propheten gelten, der göttlicher Eingebungen gewürdigt würde; auch hiess er bei seinen Unterthanen, vorzüglich bei seinen Soldaten, ein höheres Wesen (Herbelot Bibl. orient. art. Ismael Shah).

grosses prachtvolles Zelt aufgeschlagen würde, und unter diesem das Zwiegespräch statt fände. Albuquerque hatte gegründete Ursache zum Argwohn, und begehrte durchaus ein Zusammentreffen in der Citadelle. Nachdem auch hierüber ein mehrtägiger Streit laut geworden, und Hamed endlich dem Willen des Stärkeren hatte weichen müssen, besprach man die Bedingungen des Besuches, und setzte die Gebräuche der Höflichkeit fest. Bald hatte man sich so ziemlich vereinigt, und haderte bloss noch um die Forderung, dass von beiden Seiten keine Waffen mitgebracht werden dürften — unstreitig ein herbes Begehren des Hauptstatthalters, da die Unterredung in der portugisischen Citadelle vor sich gehen sollte. Auch trennte man sich, ohne über diesen Punkt vollständig sich in's Reine gebracht zu haben. Mit schwerem Herzen langte Hamed in seinem Pallaste an.

Endlich erschien der bestimmte Tag. Von einer unbedeutenden Kriegerzahl begleitet, begab sich Torun Shah nach der Citadelle, und hiess die aufgehende Sonne als seine Erlöserin willkommen. Ihm voran schritt Reis Hamed, wie zu einer Heeresschau glänzend gerüstet. Sobald er den Saal der Zusammenkunft betreten, eilten mehrere portugisische Hauptleute ihm entgegen, und fragten zornigen Tones, wie er es wagen könne, der Verabredung zuwider mit Waffen zu erscheinen. Erstaunt giebt Hamed den Vorwurf ihnen zurück, und deutet mit dem Finger auf ihre Schwerdter. Er soll seine Rüstung abwerfen, und weigert sich; die Hauptleute legen Hand an ihn, und wollen ihm ein Feuerrohr, das er in den Armen hält, gewaltsam entreissen; er sträubt sich, geräth in Wuth, und droht, den ersten, der ihm noch ferner zu nahe treten würde,

durch eine Kugel an den Boden zu strecken. Seine Drohung setzt die Portugisen in Empörung, ein allgemeines Geschrei erhebt sich um ihn her, und eh' es noch verhallt ist, liegt er selbst, von Schwerdtern durchbohrt, ein Leichnam, an der Erde. In dem nehmlichen Augenblick schreitet Torun Shah herein. Die tobenden Stimmen erschrecken ihn, er sieht den mächtigen Lenker seines Staates, dem er einst mit so hoffnungsvollen Vertrauen sich ergeben, von den Händen der Gäste ermordet, und tritt schauernd zurück. Er glaubt, in eine Todeshöhle gerathen zu seyn, er will entfliehen, und ist vor Entsetzen nicht im Stande, einen Fuss zu regen. Seine Begleiter verlassen ihn, und stürzen angstergriffen zur Pforte der Citadelle wieder hinaus. Albuquerque aber trat freundlich zu ihm hin, fasste seine Hand, und hiess ihn furchtlos an seine Seite sich niedersetzen. Er bethenerte ihm ein ungeheucheltes Wohlwollen; er erinnerte ihn, dass in diesem frechen Jünglinge ja kein Anderer, als sein Kerkermeister, das Leben eingebüsst habe, und flösste ihm bald wieder Muth in die zagende Seele.

Die Brüder des Hamed, mit dem ganzen Tross seiner Verwandten in der Nähe der Citadelle versammelt, sahen die erschrockenen Begleiter des Königs zur Pforte heraus stürzen, liefen auf sie zu, und fragten, was drinnen geschehen. Sie vernehmen den Mord, machen sich auf der Stelle zum Kampfe bereit, und eilen auf die Feste zu. Aber schon ist das Thor verschlossen; sie verzweifeln an ihren Kräften nicht, und suchen es zu erstürmen. Doch ihre Wuth erkaltet bald; die Kugeln der Portugisen sausen von den Mauern herab, schmettern eine bedeutende Anzahl zu Boden, und däm-

pfen ihre Rachsucht. Während sie die Flucht ergreifen, hat sich durch die ganze Stadt die Nachricht verbreitet, Torun Shah sey der Gemordete, blutend liege der König in der Citadelle. Das Volk läuft zusammen, die einzelnen Haufen finden sich auf den Plätzen, bald steht eine unzählige Menge vor der Citadelle zusammen geströmt da. Ein vielstimmiger Lärmen braust zum Himmel empor, entrüstet verlangen die Bürger den blutenden König zurück, sie fluchen den Mördern, und drohen, die Citadelle, die Schiffe, was nur portugisisches Eigenthum sey, in Brand zu stecken. Aber Torun Shah zeigt sich auf einer Altane über der Pforte, und plötzlich schweigt das stürmische Getümmel. Einer ruft es dem Andren freudig zu, dass der König wohlbehalten und am Leben, dass es Hamed sey, der seinen Tod gefunden. Die Nachricht vernimmt Jeder gleichgültig, das Gedränge löst sich, Alles wandert beruhigt seiner Wohnung zu.

Indessen waren die Anhänger des getödteten Hamed nach dem königlichen Pallaste geeilt, stiessen dort die Wachen nieder, und bemächtigten sich des ganzen Gebäudes. Es war von mehrfachen Palisaden umgeben, und galt, durch Gräben und Schanzen geschützt, für den festesten Wehrpunkt in der ganzen Stadt. Die Eindringenden verammten die Thore, schleppten in Eile noch so viele Lebensmittel herbei, als ihnen möglich war, und zeigten sich entschlossen, gegen die Einwohner sowohl als gegen die Portugisen bis auf den letzten Mann sich zu behaupten. Nachdem aber die Begeisterung des ersten Entschlusses verrauscht, und allmählig der Ueberlegung Raum gestattete, nachdem sie zu erwägen angefangen, mit welchem Elende sie

während einer langwierigen Belagerung zu kämpfen, welch ein Loos sie im Fall einer Erstürmung zu erwarten hätten, da überraschte die Meisten ein banges Grauen, und mit hoffnungsarmer Verzagtheit blickten sie von den Zinnen in die Gassen der Stadt hinab. Doch fanden sich Einige unter ihnen, die diese allgemeine Niedergeschlagenheit nicht theilend, sich bereit zeigten, einem Jedem, welcher ein Wort von Gefahr äussern würde, mit dem Schwerdte zum Schweigen zu bringen. So gährte nach wenigen Stunden schon eine heftige Zwietracht in dem Pallaste selbst, und von den Händen ihrer Verwandten niedergestossen, wurden Mehrere von den Mauern gestürzt. Als aber unten vor dem Hauptthore ein Abgefertigter erschien, der ihnen im Namen des Königs und des Albuquerque, das Gebäude augenblicklich zu verlassen, befahl, und wenn dem Gebote nicht Folge geleistet würde, mit dem entsetzlichen Schicksal eines unterirdischen Kerkers für die ganze Zeit des Lebens drohte, da waren die Kampfsüchtigen den Uebrigen nicht mehr gewachsen, und traten dem Versprechen bei, dass sie der Aufforderung sich fügen würden. So bald sie ihr Wort erfüllt, erschien eine Verordnung, dass ein Jeglicher, welcher zur Familie des Hamed gehöre, wenn er nicht wolle, dass wie auf ein wildes Thier allgemeine Jagd auf ihn gemacht werde, binnen dreien Tagen den Staat verlassen, und nimmer wieder seine Grenzen betreten sollte. Am vierten Tage gab es Keinen von dem verhassten Geschlechte mehr in Ormus.

Bald stand Noradin wieder an der Spitze der Reichsverwaltung; er zeigte sich gegen Albuquerque und die Seinigen als einen dankbaren Gönner. Torun

Shah, der jetzt gleich einem erlösten Gefangenen freien Athem wieder schöpfte, kam zwanglos mit dem Hauptstatthalter wöchentlich mehrere Mal zusammen; er eilte seinen Wünschen zuvor, und nahm gelehrig jeden Rath von ihm an. Indessen schien sich unser Held nicht im Entferntesten um die Regierung des Staates zu kümmern; in der Stille aber sann er auf Mittel, die Herrschaft seines Königs für ewige Zeiten in Ormus zu befestigen. Diesem Plane zu Gunsten erwirkte er zuerst einen Befehl, dass kein Unterthan des Torun Shah ausser seinem Hause sich mit Waffen sehen lasse; ein dauernder Friede, hiess es, sey hergestellt, Portugisen und Ormitaner umschlinge das gemeinsame Band der Bruderliebe; diese hätten für jene zu sorgen, jene würden diese mit ihrem Leben vertheidigen; schreite aber der Bürger auf offener Strasse nicht waffenlos einher, so könnten leicht durch unbedeutende Zwiste blutige Auftritte erfolgen, und das beglückende Verhältniss des Friedens zerstören. Dem Befehle ward ohne Murren Gehorsam geleistet, und Albuquerque hatte einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Einige Zeit darauf liess er die Nachricht verbreiten, dass eine Flotte des ägyptischen Sultans im Anzuge sey, und wahrscheinlich eine Unternehmung gegen Ormus versuchen würde. Die Kunde ging von Haus zu Haus, man vernahm sie mit unruhigem Schweigen. Albuquerque liess den Noradin zu sich bescheiden, zeigte ihm die Gefahr, in welcher er mit seinen Portugisen schwebe, sprach von den Streitkräften, die man zum Widerstande anbieten müsste, und forderte daher sämtliches Geschütz im Pallaste und in der Stadt. Noradin hatte den Muth nicht, seinem Retter ein Be-

gehen zu verweilern. Er bedachte sich wenige Augenblicke, und willigte ein. Nachdem er jedoch in seiner Wohnung angelangt war, und dort überlegte, wie er mit der Erfüllung dieses Verlangens den König, sich selbst und den Staat so ganz und gar in die Willkühr der Portugisen gäbe, bereute er seine unbesonnene Zustimmung, und sann auf Mittel, der verfänglichen Fallgrube auszuweichen. Es erschien kein Geschütz, und Albuquerque ahnte einen Wechsel der Gesinnung. Alsobald schickte er den Garcia de Norogna ab, und liess an das gegebene Wort mahnen. Der Minister machte Ausflüchte, sprach von Schwierigkeiten, und versicherte, die Bürger würden mit Speeren auf ihn losstürzen, wenn er das Versprechen erfüllte. Norogna aber liess sich durch keinen Vorwand irre machen; er werde nicht eher von der Stelle gehen, schwur er, als bis ihm das sämtliche Geschütz ausgeliefert worden. Noradin erschrak; es gab keinen Ausweg, man musste gehorchen.

Was diese beiden staatsklugen Schritte befördert hatten, vollendete ein Dritter. Es lebten in der Stadt verschiedene Fürsten aus dem Geschlechte der Könige von Ormus; man hatte sie, nach dem Gebrauch im Morgenlande, geblendet, damit der Herrscher von ihrer Ehrsucht nicht zu fürchten hätte, und keine Bürgerkriege den Staat zerreißen möchten *). Sie hatten Frauen und Kinder, und bildeten mit diesen eine beträchtliche Anzahl. Albuquerque eröffnete dem Torun Shah, er

*) Diese Sitte fand in Ormus wie in Persien statt. Man machte ein kleines kupfernes Geräthe glühend, welches mehrere Mal dicht vor den Augen gehalten, die Sehkraft zerstörte, ohne dass an den Augen eine auffallende Veränderung sich bemerken liess. (Chardin voy. en Perse).

habe gehört, dass es unter diesen Fürsten einige gäbe, die ihrer Blindheit ungeachtet nach Macht strebten, und bei dem Emporsteigen des Hamed eine thätige Rolle gespielt hätten; so lange er an der Spitze seiner Portugisen sich in Ormus befände, stehe von diesen Männern freilich nichts zu fürchten; er müsse aber bald nach einem andren Himmelstriche hin seine Thätigkeit wenden, und bei diesem Gedanken fürchte er für die Sicherheit des Torun Shah. Der König, kurzsichtig und leichtgläubig, unsrem Helden bereits mit unbedingtem Vertrauen ergeben, fragte, welch ein Gegenmittel man hierin zu ergreifen hätte; der Hauptstatthalter wollte kein besseres kennen, als sie in seiner Citadelle zu bewachen. Der König willigte ein, und Noradin hatte nichts dagegen; am nächsten Morgen wanderten funfzehn fürstliche Männer mit ihren Frauen und Kindern zur portugisischen Feste. Als aber Don Garcia de Norogna bald darauf nach Goa segelte, wurden sie sämmtlich, ohne dass ein Einwohner von Ormus etwas davon erfuhr, ihm mit auf das Schiff gegeben.

Doch die vorzüglichsten Pfänder der portugisischen Herrschaft fehlten noch, die beiden Söhne des vergifteten Seifadin. Sie hatten nach dem Tode ihres Vaters ein bewachtes Haus bewohnt, und wenn sie ihre Rechte vergassen, so ziemlich zufrieden seyn können; Hamed aber, welcher bei wachsender Macht auch immer eifersüchtiger geworden, und die Neigung des Volkes zu den beiden Knaben fürchtete, wollte sie eines ähnlichen Todes wie ihren Vater sterben lassen, begnügte sich jedoch damit, sie in einen entlegenen Kerker einzusperren, um welchen Niemand sonst, als er und seine Vertrauten, wusste. Nach seiner Ermordung

entdeckte der Gefängnisswärter das Geheimniss. Die Knaben hatten kein Gift mehr zu fürchten, blieben aber, wo sie waren. Albuquerque suchte das Mitleid des Königs zu wecken; seinen beiden Neffen so das Tageslicht zu versagen, erklärte er, sey eine Grausamkeit, welche weder Gebete noch Wohlthaten gegen Andre wieder gut zu machen vermöchten; er leugne freilich nicht, dass der Thron des Oheims auf treulosen Säulen ruhe, so lange diese beiden Erben der väterlichen Krone im Staate sich befänden; aber man brauche sie desswegen nicht lebendig begraben zu halten; es seyen menschlichere Mittel vorhanden, und wenn Torun Shah Vertrauen zu ihm hege, so solle er sie in seine Hände geben; er wolle sie weit hinweg, nach Kochin oder Kananor, schicken; dort könnten sie ein gemächliches Leben führen, dagegen an eine Rückkehr in ihr Vaterland sich nimmermehr wieder denken liesse. Dem Könige gefiel der Vorschlag augenblicklich, weniger dem Noradin; Albuquerque war schlaun genug, den Schein anzunehmen, als wenn die Auslieferung der beiden Knaben ihm etwas ganz Gleichgültiges wäre; er sprach nicht weiter davon, und überzeugte durch dieses Schweigen den Fürsten um so mehr von seinen uneigennützigem Absichten. Die jungen Königssöhne wurden ihm übergeben. Hatte man jene in der Citadelle zu bewahren versprochen, und sie heimlich nach Goa geschickt, so geschah mit diesen das Umgekehrte; es hiess, sie seyen nach Kochin befördert worden, doch verliessen sie die Citadelle nicht: Pedro d'Albuquerque, welchen unser Held als Statthalter von Ormus zurück zu lassen beschloss, bekam den Auftrag, die Knaben unter dem Schleier der grössten Verschwiegenheit ge-

fangen zu halten, und in ihnen zwei Schreckgespenster für Torun Shah und seinen Minister zu nähren *)

Nach wenigen Monden schon regte sich ein geschäftiges Handelsleben im Hafen von Ormus; die Unterthanen empfanden den Segen einer klugen Staatsverwaltung, die grossentheils nach Albuquerque's Vorschlägen gehandhabt ward, Torun Shah bewunderte ihn als den ausserordentlichsten aller Menschen auf Erden, nannte ihn seinen Vater, und überliess sich ganz seiner Leitung. Unser Held sorgte für eine strenge Mannszucht in seinem Heere, weder Malabaren noch Portugiesen durften sich eine gewaltsame Handlung gegen irgend einen Bürger erlauben; dagegen empfingen sie aber auch einen glänzenden Sold, und wurden mit Nahrungsmitteln reichlich versehen. Dennoch entwichen sieben Krieger aus seinen Diensten. Sie hatten von der Freigebigkeit des Jsmael Sofi gehört, und waren, in der Hauptstadt dieses Fürsten goldene Berge sich versprechend, überein gekommen, mit einem Fahrzeuge davon zu segeln, an irgend einen Punkt der persischen Küste zu landen, und dann ihren Weg nach dem Mittelpunkte des Reiches zu nehmen. Doch ihre Entweichung ward augenblicklich ruchbar; Albuquerque liess ihnen nachsetzen, Noradin musste Böte und Mannschaft dazu hergeben. Wenige Schritte von der persischen Küste wurden sie eingeholt; Widerstand war unmöglich, sie ergaben sich in ihr Schicksal, und langten, von ihren empörten Waffengenossen mit Flüchen begrüsst, in Ormus

*) Die Könige von Ormus standen seit der Erscheinung unsres Helden nicht unter der Vormundschaft der portugisischen Statthalter, und durften nicht einmal von der Insel sich entfernen. Im Jahre 1622 wurde Ormus vom persischen Shah Abbas erobert, welchen die Engländer unterstützten.

an. Das Kriegesgericht verurtheilte sie, mit dem Fahrzeuge, in welchem sie entflohen, lebendig verbrannt zu werden. Nur zweien, die bei dem Angriff auf Kalkut unter Don Ferdinand Coutinho, dem Marschall, mit Auszeichnung gefochten, wurde das Leben geschenkt, und ihr Verbrechen mit der Galeere bestraft. Die Strenge erwarb dem Hauptstatthalter bei den Mahomedanern grosse Achtung, und den Gesandten, die bald darauf ihn besuchten, wurde sie von den Bürgern mit vielem Rühmen erzählt.

Aber die Freude unsres Helden, sich in Ormus, in der Stadt, nach deren Besitze er so lange vergebens getrachtet hatte, mit den Gesandtschaften des ganzen asiatischen Südens beehrt zu sehen, währte nur wenige Wochen. Schon mehrmals hatte eine Schwere in den Gliedern, eine plötzlich überschleichende Mattigkeit ihn an die Stunde erinnert, welcher wir Alle entgegen wandern; die unheimlichen Erscheinungen waren jedoch jedesmal bald vorüber gegangen, und im Zuge der Geschäftigkeit leicht vergessen. Jetzt hingegen stellten sie häufiger sich ein, und hielten länger an; die Folgen eines thätigen, unter unzähligen Anstrengungen verbrachten Lebens schienen mit einem Mal sich zusammen einzufinden, die Schwäche stieg, der Mann konnte mit Mühe nur auf den Beinen sich erhalten, und musste endlich das Bette hüten. Er fühlte, dass die Stunde seiner Abrufung nicht mehr fern, gab seine letzten Befehle, theilte den Vertrauten seine Ansichten mit, und diktirte einem Schreiber seinen Willen. Nachdem er darauf mit frommer Ergebung die Wohlthaten der Kirche empfangen, fühlte er sich etwas besser, und wünschte die Insel zu verlassen, um in Goa, der Stadt, welche

er als seine liebste Stiftung betrachtete, den letzten Athemzug zu thun und bestattet zu werden. — Ueber Ormus verbreitete sich eine dumpfe Stille; die Bürger traten in einzelnen Haufen auf den Plätzen zusammen, und fragten einander ängstlich, wie es dem kranken Helden gehe; Torun Shah irrte mit niedergeschlagenen Blicken umher, und eilte stündlich nach dem Siechzimmer, um Erkundigungen einzuziehen; er fasste die Hauptleute bei der Hand, versicherte sie seiner kummervollen Theilnahme mit thränenden Augen, und wiederholte die Bethuerung, dass sein Staat keinen zweiten Portugisen, wie den erhabenen Albuquerque, jemals wiedersehen werde. Aber auch Noradin war betrübt; hegte er gleich einen unverilglichen Groll gegen den Sterbenden, so hatte er dennoch Ursache, die letzte Stunde dieses Mannes zu fürchten; mit seinem Nachfolger waren vielleicht herbere Auftritte zu bestehen, schwierigere Zwistigkeiten auszugleichen.

Endlich war das Schiff bereitet, welches den Kranken nach der hindostanischen Küste bringen sollte. Er ward heimlich in der Stille der Nacht an Bord getragen, und verliess die Insel. Am andern Morgen glaubte man zu Ormus ihn todt. Ihm aber gewährte sein körperliches Leiden nicht nur eine traurige Fahrt, sie ward ihm auch durch unerwartete Kränkung verbittert. Er befand sich wenige Stunden kaum auf dem Meere, so langten im Hafen von Ormus zwei maurische Schnellsegler an, die verschiedene Briefe für ihn brachten. Durch ein Schreiben aus Diu übersandte ihm Melek Ass die Nachricht, dass Lopo Soarez d'Albergaria mit zwölf Schiffen aus Portugal angekommen, und zu seinem Nachfolger in Indien bestimmt sey, dass Don Diego

Mendez de Vasconcellos den Oberbefehl zu Kochin erhalten habe, und die übrigen Würden fast alle seinen Gegnern übertragen worden. Melek Ass selbst versicherte, dass diese Kunde wie ein schwerer Schlag des Unglücks ihn getroffen, und er kaum das Herz gehabt habe, sie mit eigener Hand ihm mitzutheilen. Der zweite Brief war von Jsmael Sofi; auch er hatte die unerwartete Zeitung bereits erhalten, und bedauerte ihn in wahrhaft schmerzlichen Ausdrücken; er verabscheute die Undankbarkeit, mit welcher König Emanuel die unzähligen Verdienste eines solchen Feldherrn belohnte, machte ihn aber zugleich auf die trübe Zukunft aufmerksam, die wahrscheinlich ihm bevorstände, und bot ihm seine Hauptstadt, seinen eigenen Pallast als eine Zuflucht an, wo er in geehrter Herrlichkeit lebend, die Ränke seiner Gegner furchtlos verachten könnte. Da die beiden Schnellsegler ihn zu Ormus nicht mehr trafen, eilten sie ihm augenblicklich nach, und fanden ihn auf. Alfons Albuquerque erfuhr ihre Botschaft mit zermalmender Kränkung; von der Krankheit schon erschöpft, sank er unter der Last des neuen überwältigenden Schmerzens seufzend zusammen. „Wie?“ rief er mehrmals, „Lopo Soarez und Diego Vasconcellos, meine Feinde, meine Verleumder, mir zu Nachfolgern gegeben! Aus Liebe zu meinem Könige habe ich den Hass der Menschen auf mich geladen, aus Liebe zu den Menschen zog ich mir den Hass meines Königs zu. In's Grab mit dir, alter Mann, in's Grab mit dir; es ist Zeit.“

Wenn die Geschichte den König Emanuel den „Grossen“ nennt, so belohnt sie mit diesem Ehrenworte eine unermüdliche Thätigkeit, eine fortwährende Sorg-

falt für das Wohl seines Reiches, zugleich auch eine seltene Gunst des Glückes; ihre Würde aber müsste sie verleugnen, wenn sie die Flecken verschweigen wollte, die diesen Ruhm entehrten. Und hier ist's vorzüglich das eifersüchtige Misstrauen gegen Alfons Albuquerque, welches dem ausgezeichneten Fürsten einen bedeutenden Theil seines Glanzes nimmt. Wohl mochten hundert neidische Zungen ihm den grossen Mann als einen unerträglichen Sieger, als einen herrschsüchtigen und grausamen Befehlshaber geschildert haben, wohl sträubte sich Emanuel auch eine ganze Zeit hindurch, diesen geschäftigen Widersachern sein Ohr zu leihen; auch lässt sich nicht leugnen, dass die Härte und der Starrsinn des Angeklagten zu mancher Beschwerde gegründete Ursache geliehen; dennoch muss es uns als eine schreiende Undankbarkeit erscheinen, einen Helden, der so reiche Lorbeern erfochten, so viele Mühseligkeiten ertragen, seinem Vaterlande so erstaunliche Vortheile erworben, und zum Ruhme seines Königs mit so unverdrossenem Eifer beigetragen, am Ende seiner Laufbahn so herbe Demüthigungen erfahren zu lassen. Man sagt, der König habe den Einflüsterungen über Albuquerque's ehrsüchtige Entwürfe erst dann seinen Glauben zu schenken angefangen, da dieser für seine geleisteten Dienste Goa als ein Fürstenthum begehrte *). Hat er diesen Wunsch wirklich ausgesprochen, so steht der König dessenungeachtet keinesweges entschuldigt da; er konnte ihm sein Gesuch verweigern, den alten Feldherrn durch Kränkungen zu beschämen, war nicht königlich gehandelt.

*) Hieron. Osorius (Bischof von Sylva in Algarbien) de reb Emanuelis.

Nach einiger Zeit legte sich Albuquerque's heftiger Schmerz; er wurde ruhiger, und willigte in die Bitten seiner Freunde, dem Könige zu schreiben. In diesem Briefe bat er, sein Andenken nicht zu beschimpfen, und beschwor den Fürten, für seinen Sohn, den einzigen, welchen er hinterliess, mit väterlichem Wohlwollen zu sorgen. „Ich sage nichts über Indien,“ schliesst das Schreiben; „es wird für sich selbst und für mich reden.“ — Endlich näherte man sich der Küste, die Thürme von Goa stiegen aus den Nebeln des Horizontes empor. Bald lag die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung da. Ihr Anblick überraschte den Kranken mit erschütternder Gewalt. Sie war sein Lieblingsgedanke, die schönste Ehrensäule seines Ruhmes, und die schmerzliche Ahnung mochte ihn anwehen, dass der unbesonnene Leichtsinn einbüssen könnte, was die Tapferkeit mit so kostbarem Heldenblute erworben. Das Schiff wollte er nicht verlassen; er erwartete den Tod, liess seinen Arzt kommen, dankte ihm für die bewiesene Treue, unterhielt sich dann mit seinem Beichtvater, und zeigte den frommen ruhigen Glauben, den man jederzeit an ihm wahrgenommen hatte. Am Morgen nach der Ankunft, kurz vor Sonnenaufgang, gab er seinen Geist auf; die Sonne stieg empor, Alfons Albuquerque sank hinab in die Ewigkeit. In dem Jahre geboren, da unter Heinrich dem Seefahrer die Guinea-küste entdeckt worden, hatte er ein Alter von drei und sechszig Jahren erreicht, und starb am sechzehnten December tausend fünf hundert und fünfzehn.

Nach einigen Tagen wurde die Leiche nach Goa gebracht, und in der Kirche unsrer lieben Frauen vom Gebirge, welche Albuquerque selbst erbaut hatte, un-

ter ausserordentlich prachtvoller Feierlichkeit bestattet. Einen ganzen Monat hindurch währte die Trauer um den unvergleichlichen Helden; wer in der Stadt sich befand, Menschen aus allen Himmelstrichen, an Farbe und an Glauben verschieden, Alle senkten den Blick zur Erde, und auf jedem Gesichte war's zu lesen, dass in der Reihe der Mächtigen ein ausgezeichnetes Haupt sich zur Erde geneigt habe. Die Portugisen fühlten sich verwaist, um ihre Fahnen schien der Glanz des Sieges erstorben; die Mauren erzählten einander mit Rührung von seinen bewunderungswürdigen Eigenschaften, und konnten nicht frohlocken über den Tod eines Feindes, der ihrem asiatischen Verkehre die herbsten Wunden geschlagen — sie nannten ihn Malandi, weil er zu Melinda das Licht der Welt erblickt hatte, und „gerecht wie Malandi“ war lange Zeit hindurch ein Sprichwort unter ihnen: die Indier aber erzeugten ihm fast göttliche Ehre, und wenn sie später von raubgierigen Portugisen mit plagender Ungerechtigkeit gemartert wurden, schlichen sie hin zu seinem Grabe, beteten und opferten, und riefen den Schutzgeist des grossen Albuquerque an *). Die Begräbnisskapelle ward von seinem Sohne erweitert; doch funfzig Jahre später, als man bereits, um die sinkende Herrlichkeit wieder empor zu richten, eines zweiten Albuquerque bedurfte, und seinem Schatten das Unrecht abbat, welches ihm geschehen, brachte man die Leiche mit glänzendem Gepränge nach Europa, und verklärte das Andenken des Mannes durch öffentliche, seinen Ruhm dankbar verkündende Ehrenbezeugungen.

Alfons

*) Allg. Welt-Hist. Th. XXV.

Alfons Albuquerque *) hinterliess das asiatische Reich der Portugisen in seiner kraftreichsten Blüthe; nur in sofern die Werke des Menschen, wenn sie den Gipfel ihrer Grösse erreicht haben, nicht lange sich auf demselben erhalten, sondern jenseits wieder hinunter zu sinken pflegen, lag vielleicht in der erkämpften Herrlichkeit der Keim des Verderbens. Man glaubt, dass er zwei gross sinnige Pläne, zu deren Ausführung der Tod ihm keine Zeit gegönnt, mit in's Grab genommen habe. Der eine bestand in der gänzlichen Zerstörung des alten Verkehrsweges über Alexandrien nach Venedig; Albuquerque hatte bereits dem Kaiser von Aethiopien geschrieben, er möchte, um einen Einfall der Türken, die Afrika nicht lange mehr verschonen würden, unmöglich zu machen, den Nil, ehe er Aegypten erreicht, durch einen Kanal nach dem rothen Meere hin ableiten, und das Bette des alten Stromes zudämmen. Dadurch wäre allerdings Aegypten in eine Wüste verwandelt, und die alte Handelsstrasse ungangbar gemacht worden. Der zweite Plan betraf den Ursitz des mahomedanischen Glaubens; Albuquerque wollte von Ormus aus eine zahlreiche Reiterschaar nach Mekka senden, das Grab des Mahomed plündern, und der saracenischen Religion den empfindlichsten Streich versetzen. Besaßen aber seine Nachfolger kaum die Fähigkeit, seine Eroberungen zu behaupten, so fand sich um so weniger der unternehmende Held, welcher die Entwürfe, die er hinterlassen, in Erfüllung gebracht hätte.

*) Im Portugisischen Afonso d'Albuquerque. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, dass wir alle in dieser Darstellung vorkommenden Eigennamen nicht nach portugisischer Weise geschrieben, wie es, strenge genommen, sich ziemte, sondern, um zu keiner Verwirrung Anlass zu geben, die herkömmlichen Formen beibehalten haben.

Einem natürlichen Zweige des portugisichen Fürstenhauses entsprossen, war unser Held der zweite Sohn des Don Gonzalez d'Albuquerque, Herrn von Villaverde; seine Mutter Donna Leonora de Meneses, Tochter des ersten Grafen von Atuguia. In seiner Jugend hatte er unter König Johann dem Zweiten die Würde eines Grossstallmeisters bekleidet, und eignete sich treffliche Kenntnisse, überhaupt eine wissenschaftlich gelehrte Bildung an; er sprach gewandt, ohne vorbereitet zu seyn, würzte seinen Umgang durch manchen geistreichen Einfall, und suchte durch feinen Scherz den strengen Ernst, welchen er selbst sich angeboren fühlte, zu mildern. Niemand konnte ihm das Lob der Bescheidenheit versagen; wenn er sich mit glänzender Pracht umgab, so geschah es, weil er sie in Asien zur Behauptung der portugisischen Würde für nöthig hielt; dagegen verrieth er überall eine wahrhafte Scheu vor Lobeserhebungen, beförderte niemals einen Schmeichler, und sprach bei Tafel wohl von den tapferen Thaten seiner Hauptleute, nicht von seinen eigenen. Geizig und habsüchtig, ungerecht bisweilen und unerbittlich als Diener seines Königs, machte er sich, wo es ihn selbst betraf, ähnlicher Gebrechen nicht schuldig; als Hauptstatthalter wies er, um einen Zweck zu erreichen, tadelnswerthe Mittel nicht immer zurück, als Privatmann bewahrte er seine Ehre vor jedem Flecke, und hielt mit treuer Gewissenhaftigkeit ein gegebenes Wort. Bei Entwürfen besonnen und kalt, in der Ausführung aber rasch und heftig, schien er auf dem Schlachtfelde ein ganz anderer Mann als im Kriegesrath; auch schrieben es ihm Viele zum Vorwurf an, dass er als leitendes Haupt sein Leben zu leichtfertig den Geschossen des Feindes preisge-

geben. War er thatensüchtig und ehrgeizig, so darf auch nicht übergangen werden, dass er auf dem Gipfel der Grösse sich im Gleichgewichte erhielt, und vom Schwindel der Eitelkeit selbst nach dem herrlichsten Siege nicht ergriffen ward. Er überraschte nicht durch körperliche Grösse, aber die Natur schien ihn mit dem Stempel der Hoheit bezeichnet zu haben; sein Auge leuchtete, den hellen Blick seines Geistes verkündend, blitzte jedoch furchtbar, wenn ihn die Aufwallung des Aergers beherrschte. Diesem königlichen Adel der Gestalt lieh das spätere Alter den Ausdruck der Ehrwürdigkeit; ein schneeweisses Haar deckte sein Haupt, und ein langer voller Bart floss bis zum Gürtel hernieder.

Albuquerque war nie verehlicht gewesen; doch hinterliess er einen natürlichen Sohn, Blasius Albuquerque, welcher die schriftlichen Bemerkungen seines Vaters gesammelt, durch eigene Erläuterungen bereichert, und unter dem Namen „Kommentarien“ heraus gegeben hat. König Emanuel, sein Unrecht gegen den erblichen Helden bald bereuend *), behandelte seinen Sohn mit freigebiger Grossmuth, liess ihn den Taufnamen Alfons annehmen, und wies ihm reiche Einkünfte an.

*) Ferdinand der Katholische sagte zu den Abgesandten König Emanuels, er könne nicht begreifen, wie man einen so glücklichen Feldherrn vom Schauplatze seiner Thaten habe zurück rufen können — und doch rief er unter ähnlichen Verhältnissen den Gonsalvo de Cordova, den siegreichen Verherrlicher seiner Krone, aus Neapel zurück.

Ende des ersten Theils.

Von dem Verfasser dieses Werkes

sind außerdem noch bei uns erschienen:

Cisalpinische Blätter

oder

Leben, Bildung und Sitten
im nördlichen Italien.

Zwei Theile in 8., broch. 1828. Preis: 3 Thlr. Pr. Cour.

Desgleichen:

N o v e l l e n.

Erster und zweiter Theil in 8., broch. 1828.

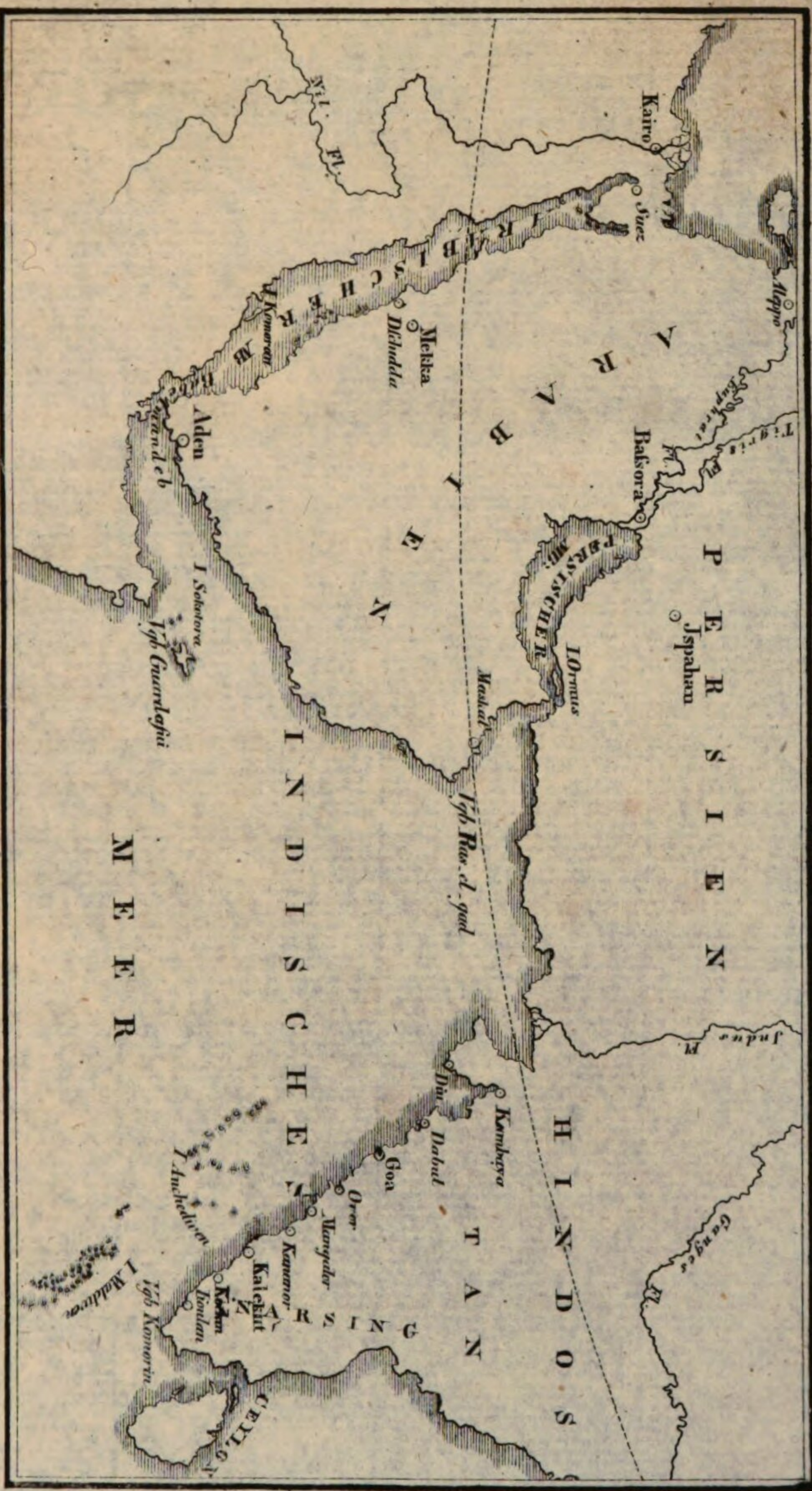
Preis: jeder Theil 1½ Thlr. Pr. Cour.

(Der dritte Band erscheint im Laufe dieses Jahres).

Das günstige, öffentliche Urtheil der competentesten Richter, so wie der allgemeine Beifall, dessen die vorgenannten — eben so belehrenden als unterhaltenden — Schriften des Herrn Dan. Lefsmann sich erfreuen, sichert ihnen einen dauernden Platz in der deutschen Literatur und macht sie der Empfehlung vorzüglich werth. Berlin, 1829.

Haude und Spenersche Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Das Indische Meer, Brücke: Venedig 1^{er} Theil

Leßmann, Daniel,

Biographische Gemälde

Bd.: Erster Theil

Berlin 1829

Biogr.c. 205 x-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070465-2